



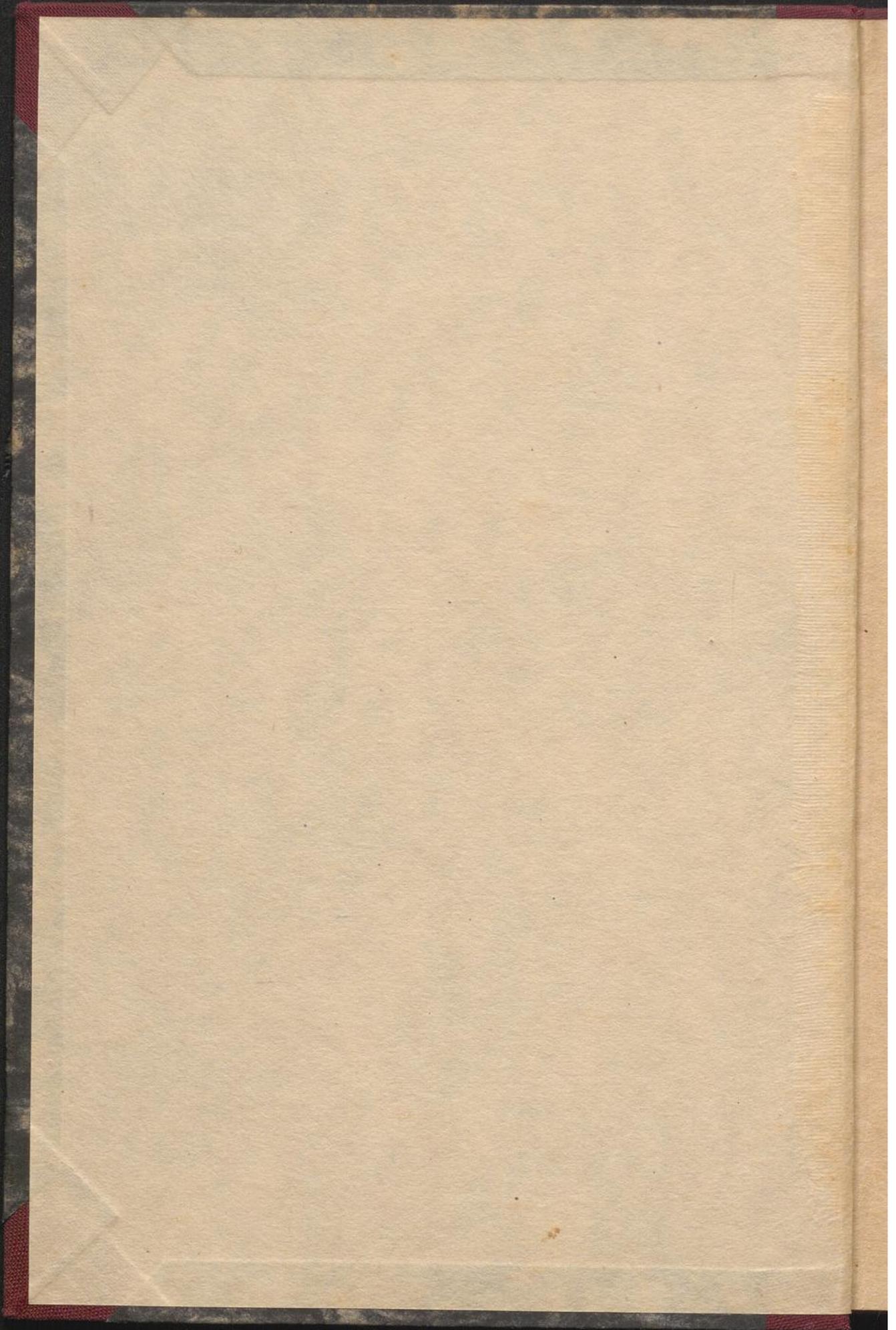
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

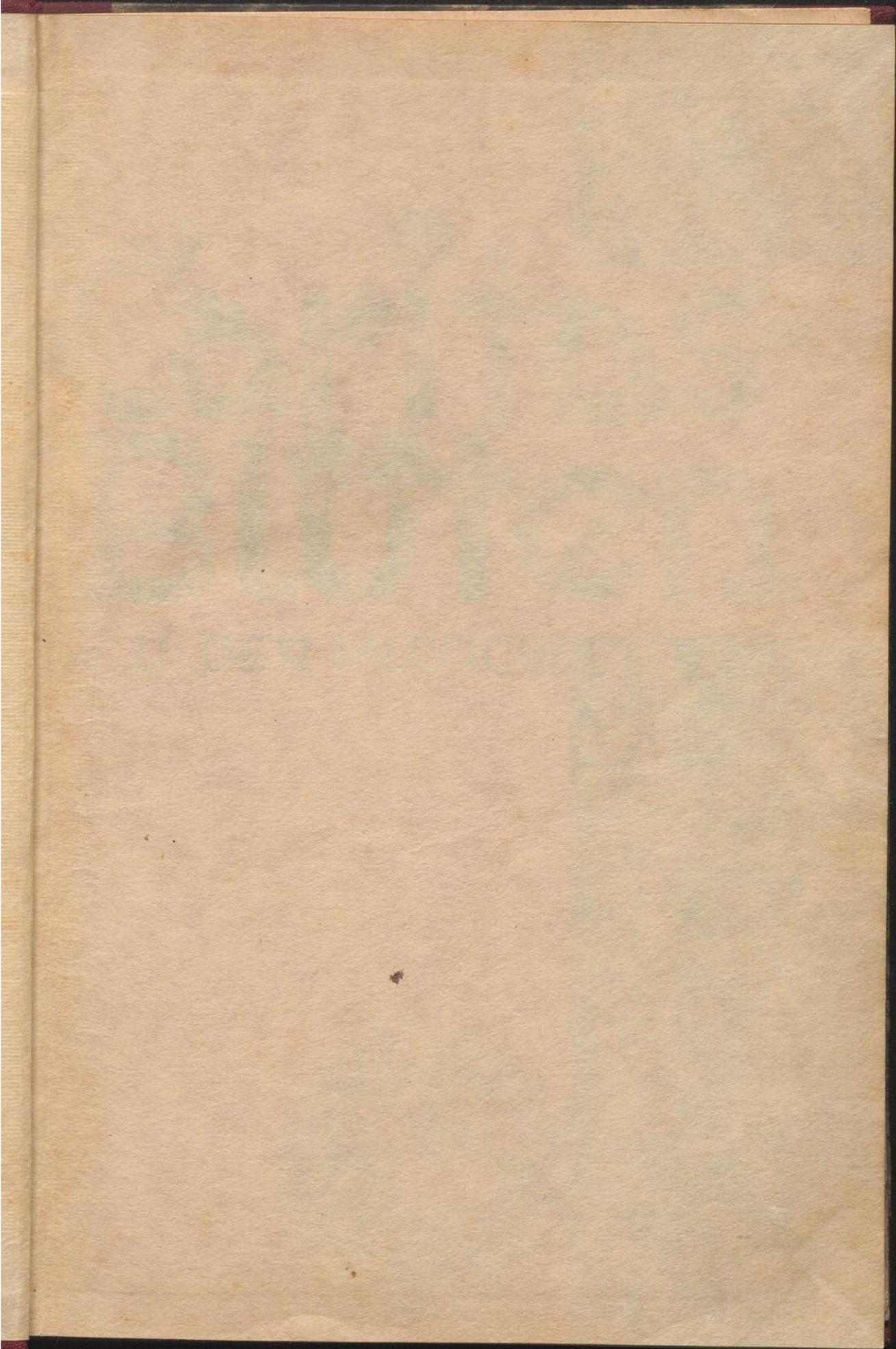
Caritasblüten aus der Mission

1931

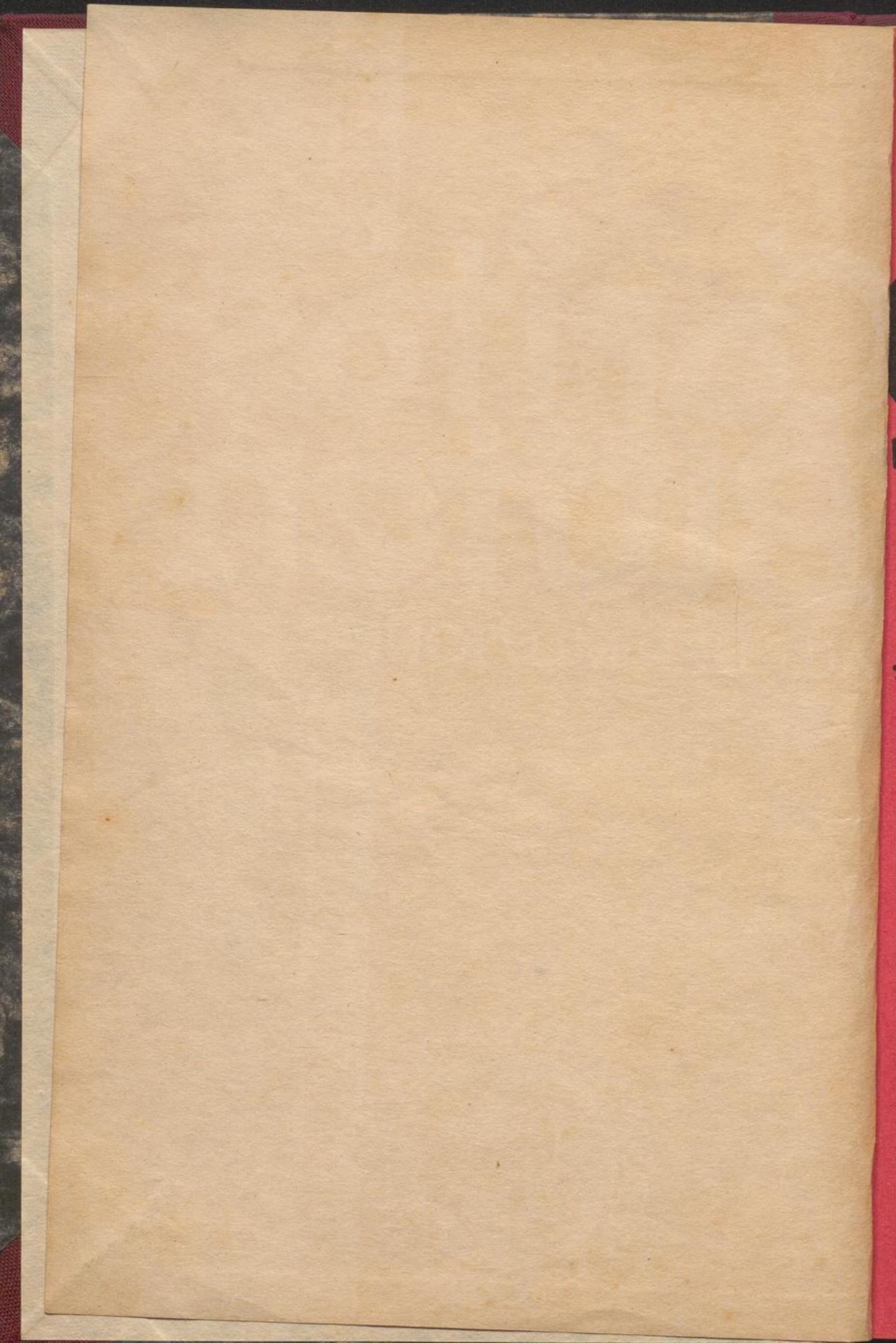
[urn:nbn:de:hbz:466:1-79078](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79078)

iten





Q
I
A



DEM LEBEN
V. KOSTB. BLUT

Caritas- Blüten

AUS DER MISSION

SCHILDERUNGEN UND SKIZZEN AUS
DER MISSIONSSCHWESTERN



Zur Beachtung

Die Caritasblüten erscheinen jeden Monat. Der Preis für 12 Hefchen per Jahrgang ist RM. 2/50. Je mehr die Zahl unserer Leser steigt, desto bescheidener kann der Abonnementspreis werden. Helft uns darum unsere Caritasblüten in weitere Freundeskreise bringen und das Missionsinteresse, das unser Heiliger Vater Pius XI. so sehr empfiehlt, zu wecken und zu befördern. Wer für die Mission arbeitet, arbeitet für Gottes Reich und rettet seine eigene Seele. Die Ernte ist reich, aber der Arbeiter und Arbeiterinnen sind wenige.

S

Der Reingewinn, der bei den hohen Druckkosten und dem teuren Porto äußerst bescheiden sein wird, soll zur Heranbildung von Missionschwestern beitragen. Geldsendungen, Briefe usw. sind zu adressieren an die Versandstelle:

Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn
Postcheckkonto: Köln 77241

Inhaltsverzeichnis

„Gehet zu Joseph!“	50
Der Karfreitag des heiligen Gualbertus	50
Bericht aus dem Mutterhaus	52
Allerlei aus der Mission	53
Der Segen des Papstes Pius IX.	55
Erinnerungen aus meinem Missionsleben in Keilands	57
Die Palme in der Wüste	60
Wiedergefundenes Herzensglück	61
Unsere Winterfreuden	65
Erheiterndes	67
Für die Kinder: Unter Palmen	68
Große Kinder · Rätsel für jung und alt	70
Eingegangene Spenden · Gebetserhörungen · Gebetsempfehlung	71
Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer	71
Gute Bücher	72

Mit kirchlicher Genehmigung.

Herausgegeben von der Generalleitung der Genossenschaft
der Missionschwestern vom kostbaren Blute.

Druck von S. Kühn Kunst- und Verlagsanstalt M. Gladbach,
Verleger und Drucker des heiligen Apostolischen Stuhles.

Caritasblüten

Nr. 1

1931



Jesus, Du das Licht der Welt, Sei im neuen Jahr das Licht,
Wo Du bist, ist Trost und Wonne; Das für uns zu allen Stunden
Wärme uns, Du Gnaden Sonne Strömt aus Deinen heil'gen Wunden
In der öden, kalten Welt. Und der Leiden Fesseln bricht.

Theresia Amndidi Von Schw. M. Rocha, St. Benedict's Mission

Vor ein paar Monaten, es war Anfangs August, kam ein Mann und bat um Medizin für eine kranke Frau, welche eine kranke Nase und auch eine Wunde am Arm hatte. Wir gaben ihm etwas Salbe mit und sagten ihm, er möchte uns wissen lassen, wenn es damit nicht besser würde. Nach einigen Tagen kam ein anderer Mann und wünschte wieder Medizin für die Frau, da es immer noch nicht besser sei. Da unsere Krankenschwester, Schwester Patricia, selbst wegen ihrem kranken Fuß zum Arzt nach Salzburg war, erkundigte ich mich bei dem Mann näher nach der Frau. Er sagte mir, sie heiße Amndidi und sei seine Mutter. Sie habe eine Wunde in der Nase und Kopfschmerzen. Da ich in der Schule bleiben mußte, konnte ich die Frau, welche 2—3 Stunden weit entfernt wohnte, nicht besuchen. Ich sagte ihm also, er möge sie doch hier zur Mission bringen, ich könnte dann täglich die Wunden waschen und verbinden.

Es vergingen einige Tage, ohne daß wir von Amndidi etwas hörten. Da, eines Abends, es war schon dunkel, klopfte es an unser Refektor. Ein Mann stand draußen und sagte, sie hätten die kranke Amndidi gebracht. Wir gingen mit der Laterne hinaus und fanden die arme Frau sterbenskrank auf einer Bahre im Freien liegen. Die Eingebornen selbst hatten all ihre Medicinen und Künste versucht, aber ohne Erfolg. Wie immer, glaubten sie, daß auch Amndidi bezaubert und krank gemacht worden sei. Darum brachte man nun die Frau spät abends, damit die Zauberer nicht wissen, wohin man sie gebracht habe. Die Kinder räumten auf meinen Wunsch sofort einen Kraal aus, und wir legten Amndidi behutsam auf eine Matte neben dem Feuer auf den Boden. Betten haben wir hier auf der Mission nicht, und die Eingeborenen liegen auch lieber auf der Matte auf dem Boden, und zwar am Feuer. Ich machte ihr jedoch noch einen Sack, mit Gras gefüllt, für ihren kranken Kopf zurecht. Dann untersuchten wir die Wunden. Das Gesicht war ganz geschwollen, besonders die Nase. Auch am rechten Arm oben hatte sie eine tiefe Wunde so groß wie eine Hand, welche mit einer schwarzen Kruste teilweise bedeckt war. Amndidi sagte, die Wunde am Arm macht nichts, aber der Kopf und die Nase schmerzten sie. Hochw. Pater Superior meinte, man müsse sehr vorsichtig sein; es könne eine ansteckende Krankheit wie Krebs oder Aussatz sein. Nachdem ich die Wunden gewaschen und verbunden hatte, ließen wir die Kranke mit zwei Frauen, welche mitgekommen waren, für die Nacht allein mit der Weisung, uns zu wecken, im Falle es schlimmer würde. Als ich sie am nächsten Morgen wieder besuchte, klagte sie noch

immer über heftige Kopfschmerzen. Wir fürchteten, daß es aufs Gehirn schlagen würde, und niemand glaubte an eine Besserung. Ich versuchte verschiedene Mittel, aber scheinbar umsonst.

Amndidi war ein gutes, munteres Mütterchen im Alter von ungefähr 60 Jahren, und trotz ihrer heftigen Schmerzen lachte und scherzte sie mit, wenn wir sie aufheitern wollten. So vergingen Donnerstag und Freitag. Ihre Verwandten kamen sie oft besuchen, besonders abends und morgens; aber auch sie hatten keine Hoffnung mehr. Am Samstag in der Frühe fand ich Amndidi so krank und elend, daß ich fürchtete, sie könne jeden Augenblick sterben. Ich ging zum hochw. Pater Superior und ersuchte ihn, doch nachzusehen, ob es nicht besser wäre, die Frau zu taufen. Wir versuchten scherzweise der guten alten Frau den Glauben an Zaubereien auszureden. Auch Amndidi wurde nun wieder etwas lebendiger, und ich sagte ihr, der liebe Gott würde sie gewiß gesund machen, wenn sie in Zukunft brav bleiben und dem lieben Gott Freude machen würde. Sie dürfe nicht mehr dem Teufel opfern und tanzen; dann würde die Medizin, die ich ihr auf den Kopf getan, alles herausziehen. Nach dieser Unterhaltung ersuchte ich den hochw. Pater Superior, mir etwas Ignatiuswasser zu weihen. Ich ließ die Kranke das heilige Kreuzzeichen machen und gab ihr das geweihte Wasser zu trinken. Nachdem ich sie noch gelobt hatte, daß sie das heilige Kreuzzeichen so schön gemacht habe, ging ich wieder an meine Arbeit.

Nach einiger Zeit fand ich die Kranke viel besser. Am folgenden Sonntag fühlte Amndidi sich so gesund und wollte nach Hause gehen. Alle waren ganz erstaunt, und es ging mir beinahe wie den heiligen Aposteln in Athen. „Die Schwester hat mich gesund gemacht“, sagte Amndidi ein über das andere Mal, und die zwei andern Frauen stimmten ihr bei. Ich mußte ihr immer wieder sagen: „Nicht ich, sondern der liebe Gott hat es getan.“

Am Montag abend wurde sie von ihren Verwandten heimgeholt, nachdem sie hier unter Tags auf der Mission ganz gesund herumgegangen war. Ich sagte den Verwandten beim Weggehen, man solle sie auf dem weiten Weg nicht zuviel anstrengen.

Einige Wochen vergingen, und wenn ich nach Amndidi fragte, hörte ich immer, daß es ihr gut gehe. Da kam eines Tages ihr Sohn eilig daher und sagte, Amndidi, seine Mutter, habe vor ein paar Tagen Lungenentzündung bekommen, und sie sei wieder schwer krank. Der hochw. Pater Superior ging eilends hinüber und taufte sie auf den Namen „Theresia“. Als er zurückkam, erzählte er, daß sie so glücklich und nun ein Kind Gottes sei und dem lieben Gott viel Freude machen könne. Nach einigen Tagen erhielten wir die Nachricht, daß Theresia Amndidi sanft und ruhig gestorben sei.

Ihr Sohn ist in der amerikanischen Kirche getauft; er sieht wohl ein, daß die römisch-katholische Kirche die wahre ist, und sagte kürzlich zu mir: „Aber wie kann ich loskommen und zu Euch kommen?“ Ich schickte ihn zum hochw. Pater Superior, welcher ihm gewiß gerne helfen werde, wenn er guten Willen habe. Hoffentlich erbittet Theresia Amndidi, seine Mutter, ihm diese große Gnade im Himmel droben.

3

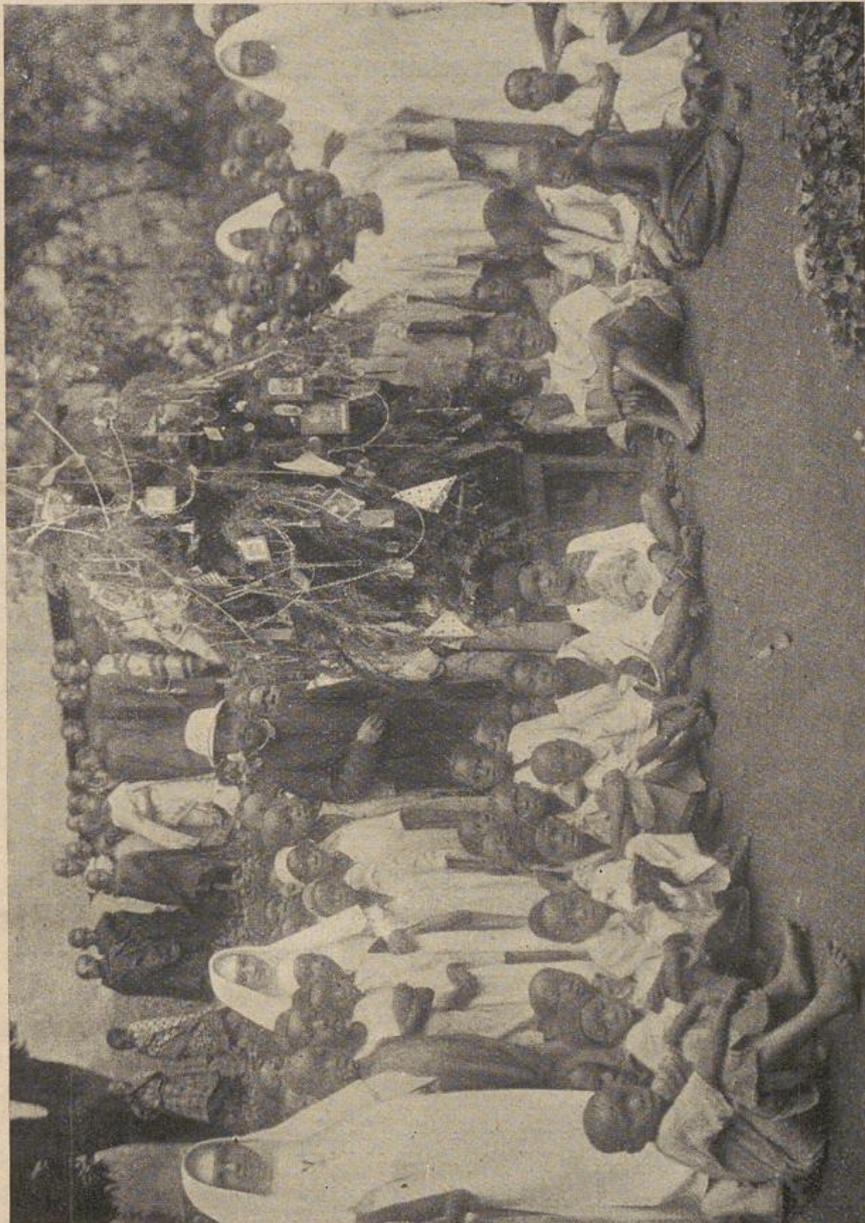
Ein Sohn der Julus oder durch Nacht zum Licht

Von Schw. M. Valentina

Majonga war sein Name als Heide; er war ein Sohn Bukwes, der ein angesehenener Induna des Zulu-königs Mpande war. Mpande war der Bruder und Nachfolger des berühmten und grausamen Zulu-königs Chaka und Dingaan. Da Bukwe zu dem Adel des Landes zählte, war er reich an Viehherden und Weibern, deren letzte Zahl sich auf 25 belaufen haben soll. Die zahlreichen Söhne Bukwes kamen frühzeitig zu dem königlichen Kraal, um dem Sohne des Mpande, Umbuhasi, welcher voraussichtlich Thronfolger werden sollte, zu dienen. So wurde auch Majonga im königlichen Dienste erzogen und erlernte daselbst die militärischen Übungen der Zulukrieger. Er bewies oft seinen Mut und seine Tapferkeit im Jagen auf Löwen, Elefanten, Tiger, deren es damals noch viele im Zululand gab und die das Land unsicher machten. Majonga, erfreute sich in hohem Maße der Gunst seines königlichen Gebieters, der ihm, was damals eine Seltenheit war, erlaubte, schon mit 28 Jahren zu heiraten. Er brachte das Mädchen seiner Wahl, der Sitte des Landes gemäß, vor seinen ältesten Bruder, damit dieser die Wahl bestätige. Doch dieser, ein stolzer, anmaßender und eifersüchtiger Mann, spie der Braut Majongas ins Gesicht, worauf diese voll Entrüstung über die erfahrene Schmach sofort den Kraal Bukwes verließ.

Dieser Erstgeborene Bukwes schien überhaupt aus der Art geschlagen zu haben; er verdächtigte sogar seinen Vater beim Könige aus Neid um die Induna (Würde), und Mpande ließ Bukwe ermorden. Doch der ungeratene Sohn sollte sich auch nicht lange seiner Stellung erfreuen, denn der unheilvolle Krieg zwischen den Söhnen Mpandes, Umbulasi und Cetshwago brach

um diese Zeit aus. Diese beiden Söhne stritten um die Königswürde; jeder hatte seinen Anhang, und es kam zu einer blutigen Schlacht. Das Heer des Umbulafi, in welchem Bukwes Söhne fochten, wurde geschlagen. Die Wellen des Tugela röteten sich



Christbaumfeier und Befestigung der Kleinen in Morogoro.

mit dem Blute der Verwundeten, und Hunderte fanden in denselben den Tod.

Auch Majonga stürzte sich, um den Assagais (Lanzen) seiner Feinde zu entgehen, in die Fluten und wurde von denselben an

das gegenseitige Ufer befördert. Wie lange er in bewußtlosem Zustande dalag, wußte er selbst nicht, und als er erwachte, bedauerte er, nicht in den Wellen sein Grab gefunden zu haben. Einsam und verlassen stand er da; an seinem Herzen nagte der Gram um seinen Vater, dessen Familie sein ältester Bruder so schmachvoll geschändet hatte, und um seine Brüder, deren viele im Kriege umgekommen waren. Sein Gebieter war ermordet; sein Vaterland, für das er gekämpft mit dem Mute eines Löwen, war entzweit. Er selbst war ein Verbannter in fremdem Lande. Ohne die Trostgründe der heiligen Religion, ohne Hoffnung auf die liebevolle Vorsehung Gottes sah er sich einem öden, freudeleeren Leben überlassen. Doch Gott, der ihn von Ewigkeit her als ein Gefäß seiner Liebe und Barmherzigkeit ausersehen hatte, führte ihn auf diesem Wege der Trübsal immer näher seinem Ziele zu. Ein Engländer, namens Mr. W. Daks, nahm sich des Verlassenen an, nahm ihn mit sich nach Natal, gewann ihn wegen seiner Treue sehr lieb und machte ihn zum Aufseher seiner sehr ausgedehnten Farm. Jetzt erinnerte sich Majonga wieder seiner von seinem Bruder so schmachvoll behandelten Braut Matenjwazi, und sein Entschluß stand fest, sie als seine Braut heimzuführen. Gesagt, getan. Er reiste also wieder ins Zululand, stellte sich unter Mpandes Schutz, gewann Matenjwazi und führte sie als sein Weib nach Natal. Diese ist nun die Mutter unseres bekannten hochw. Vaters Aloys; sie wurde getauft und starb im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Rom. Später nahm Majonga noch fünf andere Weiber.

Majonga selbst war ein Stockheide, zäh festhaltend an den Grundsätzen seiner Vorfahren. Stundenlang konnte er auf seinen Ausgängen, die er für seinen Herrn, Mr. W. Daks, zu machen hatte, das Lob der Amadhlozi verkünden, und sich ihrem Schutze empfehlen. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß er als Heide die üblen Gewohnheiten seines Volkes annahm. Nein, Majonga war bei seinem Volke geehrt wegen seines biederen Charakters. Unrecht, Haß und Zwietracht verabscheute er wie kein Zweiter. In seinem Leben als Heide begegneten wir vielen erbaulichen Zügen, die auf seinen edlen Charakter schließen lassen, die man selten selbst unter Gebildeten findet; so seine Treue und Anhänglichkeit an Mr. Daks.

Majonga mochte ungefähr fünf Jahre in Natal gewesen sein, als ihn eine mächtige Sehnsucht nach der Heimat ergriff. Im Zululand, dem Land seiner Väter, wußte er seine teuren Brüder; dort war das Grab seines unvergeßlichen Vaters; zudem war das Land jetzt nicht mehr verheert von den wilden Horden der grausamen Krieger; nein, der langersehnte Friede war endlich gekommen. Cetshwano, der Zulufürst, mußte nach den Vorschriften der englischen Regierung das Land regieren. Seine

Brüder hatten nicht nur Verzeihung von Cetshwayo erlangt, sondern eingedenk der Treue, mit dem sie stets dem Königshause anhängen, waren sie sogar in seiner Gunst gestiegen, waren angesehenere, mächtige Indunas geworden. Warum sollte ihm das nicht auch gelingen? Warum soll er ein Fremdling bleiben? Also zurück nach der Heimat, dem Zululand. Er kündigte seinem Herrn und schilderte ihm die Sehnsucht nach der Heimat. Dieser aber, der die Treue und Anhänglichkeit seines Dieners schon oft erprobt hatte, und ihn auch mehr als Freund behandelte, setzte alle Hebel in Bewegung, um ihn nicht zu verlieren; und Majonga blieb, seinem Umlungu zulieb, ein Fremdling und diente ihm mit gleicher Treue wie zuvor.

Seine Kinder, die er zärtlich liebte, hielt er gleichwohl in strenger Zucht. Diejenigen, die nach und nach in unsere Missionschule kamen, waren alle die Freude und der Trost ihrer Lehrerinnen; und wenn einem nach dem andern das Glück der heiligen Taufe zuteil wurde, stiegen heiße Gebete für die Bekehrung des geliebten Vaters zum Himmel empor. Doch warum verharrte der Vater eines Priesters so lange im Heidentum? Wer in das Labyrinth von Betrug, mit dem der böse Feind diese armen Heiden umgarnt hat, nur einen kleinen Einblick hat, wird sich darob nicht wundern, noch viel weniger über solche Armen den Stab brechen. Ferner ging sein Aufschub nicht aus Mißbrauch der Gnade hervor, er strebte gründlich nach der Wahrheit und wollte einmal kein halber, sondern ein ganzer Christ werden. Auch fiel es ihm schwer, seine Weiber jetzt, da sie alt und gebrechlich waren, zu verlassen.

Die Gnade klopfte oft mächtig an sein Herz und ließ nicht mehr nach, bis sie ihn, wie wir hoffen, zu einem schönen Himmelsbürger herangebildet hatte. Es war in den ersten Jahren der Gründung von Mariathal, bevor noch die Schule eröffnet war. Da sagte eines Tages Majonga zu seinem Sohne Ngugu, dem nunmehr bekannten hochw. Vater Aloys: „Mein Kind, ich möchte mir eine Decke bei den Amaromas kaufen; komm, begleite mich.“ Es war ein heißer Tag, und unsere Schwester Veronika nahm sich der beiden Käufer liebevoll an und reichte ihnen sogar einen Trunk Tamarinde. Voll Dank über die Teilnahme und Liebe der guten Schwester traten die beiden wieder den Rückweg an. Aber je gesprächiger Ngugu wurde, desto nachdenklicher wurde sein Vater; endlich begann er: „Ngugu, mein Sohn, ich habe Dir ein Geheimnis zu sagen, das Du aber einstweilen für Dich behalten mußt. Du weißt, Dein Bruder Kulase starb. Ach, mein Kind starb nicht wie andere unseres Volkes; bei seinem Tode waren keine Amadhlozi. (Geister der Vorfahren) zugegen; wohl aber hat ein großer mächtiger Geist von ihm Besitz genommen. Sollte es gar der große, große Geist

gewesen sein, dem wir Zulus noch so ferne stehen? Denn er hatte keine Furcht vor dem Tode, obwohl er den Amadhlozi keine Verehrung bezeugte. Sterbend richtete er sich auf und sagte: „Vater, lieber Vater, lebe wohl! Habe Dank für Deine Liebe, aber gewähre auch noch die letzte Bitte Deines sterbenden Sohnes. Mgugu, mein Bruder, soll zu den Weißen in die Schule gehen.“

Nach diesen Worten sank er zurück und starb. Ich habe seine Worte nicht vergessen; wie könnte ich die letzte Bitte meines sterbenden Sohnes vergessen? Heute, mein Sohn, habe ich den Ort erkannt, wo Du lernen sollst; es ist bei den Amaromas. Ach, mein Kind, es wird mir schwer, mich von Dir zu trennen, aber ich fühle, der Geist des Verstorbenen will es. Höre daher meinen Rat: Laufe daheim davon, denn ich möchte Deiner Mutter den Abschied ersparen, und gehe zu den Amaromas in die Schule, so bald sie eröffnet ist.“

Mgugu (jetzt unser hochw. P. Aloys) kam also in die Schule nach Mariathal, wurde nach Rom geschickt und kehrte nach neun Jahren als neugeweihter Priester in seine Heimat zurück. Unbeschreiblich war die Freude seines alten Vaters, der ihn bei seiner Ankunft in Mariathal erwartete. Er küßte seinem Sohne ein um das andere Mal unter Tränen die Hand, und es dauerte über eine Stunde, bis er in der Aufwallung der Freude eines Wortes fähig war. „Baba“, sprach er freudetrunken zum hochw. Vater Missionar, „ich übergebe Dir alle meine Kinder; wenn sie mit solchen Ehren zurückkommen, darfst Du sie alle haben.“

Aber trotzdem hatte die Wahrheit immer noch nicht über Majonga gesiegt. Immer inniger stiegen die Bitten seiner Kinder zum Throne Gottes für seine Bekehrung. Da endlich, im Jahre 1909, wurde der Unterricht begonnen, und mit regem Eifer fortgesetzt. Als Majonga sich endlich klar war, daß die ganze amadhlozi- und sangoma-Geschichte nur auf Betrug des bösen Feindes beruhe, verlangte er mit Ungestüm nach der heiligen Taufe. Es ist schwer zu sagen, ob seine Entrüstung oder sein Schmerz größer waren, daß er solange demjenigen gedient hatte, der ihn so schmäzlich hintergangen. Sein Eifer in der Vorbereitung und sein Verlangen nach der heiligen Taufe waren musterhaft.

Das langesehnte Glück wurde ihm endlich am 24. Juli 1909 zuteil. Hochw. Vater Solanus taufte ihn in seinem Kraale in Gegenwart seiner Kinder und vieler anderer, die alle Zeuge seines Abschwures und der Versprechen waren, die er dem lieben Gott ablegte. Auch der hochw. Vater Aloys war zugegen. Nach der heiligen Taufe waren auch der Friede und die Freude des Heiligen Geistes in vollem Maße über ihn gekommen. „Nkosazana (Schwester),“ sagte er, „ich fühle, ich habe an der göttlichen

Natur teilgenommen; bis zu Gott ist meine Seele erhoben worden. Zu spät habe ich ihn erkannt und geliebt. Aber so wahr ich lebe, Gott soll mich nicht undankbar finden. Haben meine Amakosi Omhlaba niemals eine Klage über mich gehabt, um so weniger soll es nun Gott haben, in dessen Dienst ich getreten bin.“ Und er hielt seinen Schwur. Noch nie habe ich einen Neubekehrten gekannt, der es mit seinem Glauben ernster nahm als Majonga oder Anton, wie er jetzt hieß. Man hatte ihm zu Ehren des heiligen Antonius dessen Namen gegeben, denn viele Gebete waren zu diesem großen Wundertäter für seine Bekehrung gerichtet worden. Und Gott, der sich an Goßmut nicht übertreffen läßt, hatte noch große Gnaden und außerordentliche Freuden für unsern Anton aufbewahrt. Der Unterricht wurde über ein Jahr lang fortgesetzt, und bald nahte der schönste Tag seines Lebens, der Tag, an dem er aus den Händen seines Sohnes die erste heilige Kommunion empfangen sollte.

Es war am Feste Mariä Himmelfahrt 1911. In majestätischer Pracht stieg die Sonne am Himmelsgewölbe empor und beleuchtete mit ihren freundlichen Strahlen auch die Hütte, in der geschäftige Hände die letzten Vorbereitungen trafen zum Empfang des göttlichen Heilandes, der im hochheiligen Opfer der Messe auf diesen Altar herabsteigen sollte. Der hochw. Pater Superior, sowie einige Brüder und Schwestern, auch die Kinder Majongas, hatten alles aufgeboten, um dieses Fest zu verschönern. Doch schwerlich wird uns wohl jemand an diesem Tage dem erbarmungsvollen Herzen Jesu näher gestanden sein wie unser Anton, der mit dem Verlangen eines Simeons auf das Heil Israels wartete.

Um 9 Uhr kam unser hochw. Pater Superior und der hochw. Pater Aloys. Ersterer hörte des Uberglücklichen Beichte, und bald darauf begann der hochw. Pater Aloys die heilige Messe zu lesen; während derselben reichte er seinem alten Vater die erste heilige Kommunion. Es war ein erhebender Augenblick. Allen seinen Kindern, die den Vorgang verstanden, traten Tränen der Rührung in die Augen.

War Anton am Tage seiner Taufe voll Eifer für den Dienst Gottes gewesen, so glichen die Gefühle, die er am Tage seiner ersten heiligen Kommunion kundgab, jenen des alten Simeon im Evangelium, nachdem er seinen Gott in seine Arme geschlossen hatte. Er sprach von seinem baldigen Tode, wie er nun hingehe, um im Himmel das Amt eines Fürsprechers für alle diejenigen zu verwalten, die ihm zu seinem Glücke verholfen hätten.

Was ist noch von seinem übrigen Leben zu erzählen? Sein Geist freute sich an der unendlichen Liebe und Erbarmung Gottes, und oft brach er, eingedenk dieser Liebe, in die leise

Klage aus: „Zu spät habe ich Dich erkannt und geliebt; ach, daß es so spät wurde!“

Aber sein Eifer im Dienste Gottes ließ nicht nach. Selbst als seine Hand schon steif und kalt zu werden anfang, machte er immer noch Anstrengungen, das heilige Kreuzzeichen zu machen, und hielt mit zäher Ausdauer das Zeichen des Heiles in seiner Hand fest. So starb er in der genannten Nacht. Möge seine Seele recht bald eingehen in die Freude seines Herrn und die Barmherzigkeit des Herrn besingen in alle Ewigkeit!

3

Wem willst du folgen?

Es ruft die Welt: „Komm mit!“ Streut Rosen auf den Pfad Und lockt auf Schritt und Tritt Mit Schmeichelei und Rat.	Der Heiland spricht: „Komm mit, Folg nicht der Erde Reiz, Ich biet' auf jeden Schritt Zwar Dornen nur und Kreuz.
--	---

Es ruft die Welt: „Komm mit, Ich biete buntes Spiel, Der Kleider eittlen Schnitt, Der Freuden froh und viel.	Nicht Tand und Kleiderpracht, Nicht Gold und Edelstein, Nur was dich glücklich macht, Das biet' ich fromm und rein.
---	--

Komm mit, komm mit, mein Kind, Laß dich umgarnet sein, Streu Rosen in den Wind, Und folg' den bunten Reih'n.	Ich lade nicht zu Spiel, Zu Tanz und Fröhlichkeit, Entsagung ist mein Ziel, Erniedrigung mein Kleid.
---	---

Ich biete nichts als Freuden, Gesangeslust und Tanz, Wer wollte da noch meiden Der Erde Lust und Glanz?“	Doch droben glänzt die Krone Für der Entbehrung Last, Die geb ich dir zum Lohne, Wenn du gekämpft hast.
---	--

Doch ach, doch ach, wie lange Währt all der Farben Pracht, Es ist die alte Schlange, Die unter Blumen lacht.	So wähle denn, mein Kind, Was dir am besten dünkt, Die Zeit vergeht wie Wind, Die Krone ewig winkt!“
---	---

3

Reise unserer Ehrwürdigen Mutter General- oberin in Ost-Afrika

von Schw. M. Ebba,
Begleiterin der Ehrw. Mutter

(Fortsetzung.)

Noch am gleichen Tage fuhren wir nach Riboscho zurück, um uns für die Reise nach Kilema zu rüsten. Der hochw. Herr Bischof stellte der Ehrwürdigen Mutter sein Auto zur Verfügung, und so konnten wir auch diese Reise per Auto unternehmen. Unterwegs hielten wir ein Stündchen Rast bei den Schwestern im Seminar, die hier den Haushalt besorgen. Die Seminaristen, die hier ihre ersten Studien für den Priesterberuf machen, begrüßten die Ehrw. Mutter recht herzlich, und auch Schwester Eudocia und Schwester Berendine wußten ihrer Freude nicht genug Ausdruck zu geben. Der hochw. Pater Rektor und der hochw. Pater Romer empfingen die Ehrw. Mutter in sehr wohlwollender Weise. Ja, überall war Freude über ihren Besuch.

Nun kamen wir auf der Fahrt Kilema näher. Die Lage der Mission ist wirklich sehr schön. Auf der einen Seite grüßt der Kilimandjaro mit dem Kibo und dem Kimawensi, und auf der andern Seite leuchten die Pareberge im blaugrauen Farbenspiel herüber. Nach hinten bietet die Steppe mit dem schönen Ijpesee eine herrliche Fernsicht. Die Missionsgebäulichkeiten sind alle in Stein aufgeführt, und die große geräumige Kirche mit den schönen Malereien macht einen weihedvollen Eindruck. Die Malereien sind größtenteils von Mutter Ubalda, Schwester Engelberta und Schwester Domitilla ausgeführt. Eine schöne Zierde des Gotteshauses sind die großen Kreuzwegstationen von Fugel, welche ebenfalls von den Schwestern gemalt wurden.

Auch das Schwesternhaus ist ein recht gemütliches, klösterliches Heim. Wir haben schon viel Schönes von der Mission Kilema durch die Erzählungen von Schwester Engelberta erfahren, aber die Wirklichkeit übertrifft alles bisher Gehörte. Der üppige Gemüsegarten mit seinen reichen Erzeugnissen, die schön gepflegten Anlagen mit prächtigen Ziersträuchern und schönem Blumenschmuck zeugen von großem Fleiß. Eine solche Menge Rosen, Lilien und Veilchen haben wir wohl noch nie gesehen. Eine ganze Allee Rosensträucher mit je 50 und mehr Rosen zieren den Weg zur Kirche. An der hinteren Seite des Hauses wächst der Kaffee fast zum Fenster herein.

Mit herzlicher Willkommensfreude begrüßten uns die Schwestern, Kandidatinnen und die Kinder, die alle vor dem Eingang versammelt waren. Fröhliche Lieder schallten von den Lippen der Kinder zur Begrüßung der Ehrw. Mutter. Schon bald nach unserer Ankunft kam der Häuptling von Kilema mit

seinen Begleitern, um die Ehrw. Mutter zu begrüßen und ihr zu danken, daß die Schwestern wieder nach Ost-Afrika zurückkommen durften. Der Häuptling samt seiner ganzen Familie ist katholisch. Am andern Tage erschien auch seine Frau in gleicher Absicht. Ein Töchterchen trug sie auf dem Arm, und der kleine Abraham, der Thronfolger, schritt stolz neben der Mutter her. Es ist ein großer Vorteil, wenn die Häuptlinge katholisch oder doch wenigstens der Mission gut gewogen sind, denn jeder Stamm richtet sich gewöhnlich nach seinem Häuptling.

Das Schönste der Mission Kilema ist aber die große Christengemeinde, die über 12000 Seelen zählt. Eine solch blühende Christengemeinde trifft man wohl selten. Gleich einer langen Prozession sieht man die Scharen am Sonntag zur Kommunionbank eilen. Wenn die Kinder ein halbes Jahr alt sind, nimmt die Mutter dieselben schon mit zur heiligen Messe. Trotz der vielen Christen gibt es aber doch noch bis 30000 Heiden am Kilimandjaro.

In der letzten Woche im August fanden in Kilema die heiligen Exerzitien statt, woran alle Schwestern der umliegenden Stationen, wie Riboscho, Uru, Rombo, Kilindini sich beteiligten. Ein Auto nach dem andern lief ein, dicht besetzt mit Schwestern. Das war eine Freude und ein Jubel, hier mit der Ehrw. Mutter zusammen die heiligen Übungen halten zu dürfen. Schwester Oberin, Schwester Mathilde bot in ihrer mütterlichen Liebe und Güte alles auf, um den Schwestern die Tage recht angenehm zu gestalten. Ehrw. Mutter benützte die Gelegenheit, den Schwestern die treue Erfüllung ihrer Ordens- und Missionspflichten recht ans Herz zu legen. Alle gingen neu gestärkt in ihr Heim zurück, das inzwischen von den eingeborenen Jungfrauen betreut wurde. Hier gewährten mir der liebe Gott und die Vorgesetzten die Freude, meine Schwester Felizitas wiederzusehen, nachdem wir vor einigen Jahren Abschied genommen hatten.

Manches Schöne könnten wir Ihnen noch von Kilema erzählen, doch wir denken, Schwester Engelberta wird Ihnen gewiß ausführlicher von unserm Aufenthalt in Kilema berichten.

Nach den heiligen Exerzitien ging die Reise nach der sechs Stunden entfernten Mission Rombo, wohin uns der Häuptling von Kilema persönlich mit seinem Auto brachte. Auch hier standen die Schwestern mit ihrer Jugend zur Begrüßung bereit. Schon seit mehreren Stunden saß ein Junge auf dem Turme, Ausschau haltend nach unserm Auto. Nach einem herzlichen Willkommenslied überreichte ein Krausköpfchen der Ehrw. Mutter einige duftende Rosen, und oben an der Treppe stand die kleine Maria, ein zweijähriges Mädchen, mit einem Beilchensträußchen in der Hand. Es eilte auf die Ehrw. Mutter zu und sagte, indem es die Beilchen hinreichte, „Da Mama Umkubwa“.

d. h. „Da, große Mutter“. Dies Gedichtchen der Kleinen hat uns am besten gefallen.

Während des Krieges sind der Mission viele Christen verloren gegangen durch Abfall vom Glauben, doch Gott sei Dank hat das katholische Leben in den letzten Jahren einen guten Aufschwung genommen, so daß die Christengemeinde wieder bis 1400 zählt. Besonders läßt der häufige Empfang der heiligen Kommunion auf ein gutes christliches Leben schließen. Auch hier kam der Häuptling schon bald nach unserer Ankunft zur Begrüßung der Ehrw. Mutter. Der Mann zeigte ein ge-



Missionsstation Rombo.

wandtes Auftreten, trug europäische Kleidung, und hatte sogar einige goldene Zähne im Munde, die ihm Schwester Ludwina in Kilema machen mußte nur der Schönheit halber, ohne daß seine Zähne schlecht waren. Er ist noch ein Heide und hat drei oder vier Frauen, geht aber jeden Sonn- und Festtag zum Gottesdienst. Er sagte der Ehrw. Mutter, daß er Christ werden wolle, und sich schon für den Unterricht gemeldet habe. Als er hörte, daß die Ehrw. Mutter auf der Heimreise nach Rom gehe, gab er Grüße für den Heiligen Vater mit. Ehrw. Mutter schenkte dem Häuptling einige Kleidchen für seine Lieblingskinder und versprach ihm ihren Gegenbesuch. Des andern Tages kam ein Nachbarhäuptling, um die Ehrw. Mutter zu sehen und

zu begrüßen. Er ist ein einfacher Mann, der auch Christ werden will und nie beim sonntäglichen Gottesdienst fehlt. Die große Mutter von Ulaya (Europa) flößt allen Respekt ein, und mit Ehrfurcht schauen sie zu ihr auf. Die Mädchen hier sangen ein selbstgedichtetes Lied, worin es hieß: „Wenn Du, große Mutter, unser Land regieren würdest, herrschte Freude überall.“ Daß dem Häuptling dieser Besuch keine Kleinigkeit war, bemerkte man sofort, als er mit zitternder Hand beim Eintreten den Spazierstock an die Wand lehnte. Im Laufe des Gespräches sagte der Häuptling zur Ehrw. Mutter, es sei notwendig, daß er Christ werde. Er begründete diese Notwendigkeit damit, daß ihm seine vier Frauen täglich Schwierigkeiten bereiten und er froh sei, dieselben los zu werden. Dieser Grund ist zwar sehr natürlich, aber immerhin ein gutes Hilfsmittel.

Von Kombo aus besuchten wir das eine Stunde entfernt gelegene, im Bau begriffene Noviziat der eingeborenen Schwestern, wovon ich oben schon erwähnt habe. Es ist ein einfacher zweckentsprechender Bau. Ein Flügel ist als Kloster für unsere Schwestern vorgesehen, die dieses neue Werk leiten sollen. Auch die Küche und das Magazin sind getrennt von den Räumlichkeiten der eingeborenen Schwestern. Die Schwestern wohnen hier ganz für sich und haben ihre eigene Kapelle, so ganz passend für ein Noviziat.

Von hier aus fuhr uns der ehrw. Bruder Baumeister zur naheliegenden Station Mashati. Der hochw. Pater Missionar lud die Ehrw. Mutter ein, seine Mission zu sehen und ihr gleichzeitig naheulegen, daß er auf Schwestern warte. Nahe dieser Mission wohnt ein großer Häuptling, ein Heide mit 40 Frauen. Er hat ein großes Besitztum und jede seiner Frauen eine kleine Hütte und Farm für sich. Seine Kinder sind ungezählt, doch stirbt ihm in letzter Zeit keines seiner Kinder mehr ohne die heilige Taufe. Er sagt nämlich: „Jetzt habe ich Kinder genug bei meinem großen Geist und möchte auch noch einige bei dem Geiste der Christen haben, damit ich dann nach meinem Tode hingehen kann, wo es mir am besten gefällt.“ Zu diesem gefürchteten Mann, der mitunter auch sehr grausam sein kann, führte uns der hochw. Pater; nachdem er uns aber vorher angemeldet hatte. Als wir ankamen, war er gerade bei einer Verhandlung, wurde aber sofort gerufen. Wir waren wirklich überrascht, als er nach wenigen Minuten aus einem Bananenhain kam und uns aufs freundlichste begrüßte. Er ist eine stattliche Erscheinung mit einem schlaun Blick und feurigen Augen. Als einziges Kleidungsstück trug er eine wollene Decke um den Körper geschlagen. Sein Wollhaar fing an sich zu bleichen; zählte er ja auch schon 70 Jahre. Nach der Begrüßung führte er uns in sein Wohnhaus und erkundigte sich nach dem Befinden der Ehrw. Mutter und wie es in Europa gehe. U. a.

lagte er dann zur Ehrw. Mutter, ob sie schon 20 Jahre alt sei. Die Schwarzen haben nämlich bezüglich des Alters der Schwestern kein richtiges Urteil. Nun bot er uns auch einen Becher Bier an, was wir aber dankend ablehnten, worauf der Alte erwiderte; daß der hochw. Vater und wir Schwestern kein Bier trinken, könne er verstehen, aber daß der Bruder, welcher auch bei uns war, kein Bier trinke, habe eine andere Bedeutung. Sofort ließ sich der Bruder einen Becher Bier geben, um dem Häuptling zu zeigen, daß er nichts gegen ihn habe. Nun nahm der Häuptling den Becher, trank einen Schluck zum Zeichen, daß kein Gift darin sei und reichte denselben dann dem Bruder. Aus seinem Becher mußte der Boy erst einen Schluck trinken zum Beweis, daß das Bier nicht vergiftet sei. Beim Abschied schenkte der Alte der Ehrw. Mutter eine Ziegenkeule, die sich die Boys auf der Mission dann gut munden ließen.

Auf der Heimfahrt mußten wir noch einen christlichen Häuptling besuchen, dessen Frau Amanda auf der Mission erzogen wurde und von den Schwestern noch immer etwas betreut wird. Beide kamen an das Auto, um uns in ihr Heim zu führen. Der Tee mit frisch gebackenen Hefeküchlein stand schon bereit. Wir waren sehr erstaunt über die Ordnung und Reinlichkeit, die in dem schlichten Lehmhaus herrschte. Auch die beiden Kinder schienen recht wohlherzogen zu sein. Amanda ließ gleich das Grammophon spielen, während wir ein Täßchen Tee nahmen, um der guten Frau die Freude zu machen; dann ging die Fahrt wieder nach Kombo zurück. Hier machten wir dann noch den versprochenen Gegenbesuch beim Häuptling, wo wir sehr freundlich empfangen wurden. Der älteste Sohn und Thronfolger mußte uns sein aus Stein gebautes Haus zeigen, das ganz europäisch eingerichtet war. Dann photographierte Schwester Felizitas noch den Häuptling mit seinem Sekretär und dessen Söhnchen, der Thronfolger und das Lieblingstöchterchen des Häuptlings. Bei der Zusammenstellung des Bildes mußte Schwester Felizitas gut darauf achten, daß die Anzüge deutlich zu sehen waren; der Sekretär machte extra auf den schönen Anzug seines Sohnes aufmerksam. Es sind wirklich alles noch große Kinder. Sie sehen, daß die Ehrw. Mutter sich nicht nur den Schwestern widmen mußte, sondern auch von den Eingeborenen sehr in Anspruch genommen wurde. Die Leute sind eben hier so ganz mit der Mission und den Schwestern verwachsen, so daß die Ehrw. Mutter der guten Sache wegen diese Mühe auf sich nehmen mußte.

Nun hieß es Abschied nehmen vom Kilimandjaro und den Schwestern, bei denen wir schöne Stunden verlebten, und die Reise ging dem Kenyagebiet zu. Mutter Ubalda begleitete uns.

Der erste Besuch galt der Missions-Station Bura. Mutter Roselina holte uns an der Bahn ab, und das bereitstehende

Auto brachte uns zur Mission. Ein Glück, daß wir durch die Dunkelheit der Nacht den gefährlichen Weg nicht sehen konnten. Die Mission Bura hat ebenfalls eine herrliche Lage und ist umrahmt von hohen Bergen. Auch die Mission und besonders die Schulen gehen gut voran, und die Christengemeinde ist bis 7000 angewachsen.

Die fröhlichen Kinder führten zur Begrüßung der Ehrw. Mutter schöne Reigen auf und sangen lustige Liedchen. Einige Lehrer der Station, als Zauberer verkleidet, zeigten uns das Treiben dieser unheimlichen Menschen im Heidentum.

Auch hatten wir die Freude, dem Feste der Gelübdeablegung von Schwester Juditha am Herz-Jesu-Freitag im September beizuwohnen. Die Schwestern hatten mit dem Feste gewartet, bis die Ehrw. Mutter kam. Durch das viele Reisen und die Anstrengungen war die Ehrw. Mutter sehr ermüdet und geschwächt, so daß wir hier einige Tage länger verweilen mußten, als wir vorhatten. Während dieser Tage durfte ich mit Schwester Juditha einen Aufstieg auf einen Berg unternehmen, um den Platz zu besichtigen, wo die Heiden die Schädel und Knochen ihrer Toten aufbewahren. Ein Lehrer der Mission begleitete uns als Führer. Der gute Mann machte uns wiederholt aufmerksam, daß es sehr gefährlich sei, diese Stätte zu besichtigen wegen der Heiden, die glauben, wir würden einen Schädel mitnehmen. Ebenso fürchtete er auch die bösen Geister, denen dort geopfert werde. Doch wir redeten ihm die Furcht aus. Auch der Weg war etwas beschwerlich, da wir einen Fluß passieren mußten. Der Lehrer bot sich an, mich hinüber zu tragen, doch ich zog es vor, Schwester Juditha zu folgen, die von einem Stein auf den andern sprang. Leider konnte ich keine so großen Sprünge machen und sprang natürlich ins Wasser. Aber die afrikanische Sonne trocknet wieder alles rasch!

Oben angelangt, zeigte uns der Lehrer die geheimnisvolle Stätte. Er selbst blieb aber von ferne stehen, während wir die vielen Totenschädel, die alle übereinander aufgeschichtet waren, besichtigten. Wir gedachten der armen Toten im Gebete und hätten gerne noch etwas Rundschau gehalten, aber der gute Mann drängte zum Gehen, da das Geschrei der Heiden schon den Berg herauf schallte. Wir gingen nun einen andern Weg nach Hause zurück. Auch hier neigten sich die Tage unseres Aufenthaltes rasch dem Ende zu und die nächste Reise ging Nairobi zu.

Der Weg führte durch eine große Steppe, die aber ein interessantes Bild bot. In den Morgenstunden sahen wir in der weit ausgedehnten Steppe ganze Herden von wilden Tieren, teils ganz nahe, teils in der Ferne; Herden von Tigerantilopen, Zebras, Wasserböcken, Hirschen mit doppelten Geweihen, Gnus, eine Art Pferde mit Hörner, Straußen und vielen, die wir

nicht erkennen konnten. Ehrw. Mutter sah sogar in der Ferne einen Löwen. Diese Tiere, frei lebend, sind viel schöner als die gezähmten in den Tiergärten.

In Nairobi angelangt, empfing der hochw. Herr Bischof mit dem hochw. Herrn Generalvikar die Ehrw. Mutter am Bahnhof und hieß sie herzlich willkommen in Nairobi. Auch Schwester Arsenia begrüßte uns schon am Bahnhof. Zwei Autos standen bereit, um uns ins St.-Theresien-Kloster zu bringen. Das Klosterchen liegt drei Viertelstunden außerhalb der Stadt in einem schön angelegten Garten und macht einen sehr freund-



Wie man das Holz aus dem Urwald holt.

lichen Eindruck. Die Kinder der Boardingschool standen Spalier am Eingang des Klosters und empfingen die Ehrw. Mutter mit einem herzlichen Willkommenslied, und die kleine Dorothea, ein Syrierkind, trug ein englisches Gedichtchen vor und überreichte einen zierlichen Blumenstrauß.

Die Schwestern haben hier eine schöne, vielversprechende Tätigkeit. Die staatlich anerkannte Boardingschule geht gut voran; auch die Frauen und Mütter haben ein Heim bei den Schwestern und erhalten praktische Unterweisungen für den Haushalt und die Kindererziehung.

Nairobi ist eine ziemlich große Stadt mit regem Verkehr; leider sind dadurch auch viele fremde, religionsfeindliche Sekten vertreten. Doch blüht auch das katholische Leben. Es sind be-

reits drei Gotteshäuser hier und eine vierte große Missionskirche ist im Bau begriffen.

Von Nairobi aus besuchten wir die Mission Kalimoni, die ebenfalls der kleinen heiligen Theresia geweiht ist. Mitten in einer großen Sisalpflanzung erhebt sich ein schmuckes Kirchlein und die andern Missionsgebäulichkeiten. Das Hospital für die Eingeborenen liegt eine halbe Stunde von der Mission entfernt und wird von den Schwestern besorgt. Die Christen sind hier noch nicht so zahlreich, aber doch recht eifrig, und die Mission hat gute Hoffnungen für die Zukunft.

Von hier aus besuchten wir noch das Sanatorium der weißen Schwestern unserer lieben Frau von Afrika, welche den Schwestern viel Gutes erweisen. Sie haben ein schönes Heim und eine große Farm mit einer ausgedehnten Kaffeepflanzung, deren Ertrag den Schwestern den Unterhalt verschafft.

Die Heimfahrt nach Nairobi hätte uns zum Schluß noch zum Verhängnis werden können. Es überraschte uns nämlich ein Gewitter mit starkem Regen. Das Wasser floß über die Straße, und der hochw. Vater Superior, der das Auto selbst lenkte, konnte vor Regen kaum noch etwas sehen. Bei solch einem Sturm waren wir bis jetzt doch noch nicht unterwegs.

Nun muß ich schließen, denn nach wenigen Stunden bringt uns das Dampfroß nach Mombassa, das wir, so Gott will, morgen in der Frühe erreichen werden.

★

Es schlägt der Puls, es rinnt die Zeit,
Es reißt sich Jahr an Jahr.
Das Leben ist ein flüchtig „Heut“,
Nie kehrt zurück, was war.
Die Freude lächelt und - versiegt;
Die Träne quillt, auch sie versiegt,
Und alles blüht und reißt und fällt,
Ein großes Grab ist diese Welt.

★



F ü r d i e K i n d e r

Unter Palmen

Von Schw. M. Engelberta

Es ist ein wenig kühl heute, um im Schatten zu sitzen, deshalb sind die zwei kleinen Mädels abseits zur warmen Küchenmauer gewandert. Zwei leere Stühle fanden sie da, und noch etwas viel Schöneres: goldgelbe Drangen in einem Rükchenteller. Gewiß würde bald Jungfrau Anna, die immer freundliche eingeborene Kandidatin, hierherkommen, um die Drangen zu schälen. Christinchen ist noch schlauer als Gladys; sie nimmt die kleinste der Früchte aus dem Teller und sagt leise: „Du wirst sehen, diese dürfen wir essen, wenn wir Anna jetzt helfen werden, die Drangen abzuschälen.“

Die kleinen Schelme! Sie merkten gar nicht, daß sie indessen geknipst wurden. Wer nur so boshast gewesen ist! — Aber ein schönes Bildchen ist es geworden, das muß doch jeder neidlos zugeben, nicht wahr?

So können auch schwarze Kinder recht lieb sein, obwohl sie so dunkel sind. Nette Krausköpfchen haben wir, wie unsere Christinchen, erst fünf Jahre alt, und Gladys, sechs Jahre. Und die Hauptsache ist, daß die Mädchen auch brav sind. Gladys war es immer, aber Christinchen war, als sie auf die Mission gebracht wurde, ein kaum drei Jahre altes aber recht verzogenes Kind, ein recht eigensinniges Böckchen; ein Trozköpfchen sondergleichen. Es hörte nicht, wenn man es rief, stand schmollend in einem Winkel und ließ die dicken Lippen hängen: „Könnt Ihr Euch das vorstellen, liebe Kinder?“ — Ich glaube es wohl; am Ende muß wohl gar die eine oder andere der kleinen Leserinnen ganz beschämt zugeben, es auch schon ein paarmal so getan zu haben.

Aber zu meiner und auch Eurer Freude muß ich Euch sagen, daß sich unsere Christinchen schnell gebessert hatte, und zwar wegen einer Puppe, welche ihr eine gute Schwester zu geben versprochen hatte, wenn sie immer recht artig und gehorsam wäre. Richtig, Christinchen bemühte sich zusehends und bekam auch die hübsche Puppe, und sie nannte ihr Kindchen „Milli“ und trug sie gar zärtlich in ihren molligen Armchen herum.

Da könnt Ihr sehen, Ihr lieben, weißen Kinder, in der schönen Heimat, jenseits des Meeres, wieviel Gutes Ihr tun könnt, wenn Ihr hie und da ein Spielzeug opfert, so wie es der



brave Otto aus dem Rheinland, der lustige Hans aus Württemberg und so manche andere freundliche Kinder, besonders aus Baden und Schlesien, schon getan haben.

Missionsfreundliche Kinder, Knaben und Mädchen, können gar viel Gutes tun, besonders auch, wenn sie Missionschriften verbreiten helfen, neue Abonnenten dafür gewinnen, das ist, liebe Kinder, ein hochedles Werk, vom Heiligen Vater gesegnet, und bringt solch christlichen Familien meist große Gnaden. Ich kenne viele solche Kinder, habe von ihnen freundliche Brieflein erhalten und erfahren, daß nach Jahren mehrere dieser Kinder selber vom lieben Gott für die heilige Mission berufen wurden.

Das ist eine der höchsten Gnaden, die Euch, liebe Kinder, zuteil werden können. „Nicht Du hast mich erwählt,“ sagt der Herr, „sondern ich habe Dich erwählt.“ —

Schöne Photographien habe ich auf meinem Schreibtisch liegen; liebe, brave Kinder aus guten christkatholischen Familien, die sich für die afrikanische Mission interessieren, die gerne das Missionsglöcklein läuten hören, die gerne die roten Caritasblüten der Missionschwestern vom kostbaren Blut lesen und welche die so schwarzen Negerlein lieben. Aus allen Gegenden und Städten. Zwei allerliebste Mägdlein, Irenka und Janka von Posen, welche stets große Freude haben, wenn ein Brieflein von der Tante und Großtante aus Ost-Afrika ankommt



und für welche ich Euch bitte zu beten, denn die kleine überaus sanfte Janka hat ein schmerzliches Augenleiden und hat die Großtante, unsere Schwester Oberin, schon öfter ums Gebet für sie ersucht. Nun hat sie vom Doktor eine Brille bekommen, damit es besser werden soll.

Nun muß ich aber schließen, meine lieben, jungen Freunde und wünsche Euch, da es schon spät ist, gute Nacht.

Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Näglein besteckt,
Schlupf unter die Deck;
Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst Du wieder geweckt!

Gute Bücher

Die neun Liebesdienste des Göttlichen Herzens Jesu. Neun Bildtafeln mit neun Betrachtungen von P. Ferdinand Nelles S. J. (mit kirchlicher Druckerlaubnis). Gr. 8°. In kunstvoller Mappe 1 RM., bei Partiebezug Ermäßigung. B. Kühlen Kunst- und Verlagsanstalt M. Gladbach.

Die bekannten Liebesdienste des „Göttlichen Herzens“ erscheinen hiermit in einer wesentlich neuen und vertieften Form. Eine vollständige Anleitung zur Betrachtung wird geboten. Vor allem sind hier die Worte der Heiligen Schrift zu kunstvoller Einheit verwoben. Ein steigender Aufbau bestimmt die Reihenfolge. Die ersten drei Liebesdienste sollen eine Grundlegung der Andacht sein, die drei folgenden eine Einführung ins tiefere Verständnis, die drei letzten führen hinauf bis zur höchsten Vollendung, bis zum holocaustum der Liebe, dem Opfer. — B. Kühlen gab dem Ganzen eine künstlerische Ausstattung: Ein ansprechendes Herz-Jesu-Bild fesselt sofort den Blick. Alles ist in vornehmem Tiefbraindruck gehalten. Ein gefälliges Mäppchen schließt das Ganze ein. — Der guten Sache wegen muß man dem Werkchen wirklich weiteste Verbreitung wünschen, denn hier besitzen wir eine treffliche, kurze, klare, übersichtliche, tiefe Einführung in die ganzen Schönheiten der Andacht zum Göttlichen Herzen Jesu.

„Claver-Missionskalender 1931.“ Vierundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 96 Seiten, Großoktav mit farbiger Bilderbeilage, vielen Illustrationen und einem Wandkalender als Beilage. — Preis: 80 Groschen, L. 2,50.
Bestelladressen: St.-Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19. — Wien I, Bäckerstraße 18, Mezz. — Innsbruck, Universitätsstraße 24 (2. Stock). — Rom, (23) via dell' Olmata 16.

Der neue Jahrgang des bekannten und beliebten „Claver-Missionskalenders 1931“ ist wieder ein Missionskalender gediegenster Art. Er enthält nebst verschiedenen interessanten Geschichten aus dem Missionsleben auch den kurz gefaßten Lebensabriß eines noch wenig bekannten Helden neuester Zeit, des Sahara-Missionars P. Karl von Jesus Foucault. Das schöne farbige Titelbild „Der gute Hirt“ wird für manchen Leser eine besondere Freude sein. Der Kalender ist erstaunlich billig und zudem wird bei Abnahme von je zehn Kalendern ein elfter gratis dazu gegeben.

Jugend-Missionskalender 1931. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 64 Seiten Kleinoktav, mit einer farbigen Kunstdruckbeilage. Preis 40 Groschen, L. 2,50.
Bestelladressen: St.-Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19. — Wien I, Bäckerstraße 18, Mezz. — Innsbruck, Universitätsstraße 24 (2. Stock). — Rom, (23) via dell' Olmata 16.

Ein reizendes farbiges Titelbild „Der Jesusknabe“ ist der neuen Ausgabe 1931 des beliebten Jugend-Missionskalenders beigegeben, und schon deshalb wird er sich die Herzen der jugendlichen Leser erobern. Aber auch die schönen Geschichten werden ihnen wieder gefallen sowie die Bilder, zum Teil Originalaufnahmen aus den Missionen. Wegen seines erzieherischen Wertes kann der kleine Kalender allen Jugend-Erziehern wärmstens empfohlen werden. Der Preis ist wirklich gering und bei Abnahme von je zehn Stück wird ein elfter gratis dazu gegeben.

Gebetserhörungen

Innigen Dank der lieben Gottesmutter von der immerwährenden Hilfe und der kleinen heiligen Theresia für die Erhörung zweier Anliegen. — Veröffentlichung war versprochen. — Schwester M. Ancilla.

Mit Dank an die heilige Theresia vom Kinde Jesu bestätige ich die Erhörung in einem wichtigen Anliegen. W. L., Düsseldorf.

Das **Totenglöcklein** meldet den Heimgang ins bessere Jenseits einer treuen, eifrigen Förderin der Caritasblüten, der lieben Frau W. Batt aus Merzhäusen. Sie starb am 9. Oktober nach schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden, ergeben in Gottes heiligen Willen. Wir empfehlen die teure Verstorbene dem Gebete unserer lieben Abonnenten, damit sie recht bald die Früchte ihrer Opfer im Himmel genießen möge. K. S. P.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Neidingen 21 Mk. — Anna, Mariaweiler 42 Mk. — Ludwig u. Maria-Theresia, Sferinghausen 21 Mk. — Luise, Westheim 21 Mk. — Elisabeth-Theresia, Wadersloh 21 Mk. — Gerhard-Maria, Heiligenstadt 21 Mk. — Agnes, Brügge 21 Mk. — Theodor, Übach 21 Mk. — Maria, Roden 63 Mk. — Maria-Joseph, Maria-Theresia, Agnes.

Für die Mission: Neidingen 48,50 Mk. in besonderen Anliegen, Auersmacher 16 Mk., Paderborn 2 Mk.

Für die armen Heidenkinder: Neidingen 5 Mk., Roden 5 Mk.

Almosen: Volkmarfen 5 Mk., Eschweiler 2,50 Mk., Horrem 1,50 Mk., Mussum 25 Mk.

Für die Missionschule zur Ausbildung armer Missionschülerinnen. — Neidingen zu Ehren der heiligen Familie 30 Mk.

Willst du glücklich sein auf Erden, trage bei zu anderer Glück, dies tun in hervorragender Weise all jene, die mithelfen, daß auch arme, brave Mädchen, die so gern ihre Talente in der Mission als Lehrerin

verwenden möchten, ihr hohes Ziel erreichen. Ferner tragen diese Wohltäter zugleich bei, daß viele Heidenkinder gerettet werden, die sonst wegen dem großen Mangel an Missionslehrerinnen verlorengingen. Diesen doppelten Liebesdienst wird der liebe Heiland auch gewiß doppelt lohnen.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!
Es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Nimm keine Rücksicht

1. Nimm keine Rücksicht auf den äußeren Schein, sondern gib dich und deine Verhältnisse wahr. Eingestandene Armut schändet weniger als vorgetauschter Reichtum.

2. Nimm keine Rücksicht auf kleinliche Nörgeleien, sondern führe eine begonnene gute Sache durch.

3. Nimm keine Rücksicht auf deine Eitelkeit und Eigenliebe, sondern lerne aus jeder Kritik.

Das Tischgebet

Die alte Gewohnheit, vor und nach der Mahlzeit gemeinschaftlich zu beten, hat einen tiefen Grund. Der Christ genießt und freut sich des Lebens, weil das so Gottes Ordnung und Wille ist. Ein Genuß, bei dem es nicht möglich ist, die gute Meinung zu machen, ist des Menschen unwürdig.

Verschiedenes

Gefrorene Pflanzen bringe man in einen frostfreien kalten Raum und begieße sie mit eiskaltem Wasser. In einem geheizten Raum würden sie zu schnell aufstauen und dadurch unbedingt zugrunde gehen. Das Aufstauen darf erst allmählich vonstatten gehen, wodurch die Pflanzen leicht wieder zum Wachstum gebracht werden können.

Ein sehr praktisches Mittel, Eiweiß schneller zu Schnee zu schlagen, ist der Zusatz von einer Kleinigkeit Zitronensaft; es ist eine irrige Annahme, daß sich Eiweiß, falls ein wenig Eigelb dazwischen geraten ist, nicht mehr schlagen lasse. Auch bei Zusatz von etwas Zucker geht die Schneebildung schneller vor sich.

Rätsellese

1. Was ist die Uhr, wenn der Uhrmacher sie verkauft hat?
2. Wer ist der geschickteste Handwerker?
3. Was geht über einen Tausendkünstler?

(Auflösung erfolgt in der nächsten Nummer.)

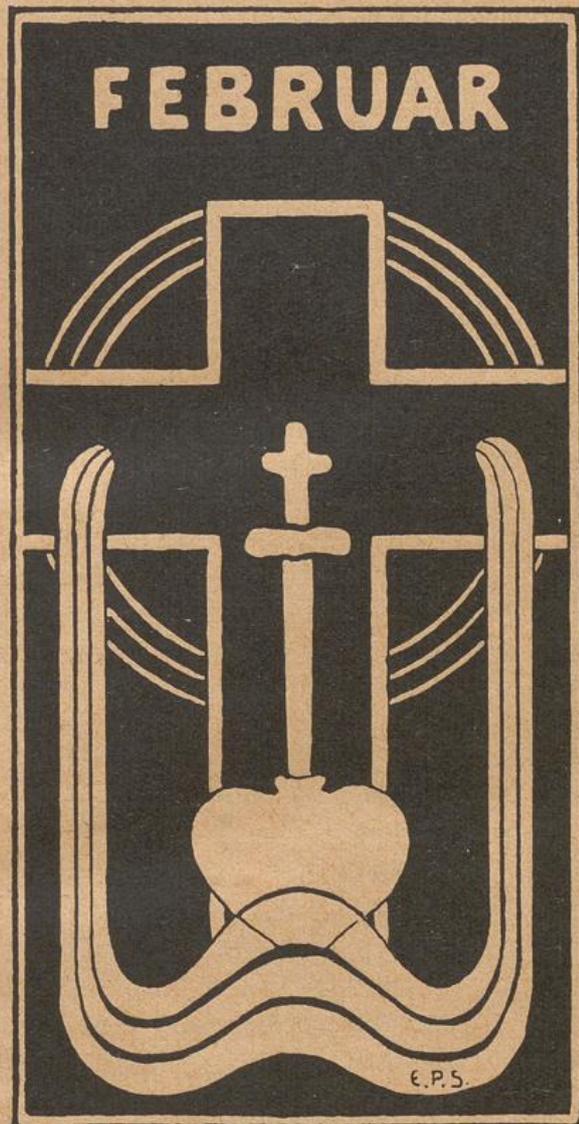
Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

- I. Der Spiegel. II. Wie die Arbeit so der Lohn.

Caritasblüten

Nr. 2

1931



O Kreuz, Altar dem Herzen,
Bei dir ich ruhen will,
Du sänftigst alle Schmerzen
Und machst die Seele still.

Zur Höhe winkt dein Zeichen,
Wo Tugend Kronen slicht,
Und gibst, sie zu erreichen,
Das Gotterkenntnis-Licht!

Aus dem Mutterhaus

All unsern lieben Lesern, welche die Reiseberichte unserer Ehrwürdigen Mutter Generaloberin mit Interesse gelesen, möchten wir nun mitteilen, daß die Ehrwürdige Mutter mit ihrer Begleiterin Schwester Ebba endlich von der langen Visitationsreise zurückgekehrt ist.

Am 7. November landeten beide in Genua und lenkten ihre Schritte dann zur Ewigen Stadt, um unserm hohen Protektor, dem Kardinal van Rossum, in der Propaganda, Rechenschaft über die große Visitation in Ost-, West- und Süd-Afrika abzulegen. Mit sichtlicher Freude vernahm Se. Eminenz all die interessanten Berichte, welche ihm Ehrwürdige Mutter zu geben hatte.

Ehrwürdige Mutter und ihre Begleiterin hatten auch das Glück, beim Heiligen Vater eine Privataudienz zu erlangen, in welcher Se. Heiligkeit mit großem Interesse in deutscher Sprache sich nach dem Zustand der Missionen und der Genossenschaft erkundigte und nicht nur allen Mitgliedern der Kongregation, sondern auch allen Anverwandten der Schwestern, allen Wohltätern, Freunden und Gönnern, und nicht zuletzt den Lesern der Caritasblüten seinen päpstlichen Segen erteilte.

Se. Eminenz Kardinal van Rossum sprach auch mit der Ehrwürdigen Mutter Generaloberin eingehend über alles, was die Missionstätigkeit befördern könne, und äußerte sich sehr lobend sowohl über die Visitation als auch über die großen Erfolge, womit die schweren Opfer und Arbeiten der Missionare und Missionarinnen gekrönt werden.

Unsere beiden lieben Reisenden verließen dann Italien, um bald die Heimat zu erreichen, und wurden mit großem Jubel erst auf den Filialen, die sie im Rheinland berührten, und dann in Paderborn und Neuenbeken begrüßt; hier bereiteten ihnen Schwestern und Missionsschülerinnen einen herrlichen Empfang. Zuletzt landeten sie im Mutterhaus „Heilig-Blut“, wo ein nicht endenwollender Jubel sie mit Fackelzug und Liedern empfing.

Nun hat die Ehrwürdige Mutter ihre schweren Arbeiten im Mutterhaus wieder aufgenommen, und die Ehrw. Schwester Ebba leitet wieder in gewohnter mütterlicher Weise das Noviziat. Möge der liebe Gott dasselbe recht bevölkern, damit allen dringenden Bitten um neue Kräfte Gehör gegeben werden kann.

Herr, sende Arbeiter und Arbeiterinnen in Deinen Weinberg!

Die Missionschwester als Erzieherin

Von einer Missionschwester in Rhodesia

Wenn die Erziehung im allgemeinen so außerordentlich schwierig und von geradezu unendlicher Tragweite ist, wie viel mehr gilt das von der Erziehung und Kultivierung roher Naturvölker. Da mag es für den einen oder andern der lieben Leser nicht ganz uninteressant sein, Erfahrungen aus dem Missionsleben ein wenig beleuchtet zu lesen. Zwei Faktoren kommen da in Betracht, die Seele des apostolischen Arbeiters und die des Wilden.

Also zunächst etwas über die Persönlichkeit der apostolischen Arbeiterin, ich meine die Missionschwester, denn hierüber und über die Erziehung der eingeborenen Mädchen kann ich aus Erfahrung reden. Gott wählt mit Vorliebe das Schwache und Kleine zur Verwirklichung seiner erhabensten Ideen, damit alles Ihm allein zugeschrieben werde. Ein Katholik, dem wir vor unserer Afrika-Reise vorgestellt wurden, schüttelte bedenklich den Kopf; da hatte er sich doch ganz anderes Missionspersonal vorgestellt. Das sind ja die reinsten Kinder, meinte er. Diese „Kinder“ nun traten vor sieben Jahren die große Reise übers Meer an, hinüber zum dunklen Erdteil. Halb freudig erwartungsvoll, halb bange und zagend waren die Zukunftsträume; tief unten im Grunde der Seele der feste heilige Entschluß, einfach dem Ruf des Heilandes zu folgen zu einem entsagungsreichen Werk. Darüber aber, an der Oberfläche der Seele, wogte und wallte auch viel jugendliches Drängen und Sehnen nach romantischen Erlebnissen.

Afrika — es ist unbeschreiblich, welche seltsame Gefühle wach wurden, als seine steinige, rotbraune Küste zum ersten Mal vor unsern Blicken auftauchte. Was lag dahinter? Die Eindrücke waren so neu und so schnell aufeinander folgend, daß man für geraume Zeit ordentlich aus dem seelischen Gleichgewicht geriet. Zu starke und zu lang andauernde Erregungen reagieren durch geistige Schlassheit und Überdruß. Das bei uns um so mehr, als wir, nachdem wir an all den wechselnden zum Teil großartigen Landschaftsbildern vorbeigefahren waren, zu unserer großen Enttäuschung in einer sehr flachen und öden Gegend nicht weit von der Kalahariwüste zum dauernden Aufenthalt uns niederließen. Der Anblick war trostlos, überall nur öde Steppe, nur hie und da verkrüppelte Baumgruppen. Wie schmerzlich vermißten wir da die lieblichen Auen der Heimat; wie sehnsüchtig spähte das Auge aus, um auch nur ein wenig blaue Ferne, einen Hügel oder irgendein Wässerlein zu entdecken. Dann suchte ich das Herz zu entschädigen mit dem Anblick des tropischen Sternenhimmels mit seiner großen leuchtenden Milchstraße, die sich quer fast über den ganzen Himmel hinzieht. Auch das Kreuz des Südens hatte großen Reiz. Die

majestätische Schönheit und Ruhe der Nacht wirkt so wohltuend nach hartem Tagewerk; wir aber fühlten dann den herben Schmerz des Heimwehes nur um so mehr. Tag für Tag der Umaang mit Wesen, die mehr Tieren als Menschen gleichen in



Schwester Julia und Schwester Gaudiosa auf einer Missionstour.

ihren unheimlichen Wutausbrüchen, dem unbändigen Freiheitsdrang und den ungehobelten Manieren. Doch gottlob, da war keine Zeit zu tatenlosem Träumen. Im Anfang waren wir noch ohne Arbeitshilfe; da hieß es, alles allein tun; und was

für Arbeit? Da lag ein unheimlicher Berg von Leib- und Kirchenwäsche, der, ich weiß nicht seit wie lange Zeit aufgespeichert war. Wir waren nämlich längere Zeit vor unserer Ankunft erwartet worden, und so wurde alles Flicken und Ausbessern immer aufgeschoben. „Die Schwestern kommen ja“, hieß es. Und wer wollte es den armen Brüdern verargen, mußten sie doch, wenn sie nicht gar so zerrissen herumgehen wollten, ihre Sachen nach hartem Tagewerk spät abends und an Sonntagen notdürftig etwas zurecht richten.

Und nun ging's ans Brotbacken. Das war nicht leichter. Hierzulande gibt es keine Hefe, die wird durch Hopfen ersetzt. Aber alles muß gelernt sein. Trotz sorgfältigster Arbeit waren die ersten Brote hart wie Stein. Schließlich, nach wiederholten Instruktionen des guten Bruders Koch, gediehen die Brote prächtig.

Dann kamen bald nach unserer Ankunft Wolkenbrüche. Im Nu sind alle Wege und Stege in reißende Bäche verwandelt; ja manchmal schaut das ganze Land aus wie ein See. Die Wolken liegen so tief, und alles ist in Dampf und Nebel gehüllt, daß man Häuser oder Bäume kaum sieht. Draußen wuchs das Gras bis an die Veranda unseres Hauses beinahe mannhoch. Da kann man sich vorstellen, wie man ausfah, wenn man nach solch einer Schauer sich einen Weg durchs Gras bahnen mußte. Es hieß also Wege machen. Glücklicherweise hatten sich inzwischen etwa 20 Mädchen bei uns zum Lernen eingefunden; da ging die Arbeit etwas leichter von statten. Doch auch da wieder eine neue Schwierigkeit, denn wir konnten uns ja nicht verständigen. Wir mußten zwei Sprachen auf einmal lernen, da das Englische keiner aus uns geläufig war. Unsere Zeichen und lallenden Sprechversuche wirkten auf die Leutchen so komisch, daß sie immer wieder in schallendes Gelächter ausbrachen. Solange ihnen der Umgang mit uns Schwestern neu war, gefiel ihnen das Leben nicht schlecht. Was sie nicht tun wollten, das gaben sie vor, nicht zu verstehen, und machten sich ihr Leben so leicht und interessant, als es eben ging. Aber dann mußten wir doch allmählich allen Ernstes auf die Tagesordnung dringen. Der Reiz des Neuen war mittlerweile verflogen, und da machten sie dann unverhohlen ihrer Enttäuschung Luft. Eines schönen Tages waren sie alle bis auf zwei oder drei ausgerissen. „A ti di ku gara pano, masisters a no ti ohusha.“ (Wir wollen nicht hier bleiben, die Schwestern schikanieren uns.) Kein Wunder, daß ihnen die aufgezwungene Ordnung wie Schikanieren vorkam, wenn man damit das Leben im Kraal vergleicht. Treffend faßt der Kaffer seine Lebensaufgabe in die kurzen Worte zusammen: „Ku rima doro (Bier pflügen), ku jakura doro (Bier jäten), ku scheka doro (Bier schneiden), ku pura dora (Bier dreschen), ku sorora doro (Bier rasten). Der Sinn ist dieser: Die Felder werden bestellt, daß man Korn

gewinnt zum Bierkochen. Ist dieses Hauptziel erreicht, dann kann er sich den Rest des Jahres dem süßen Nichtstun hingeben, das dann die Ursache wird zu wüsten Trinkgelagen, Schlemmereien, Tänzen und schlimmeren Sachen. Solche alte eingewurzelte Lebensgewohnheiten sind natürlich äußerst schwer auszurotten. Erst kürzlich wieder hörte eine unserer Kandidatinnen eine Unterhaltung jüngerer Zöglinge, welche verabredeten, nach den Ferien nicht mehr zurückzukommen. Warum waren sie überhaupt hergekommen? — Der Vater oder Vormund hatte sie durch schwere Mißhandlung zwingen wollen, als 2. oder 3. Weib zu einem Heiden zu gehen. Da waren sie davongelaufen oder durch einen christlichen Buben, der sie für sich haben wollte, hierher gebracht worden. Es ist ja schon viel, wenn sie sich zur Flucht aufraffen können, sind doch viele viel zu stumpfsinnig, als daß sie zur Bewahrung ihrer persönlichen Freiheit auch nur einen Finger rühren möchten. Von den wenigen „Mutigen“ desertieren die meisten schon nach wenigen Tagen oder Wochen; wenn sie ein ganzes Semester durchhalten, kann man das als eine Art Heroismus bezeichnen. Das also ist das Material, das wir solange bearbeiten müssen, bis durch Gottes Gnade vernünftige Menschen, Kinder Gottes und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geschaffen werden.

Vor allem gilt es, der den Kindern angeborenen absoluten Willenlosigkeit zu Hilfe zu kommen. Was sie an Kleidern und sonstigen Habseligkeiten mitbringen, wird sorgfältig hinter Schloß und Riegel verwahrt. Kommt dann die Lust durchzugehen, so müssen sie sich erst ihre Sachen erbitten. Die Schwester, die die Absicht des Kindes gleich merkt, vertröstet sie von einem Tag zum andern, bis sich der Sturm da drinnen gelegt hat. Dieses hat dem Teufel schon manches Opfer abgelistet. Eine andere Kriegslist ist diese: Kinder, die heimlich fortlaufen, werden in der Folge mit unerbittlicher Strenge als Fremde behandelt, während die andern, die nach erhaltener Erlaubnis nicht aus den Ferien zurückkommen, vor wie nach unsere Kinder bleiben und als solche bei ihren Besuchen an hohen Festtagen manche Vorrechte vor den „Fremden“ genießen. Vor den Ferien muß nun jedes Kind fest und bestimmt im Beisein der Schwester Oberin und einer andern Schwester erklären, ob es zurückkommen will oder nicht. Und dieser Willensentschluß wird gebucht. Sonderbarerweise macht das Buchen bei diesen Leuten einen außerordentlichen Eindruck. So kam kürzlich eine, die sich durch einige Monate langen Unterricht auf die Heirat vorbereitete. „Schwester, schreib meinen Namen ja nicht ins Schulregister, ich kann unmöglich bis zu den nächsten Ferien hierbleiben.“ Was einmal ins Buch geschrieben ist, das ist unabänderlich. Also heißt es vorher gut überlegen. Die Schwester sucht natürlich durch alle möglichen Mittel die Wahl zum

Besseren zu begünstigen, indem sie die Bestimmung des Menschen, sein zeitliches und ewiges Wohl und Wehe in den lebendigsten Farben schildert. Da ist es denn höchst interessant, die Wirkung des christlichen Unterrichts in den Seelen zu beobachten. Naturmenschen sind ihrer geistigen Befähigung nach wie kleine Kinder. Innerliche Vorgänge spiegeln sich getreu im Äußeren wider. Und siehe da, welcher Kampf, welch hartes Ringen! Die eingefleischten Gewohnheiten sind stark, die daraus entspringenden scheinen unwiderstehlich, fast wie der Instinkt eines wilden Tieres. Oft schon haben wir uns entsetzt beim Anblick eines solch ringenden Wesens, das uns unwillkürlich



Driefontein, Rhodesia.

Neues Mädchenhaus mit vier großen Schlafräumen, Nähzimmer, Bügelzimmer, Kandidatinnenhaus und Badeplatz nach hinten, von den lieben Brüdern und schwarzen Jungens erbaut. Dies ist nur der mittlere Teil desselben.

an den gefangenen Löwen erinnerte, der in ohnmächtiger Wut gegen die Wände seines Käfigs schlägt. Was hinderte sie denn, sich für die goldene Freiheit zu entschließen, da von äußerem Zwang keine Rede war? Tief im Grunde der Seele ist etwas wach geworden, ein geheimnisvolles Etwas, das bisher schlummerte, das stärker ist als selbst der wildeste Naturtrieb. Jede Seele schreit ja von Natur zu Gott, ihrem Ursprung. In den Heiden ist dieser Trieb mehr oder weniger erstorben, doch Christus, und nur Er kann ihn zu neuem Leben erwecken. Und wie tut Er das? Gott will die Menschen nicht unmittelbar durch Ihn selbst, sondern durch andere Menschen retten. Nun ist es aber selbstredend, daß die Auferweckung einer Seele ungleich mehr als die eines Leibes nur durch Gottes Kraft ge-

schehen kann. Christus hat diese auferweckende Kraft nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge nur den Gliedern seiner Kirche mitgeteilt, und nur solche sind zu dem „göttlichsten aller göttlichen Werke“ tauglich, bei denen die Eigenliebe dem Wirken der Gnade nicht hindernd im Wege steht, mit anderen Worten, die den natürlichen Menschen täglich mit Christus ans Kreuz heften, auf daß der geistige Mensch ein gefügiges Werkzeug in der Hand Gottes sei.

Kurz vor meiner Abreise nach Afrika las ich wie zufällig in einem Werkchen von Lallement, daß der apostolische Arbeiter, wenn er erfolgreich wirken wolle, sich selbst wenigstens einigermaßen schon abgestorben sein müsse. Die Wahrheit dieser Behauptung wurde mir durch einen kleinen Vorfall im vergangenen Jahre in ein helles Licht gerückt. Wir waren eine Woche lang fortgewesen in Exerzitien auf einer unserer Nachbarstationen. Als wir zurückkamen, erzählten uns unsere sechs Kandidatinnen, denen wir die Sorge fürs Ganze übertragen hatten, es sei Besuch von „Morgenstern“ dagewesen, das ist eine sogenannte „Dutchreformed Mission“, und einer der Ersten dieser Sekte ist unser unversöhnlichster Gegner. Da unser Wirken in den lokalen Blättern hervorgehoben worden war, wollten sie sich durch den Augenschein überzeugen. Da die Schwestern nicht zu Hause waren, glaubten sie leichtes Spiel zu haben, um hinter alle die vermutlichen Schliche zu kommen. Sie stellten eine ganze Flut von verfänglichen Fragen, vorzüglich über all die Punkte, worin sich die wahre Kirche vor den Sekten auszeichnet, vor allem über die Ehelosigkeit und die ewige Jungfräulichkeit der Priester und Ordensleute und die diesbezüglichen Lebensregeln. Auch wollten sie mit allen Mitteln der Überredungskunst die Kandidatinnen dazu bringen, die Klausurräume der Schwestern zu öffnen. Die Antworten dieser armen schwarzen Kinder waren trotz der Schlichtheit so klar und treffend, daß die spitzfindigsten Widerlegungen bald zum Schweigen gebracht waren; zum Türöffnen weigerten sie sich höflichst und entschieden. Ich mußte unwillkürlich an die Stelle denken: „Ich werde Euch Mund und Weisheit geben, was Ihr reden sollt.“ Was diesen Leuten am unbegreiflichsten vorkam, war die Tatsache, daß diese Kandidatinnen schon sechs Jahre auf der Mission und entschlossen waren, dort immer zu bleiben und sich gleich den Schwestern Gott zu weihen. Aus Erfahrung wohl wissend, wie unbeständig der Charakter dieser Naturkinder ist, fragten sie immer wieder, ob es ihnen denn nicht manchmal recht schwer werde und was sie tun würden, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wüßten. „Dann gehen wir zu unsern Schwestern“, sagten sie, und die reden zu uns, und ihre Worte haben große Macht.“ Der Mensch wirkt alles auf den Menschen durch seine Persönlichkeit. Eine Persönlichkeit im christlichen Sinne kann

nur gebildet werden durch Anschluß und immer inniger werdende Vereinigung mit der einen großen gott-menschlichen Persönlichkeit, des Heilandes der Seelen. Wer eine solche Persönlichkeit werden will, der muß durchdenken und betätigen solche Heilands-worte: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst“, und „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben“, oder „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Für solche er-übrigt sich nur noch ein fester Glaube, der Berge versetzen kann. Tatsächlich aber geschehen in den katholischen Missionen Gna-denwunder, die die Wunder in der physischen Ordnung über-treffen, wie die Seele den Leib. Wahrlich, wenn halb ver-tierte stumpfsinnige Menschen wie diese armen Eingeborenen nach verhältnismäßig kurzer Zeit ein wahrhaft christliches Leben führen, und das ohne auffallende Wunderzeichen, so ist das so groß, so erhaben, daß es über die natürliche Fassungskraft des Menschen weit hinausgeht.

3

Missionsnachrichten

Aus Driefontein, Rhodesia

H heute hat's hier ein großes Unglück gegeben im Maschinenhaus; doch haben wir gottlob noch Glück beim Unglück gehabt. Der große Wassertank hatte geronnen. Das Wasser hatte den aus Ziegeln und wenig Zement gebauten Fuß, auf dem der Tank ruhte, aufgeweicht, und so stürzte heute morgen gegen 5 Uhr alles mit großem Getöse ein. Der Schaden ist groß. Fast alle elektrischen Batterien sind hin, und ein großer Teil des Gebäudes ist zerstört. Doch hätte es viel schlimmer sein können. Wäre das Unglück nur wenige Stunden später passiert, so hätte es wahrscheinlich ein oder vielleicht mehrere Menschenleben gekostet, weil der Bruder Ingenieur den größten Teil des Tages im Maschinenhaus beschäftigt ist. Das erinnert uns alle an ein anderes Unglück, das sich nicht lange vor unserer Ankunft hier in Driefontein ereignete.

Es war an einem Samstagnachmittag. Der hochw. Pater Superior saß im Beichtstuhl, auf seine Klienten wartend, da hörte er über sich im Turm ein Geräusch, als bombardierte man das Dach des Turmes mit Steinen. In der Absicht, die vermeintlichen Störenfriede fortzutreiben, ging er hinaus, und kaum war er außerhalb des Bereiches der fallenden Steine angelangt, da stürzte der Turm mit solcher Wucht, daß die Mauerstücke durch den Fußboden hindurch in den Keller getrieben wurden.

Wie wunderbar schützt doch Gott seine Diener im Weinberg der Mission!

Wie Solomon, der jetzige Zuluchief, zur Regierung kam

Von Schwester Amata, Maria Trost

Nachdem Dinuzulu, der Vater des Solomon, gestorben war, wurden nach altem Zulugebrauch alle höheren Beamten der Zulus zusammengerufen, um zu beraten, wer der Nachfolger des verstorbenen Königs werden sollte. Hat der scheidende Chief schon selbst einen Nachfolger bestimmt, dann ist es leicht, wenn aber nicht, dann muß nachgeforscht werden, welche Frau von dem verstorbenen König am meisten geehrt und in folgedessen am besten behandelt worden war, deren Sohn nämlich hat dann dadurch ein Recht auf die Königswürde. Aber da war noch eine Bedingung daran angeknüpft; dieser Sohn mußte tapfer, geschickt und witzig sein und einen guten Charakter haben. Seine Mutter brauchte nicht das Großweib, d. h. die Bevorzugteste von allen Frauen seines Vaters zu sein.

Als Dinuzulu noch schwer krank war, bestimmte er in Gegenwart seiner Mutter und seines Onkels und seines ersten Ministers, daß Solomon sein Nachfolger werden sollte. Aber Dinuzulu wurde damals wieder gesund, und seine Mutter und sein Onkel starben vor ihm. Später starb er, ohne daß der erste Minister oder sonst eine hohe Ratsperson anwesend war, und diejenigen, die bei seinem Tode zugegen waren, verbreiteten das Gerücht, er habe David als Nachfolger bestimmt und nicht Solomon. David war aber ein roher Bursche, und somit zogen die echten, wilden Zulus diesen dem anständigeren Solomon vor. Als nun die erste Parlamentsversammlung stattfand, hieß es, „Die letzten Worte des Dinuzulu betreffs des Nachfolgers müßten in Ehren gehalten werden“, und somit fiel das Urteil zugunsten Davids aus. Wenn der erste Minister ein Angehöriger des Ndwandwe-Stammes war, durfte er an der Sitzung nicht teilnehmen. Ein naher Verwandter des Dinuzulu, welcher ebenfalls eine hohe Stelle im Rat hatte, verwarf das Urteil und berief eine zweite Versammlung ein, in welcher Solomon als König erklärt wurde. Wohl 2000 Krieger in Kriegskleidung erwarteten die Ausrufung Solomons als Zuluchief. Der erste Minister schritt sofort zur Vorbereitung der alten Zeremonien, die bei der Krönung eines neuen Königs angewandt wurden. Er rief die verschiedenen Regimenter mit deren Anführern herbei, stellte sie in zwei großen, runden Kreisen auf, dann rief er Solomon in die Mitte eines Kreises und zählte alles auf, was in alten Zeiten bei der Proklamation eines neuen Königs geschehen sei, erklärte aber, daß Solomon ein Christ sei, und daß auch sein Vater Dinuzulu christlich beerdigt worden sei. Somit

müsse ein Teil der Zeremonien fortfallen; an erster Stelle das Töten des Stieres ohne Hörner, von dem das Fett genommen und zur Krönung gebraucht wurde. Daraufhin befahl er, den neuen König zu begrüßen; und rundherum erscholl ein kräftiges Bayeti inkosi.

Drei Monate später begab sich Solomon nach Pretoria, dem Sitz der Regierung und wurde dann dort als Zuluchief angestellt. Der damalige erste Minister Botha, gestorben 1918, sagte zu ihm: „Ich, als Freund Deines Volkes, rate Dir und warne Dich, die Regierung nicht anzunehmen. Du wirst aber regieren, und zwar jene Stämme, welche unter Deinem Vater in Frieden lebten. Laufe nicht viel herum, damit Du Dein Ansehen nicht verlierst. Strafe nicht, bevor Du Dich selbst gut überzeugt hast, und glaube nicht jedermann. Befolge die Gesetze, denn wisse, wenn Du sie nicht befolgst, bin ich, Dein Freund, der erste, der Dich strenge bestraft. Lebe in Frieden mit anderen Stämmen.“

So fuhr denn Solomon heim, dem Zululande zu, und erhielt anfangs L. 300.— und später L. 600.— jährlich.

3

Wer tritt in die Reihen?

Von Schwester M. Theobalda, Mariannhill

Die Schulen in unseren Missionen mehren sich, und die Zahl der Schüler in den einzelnen Schulen wächst erfreulich. Gott sei Dank! Aber die Zahl der Lehrschwestern ist sehr spärlich; ja, sie hat in den letzten Jahren sogar abgenommen, da vier Schulschwestern ihres Alters wegen das Amt niederlegen mußten; drei Lehrkräfte wurden durch Unfall und Krankheit untätig.

Gewiß, unsere jungen eingeborenen Lehrkräfte sind in allen Schulen tätig, und ohne diese Hilfe würde das Missionswerk bald stille stehen. Aber in den Elementar- und großen Tagesschulen empfindet man den Mangel einer Schulschwester als erste Lehrkraft gar sehr. Der Übergang vom unkultivierten Heidentum zum Christentum und zur Zivilisation ist noch zu neu, und die christliche Pädagogik muß noch tiefere Wurzeln schlagen.

Als vor ungefähr zwei Jahren nach einer längeren Unterbrechung an die Spitze der großen Tagesschule in St. Wendel wieder eine Schwester gestellt wurde, äußerte der Schulinspektor in einer Nachbarschule seine große Freude über diesen Wechsel; und als ein Jahr darauf an die Stelle der Schwester eine gute eingeborene Lehrkraft gesetzt wurde, protestierte der Missionar aufs lebhafteste.

Mit herzlichster Freude begrüßen wir die neue mutige Schar unserer Missionschülerinnen in Neuenbeken. Auch hier studieren vier junge Schwestern für das Lehramt. Aber die Not ist so unendlich groß. Die Ernte ist reif, wo sind Arbeiter und Arbeiterinnen? Trotz des größten Eifers braucht es ja noch einige Jahre, bis die jungen Studentinnen die Lücken ausfüllen können.

Gibt es unter der großen Schar angestellter und stellenloser Lehrer und Lehrerinnen in Europa niemand, dessen Herz für die schwarzen Kinder schlägt? Deutsche Lehrerinnen haben durch ihre gediegene pädagogische Vorbildung den Vorzug, daß sie nur die Sprache, die afrikanischen Verhältnisse und einige veränderte Methoden kennenlernen müssen. Die Schulinspektoren wissen solche Kräfte sehr zu schätzen.

Also auf zur Mission, zum stillen bescheidenen Wirken für Gott und die armen kleinen Kinder Chams! Aber nicht nur Lehrerinnen, auch Krankenpflegerinnen und solche, welche Küche, Haus- und Gartenarbeit verstehen, die Liebe haben für arme kleine Waislein, sie alle, alle sind willkommen!

Mariannahill, Süd-Afrika.

3

Die Kehrseite der Heuschreckenplage – kostbare Leckerbissen

Aus Rhodesia

Wenn man unsern Leuten den großen Bußgeist des heiligen Johannes des Täuflers klarmachen will, so ist man in einer sehr kritischen Lage und verschweigt den diesbezüglichen Bibeltext, nämlich, daß er sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte. Ausgesuchtere Leckerbissen gibt es ja doch kaum für unsere Leuten. Und die Heuschrecken sind um so köstlicher, je rarer sie sind. Kommt ihnen gerade eine in die Quere, bei der Arbeit oder bei Spaziergängen, so wird sie auf eine Sicherheitsnadel, die hierzulande als Schmuck sehr beliebt ist, aufgespießt und wie eine Brosche angesteckt. Da kann man sich den allgemeinen Jubel denken, als es im Juni oder Juli (genau weiß ich den Monat nicht mehr) 1924 hieß, die „mashu“ (Heuschrecken) sind da. Unsere Kinder hatten noch keine großen Heuschreckenschwärme erlebt, und doch wußten sie instinktmäßig genau Bescheid über das Wo und Wie. „Ja, wo sind denn die Heuschrecken?“, fragten wir halb erschreckt, halb neugierig. Wir dachten nur an die Plage, wie unsere sorglosen Naturkinder, die von der Hand in den Mund leben, jetzt alles verprassen, um dann mit dem größten Gleichmut wochenlang zu darben. „Ei,

seht Ihr denn nicht, da sind sie“, hieß es, und sie deuteten auf eine riesige Wolke in der Gegend der Station, die wir für den Dampf der Eisenbahnlokomotive gehalten hätten.

„Ja, das gibt eine lustige Nacht“, schrien die Kinder jauchzend und händeklatschend. Schwester Rocha, die als alte Afrikanerin schon etwas mehr davon verstand, meinte: „Da werde ich wohl nach Sonnenuntergang mit hinaus müssen auf die Heuschreckenjagd. Die Mädchen werden sich nicht halten lassen; übrigens eine gute Gelegenheit, um Usawi zu bekommen.“ (Usawi ist die unentbehrlichste Zugabe zum Sadza [Maisbrei] aus Milch, Fleisch, Gemüse usw. bestehend.) In der Tat wären wir ohne Heuschrecken nicht durchgekommen.

„Ja, aber Schwester Rocha, Sie wollen doch nicht in der Nacht hinaus?“

„Natürlich will ich das; alles geht, und da kann ich doch nicht die Kinder allein laufen lassen.“

„Aber wann kommen Sie denn wieder?“

„Es wir schon Mitternacht darüber werden.“

Gesagt, getan. In wenigen Minuten sahen wir mit großen Augen und offenem Mund dem nächtlichen Zuge nach. Die Mädchen machten Luftsprünge und schrien, daß es einem durch Mark und Bein ging. Richtig, gegen Mitternacht kam der Zug zurück. Am nächsten Morgen sahen wir uns die Jagdbeute an, etwa sechs große Säcke voll. Wir machten einen auf, da schwirrte und sumimte es durcheinander, daß einem Hören und Sehen verging. „Aber die sind ja noch alle lebendig, die armen Tiere“, meinten wir. Doch im Nu waren sie getötet und ein Teil zum Mahle hergerichtet. Ja, das war ein Schmaus; wie knusperiges Backwerk. Höflichkeitshalber boten sie uns auch welche an, und als sie dann unsere entsezten Augen und abwehrenden Gebärden sahen, versielen sie bald in einen Lachkrampf.

Am nächsten Abend ging's wieder hinaus. Die Kinder sagten einen reichen Fang voraus; und so gingen wir zu drei Schwestern mit. Es war mondhell. Als wir nach etwa 1 $\frac{1}{2}$ stündigem Marsche den Lagerplatz der Heuschrecken, eine Art niedrigen Wald, erreichten, hatten wir das Gefühl, als seien wir in ein Märchenland geraten. Unsere Schwagbasen, denen nichts so schwer fällt wie das Stillschweigen, verhielten sich mäusestill, um die Tiere nicht zu wecken. Der Mond goß sein mildes Licht auf diese Landschaft; die kurios gestalteten Blätter der Bäume nahmen sich wundersam zwischen den verkrüppelten Stämmen und Zweigen der Bäume aus. „Ja, wo sind denn nun aber die ‚mashu‘“, fragten wir im Flüsterton. Ohne etwas zu sagen streiften sie lachend mit beiden Händen an den Rinden herunter und warfen eine Handvoll nach der andern in den Sack. Wir sahen dann genauer zu; richtig, die Rinden waren überall mit Heuschrecken dicht übersät und schimmerten im

Schein des Mondes wie Silber. Die beim Abstreifen wachwerdenden Tiere summten und schwirrten, daß es einem durch Mark und Bein ging; ein eigenartiges Bild. Die dunkeln Gestalten stachen so grell von der mondbeschienenen Umgebung ab; ihre Freude ob des außergewöhnlich reichen und leichten Fanges, der sie vorsichtshalber nicht wie sonst durch Schreien Luft machten, drückte sich doppelt im Gesichtsausdruck und den Bewegungen der Glieder aus. Wie die weißen Zähne blitzten in dem lachenden Mund und die Augen funkelten! In verhältnismäßig kurzer Zeit waren die Säcke gefüllt, und nun konnten sie ihr Verlangen nach den raren Leckerbissen nicht länger bezähmen. Im Handumdrehen war ein Feuer gemacht, und im nächsten Augenblick waren auch schon einige der größten Kerle herausgefischt, getötet, geröstet und verzehrt. Wie das knusperte!

Doch wir wurden bald auf unliebsame Weise in unseren Betrachtungen gestört. Unter dem Habit, Gürtel, und besonders unter dem Schleier war's bei uns lebendig geworden; die erschrockenen Tiere hatten bei uns Unterschlupf und Rettung gesucht. Das krabbelte und zwickte, daß wir recht froh waren, heimzukommen, wo wir uns der lästigen Eindringlinge entledigen konnten. Soviel es ging, hatten wir das schon unterwegs besorgt, und es war köstlich zu sehen, wie unser Hund die Leckerbissen im Sprunge erhaschte und verspeiste. Auch die Hühner bekamen manchen Festschmaus. Manche Farmer fütterten in jenem Jahre fast ausschließlich mit Heuschrecken, so daß die Eier einen merkwürdigen, öligen Geschmack davon bekamen. Im allgemeinen hatten die Heuschrecken nicht viel Schaden in den Feldern angerichtet. Fast überall gelang es, die Schwärme durch ohrenbetäubendes Lärmen mit alten Eimern und Deckeln usw. zu verscheuchen; aber die Farmer fürchteten sehr für das nächste Jahr, weil die Heuschrecken sich in unheimlicher Zahl vermehren und überall ihre Eier ablegen. Da ordnete die Regierung eine allgemeine Vertilgungsmethode durch Gift an, was Gott sei Dank gute Wirkung getan hat.

Unseren guten Schwarzen war das natürlich gar nicht recht.

κ

**Tugend hört auf Tugend zu sein,
fällt nur ein Tropfen Gefallsucht hinein.**

κ

**Das Mißtrauen auf sich selbst und das Vertrauen auf Gott sind
die zwei Schalen der Waage; je höher das eine, desto tiefer das
andere.**

Franz von Sales.

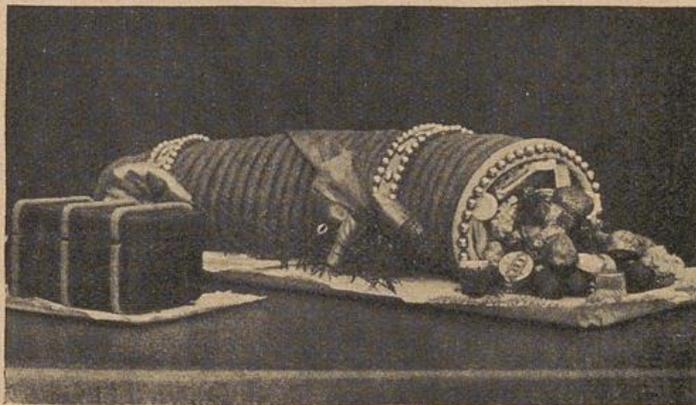
κ



Lieber Leser, liebe Leserin!

Unsere Haushaltungsschülerinnen (die Sonnenkinder) kommen auch wieder einmal sich dir vorzustellen und dich an diesen Zweig unserer Niederlassung zu erinnern. Sieh dir mal die muntere Schar an! Nicht wahr, du möchtest gewiß gerne auch deine Tochter als Sonnenkind sehen? Wenn ja, dann schicke es zur Haushaltungsschule nach Neuenbeken; es wird dich nie gereuen. Aufnahme Ostern!

Untenstehendes Füllhorn aus Mokkalcreme, gefüllt mit Pralinen, ist eine Weihnachtsarbeit unserer Haushaltungsschülerinnen.



Steppenbrand

Rhodesia

Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die ungeheure Steppe
Wälzt den ungeheuren Brand.

Gestern war es, an einem Sonntag. Es ist Ende September, die Zeit, wo die Hitze anfängt, für Menschen und Tiere schier unerträglich zu werden. So weit man sieht, ist die Steppe wie in einen feinen Dunstflor gehüllt, das ist die Gluthize, welche die Erde zurückstrahlt. Darüber fegt ein scharfer, schneidender Wind, ein regelrechter Glutwind von der nahen Kalahari herüber. Das Weidevieh läßt krank die Köpfe hängen; der Hunger hält es auf den Beinen; gibt's da doch nichts anderes als ausgedörrtes Gras; sonst sieht man kaum eine Spur von Menschen oder Tieren. Was nicht unbedingt hinaus muß, hält sich im Schatten, wie spärlich er auch in der Steppe genährt ist.

Wir hier auf der Mission sind besser daran; da hat der unermüdliche Fleiß der Missionspioniere vor etwa mehr als zwanzig Jahren ansehnliche Gummibaum- und Fichtenpflanzungen angelegt, die mittlerweile zu mächtigen, köstlichen, Schatten spendenden Hainen herangewachsen sind. Doch um diese Zeit des Jahres ist es selbst im Schatten nicht recht geheuer. Man kann kaum ein Fenster offenhalten, im Nu ist alles mit feinem Flugsand dicht überdeckt. Gestern nun war es ungewöhnlich schlimm.

Alles war in Dampf und Nebel gehüllt, so daß man das Blau des Himmels nicht sehen konnte. Die Sonne warf einen fahlen rötlichen Schein auf die Erde; die Luft war wie zum Ersticken, voll Dampf und Sand. Eine unnatürliche Beklemmung schien sich auf alle Gemüter zu legen; wir Schwestern sahen uns fragend an. Das müsse zum mindesten eine Sonnenfinsternis sein, meinten wir und dachten schon daran, Glasstücke überm Herdfeuer zu schwärzen. Die Kinder lachten und sagten: „Es kommt vom Feuer.“ Gleich hörten wir auch schon Trompetenstöße, ganz ähnlich wie daheim das Feuersignal, und das Auto des hochw. Pater Superior, der mit seinen sämtlichen Brüdern zur Brandstätte eilte. Es sei nicht zu spassen mit dem Steppenbrand um diese Zeit des Jahres, meinte er. Erst kürzlich hätten die Zeitungen von großen Unglücken berichtet; eine schwarze Frau samt ihren drei Kindern verbrannt; und eine weiße Farmerfrau, die sich noch etwas aus ihrem brennenden Hause retten wollte, blieb mit den Kleidern in der Stacheldrahtumzäunung, die man hierzulande überall zur Abwehr gegen das Weidevieh hat, hängen. Ein Windstoß blies einen Funken vom nahen brennenden Gras auf ihre Kleider, und es war um sie geschehen.

Wie elend sind doch die armen Farmerleute, besonders die Frauen und die Kinder, in solchen Lagen daran.

So mußte auch gestern unsere nächste Nachbarin, eine jungverheiratete Frau mit ihrem Kinde einen langen Tag und eine noch entsetzlichere Nacht durchlebt haben. Ihr Mann ist Förster, der ansehnliche Waldungen angelegt hat, die gestern durch das Feuer schwer bedroht waren. Die Zerstörung der Waldungen wäre der Ruin des Mannes gewesen, und so mußte er fort zum Löschen. Die arme Frau blieb allein mit einigen schwarzen Buben zurück. Es ist begreiflich, wie schwer die Lösungsarbeit ist auf einsam gelegenen Farmen, wo nur einige schwarze Arbeiter zur Verfügung stehen. Auf einer Missionsstation, mit so vielen Knaben und Mädchen geht das schon leichter.

So kamen denn auch gestern auf das Trompetensignal die Kinder von allen Seiten herangestürmt, jauchzend und schreiend, als ging's zum lustigen Sport. Merkwürdige Leute; das Feuer übt auf sie einen so großen Reiz aus, daß sie, selbst wenn es in Gestalt eines daherbrausenden Feuermeeres an sie herantritt, mit ihm Scherz und Spiel treiben. Darum ist es auch nicht leicht, ihnen das Höllenfeuer abschreckend zu schildern.

Unsere jungen Schwestern hatten noch keinen Steppenbrand aus nächster Nähe gesehen; so ließ uns unsere Schwester Oberin alle mit hinausgehen; sie selbst blieb zur Pflege eines kranken Kindes, das sich in dem starken Wind eine schwere Lungenentzündung zugezogen hatte, zurück. Also hinaus zur Brandstätte; unsere Kleinen zeigten uns den Weg.

Schon nach wenigen Minuten sahen wir in einem gewaltigen Halbkreis dicke Wolken von Qualm und Rauch vor uns aufsteigen; Flammen sahen wir noch keine, hörten aber schon ihr unheimliches Knistern wie das Überspringen elektrischer Funken beim Gewitter. Der ganze Himmel war wie mit bleigrauen schweren Hagelwolken überzogen. Nach einer guten halben Stunde erreichten wir eine kleine Anhöhe, von wo aus wir die ganze ungeheure Brandstätte im Halbkreis übersehen konnten.

Ich erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben ein solch großartiges schauerlich schönes Schauspiel gesehen zu haben. Die Steppe schien in ein graufiges Schlachtfeld verwandelt; aus der Ferne hätte man es wirklich für ein solches halten können. Im Hintergrund flammten wohl zehn Meilen im Halbkreis an vielen Stellen mächtige Feuer wie Wachtfeuer auf. Etwa zwanzig Schritte vor uns war der Feind, das Lauffeuer, einer ungeheuren feurigen Schlange gleich, die sich vom Sturm gestachelt, zischend und funkensprühend voraus wälzte, unaufhaltsam, geradeswegs auf die Mission zu. Der Qualm und die Gluthitze benahmen uns fast den Atem. So wichen wir etwas seitlich zurück, uns die Verheerung ein wenig genauer anzusehen.

sehen. Ein riesiges schwarzes Totenfeld mit unzähligen Hügelchen, aus denen feine weiße Rauchstäbchen aufsteigen. Das ist der Dünger des Weideviehes, der das Feuer für lange Zeit, wenn alles andere verkohlt ist, glimmend erhält. Ein kräftiger Windstoß kann dieses Feuer wieder auffachen, und springt dann ein Funke auf die noch unverbrannte Steppe hinüber, so entzündet sich wieder ein neuer Brand. So kommt es, daß wir an heißen stürmischen Tagen fast nicht mehr aus dem Löschen herauskommen; manchmal ist die ganze Mission halbe Nächte lang an dieser Arbeit.

Wie wird nun aber gelöscht? — Selbstredend nicht mit Wasser, denn daran ist die Steppe ja so arm. Selbst wenn ein Fluß in der Nähe wäre, wäre es viel zu umständlich und beschwerlich, mit Wasser zu löschen. Unsere Naturkinder sind in derlei Nöten hundertmal praktischer und flinker wie wir Kulturmenschen. Wir wollen ihnen bei ihrer Arbeit zuschauen.

Die größte Mehrzahl der Buben und Mädchen ist mit dem hochw. Pater Superior und den Brüdern zum östlichen Kriegsschauplatz geeilt, weil dort die große Gummibaumpflanzung in Gefahr war. So kam es, daß wir Schwestern mit unsern fünf kleinen Mädchen ganz allein dem gewaltigen Feind im Westen entgegenstanden. Erst allmählich kamen vereinzelt Trupps von Löschern mit mächtigen Baumzweigen mit jungem Laub (es ist ja hier Frühling) bewaffnet dahergerannt. Ein mächtiger Anlauf gegen die Flammen, ein sehr flinkes Hin- und Herschlagen mit dem grünen frischen Baumwedel, ein ebenso rasches Zurückspringen, wenn der Wind gar so stark schürt, und der Feind ist bald geschlagen. Wir zeigten natürlich auch unsern guten Willen, indem wir uns an einige kleine vereinzelt Feuerchen wagten.

Die Kinder schauten uns halb belustigt, halb anerkennend zu. Da sahen wir von ferne den hochw. Pater Superior daherkommen. Auf der östlichen Front war demnach schon alles entschieden; das bißchen Arbeit hier war nur Kinderspiel. So konnten wir beruhigt mit den Kleinen den Heimweg antreten. Kaum waren wir einige Minuten auf dem Weg, da hörten wir Jauchzen und Hurra rufen; wir schauten um, und da bot sich uns ein eigenartiges Bild; wie, das wissen wir nicht, aber irgendwie hatten die Löscher, die doch in den verschiedensten Richtungen und weit voneinander ihre Arbeit getan hatten, vielfach durch hohes Buschwerk am Ausblick auf die Steppe gehindert, von der Ankunft des siegreichen General-Feldmarschalls (des hochw. Pater Superior) Kunde erhalten. Da kamen sie nun in geschlossenen Reihen wie Regimenter Soldaten, die grünen Baumzweige wie Flintenläufe über die Schultern gelegt, dahergerannt, jedenfalls, um sich ein Löbchen für ihre Heldentaten zu holen.

Einige Tage später hörten wir, daß vier Eingeborene in den Flammen umgekommen waren.

Viel interessanter noch war für mich ein Brand, den wir im ersten Jahre nach unserer Abreise von Europa erlebten. Die Erinnerung daran kommt mir jetzt fast wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ vor.

Damals waren die Eindrücke noch so neu und fremd, daß man sich manchmal die Frage stellte, ob man träume oder wache. Ich war mit den Kindern auf die Heuschreckenjagd gegangen. Das kann man aber nicht vor Sonnenuntergang tun, weil sich diese Tiere, solange es hell ist, nicht fangen lassen. Wir hatten nicht viel Glück an jenem Abend — es war fast Nacht — da wir den Hauptschwarm verpaßten. In einem brennenden Gehölz fanden wir wenige Summer. Doch unser lustiges Völkchen war nicht allzusehr enttäuscht; sie entschädigten sich durch die tausend lustigen Feuerchen, die, da es mondhell war, langsam weiterbrannten und, mit mächtigem Geschrei tanzten sie mitten darin herum. Ich werde den Anblick nie vergessen.

Der grelle Feuerschein ließ das eigenartig gestaltete Laub der Bäume und die muskeligen Gestalten der Schwarzen in einem grauisigen Lichte erscheinen. Ein Bild der Hölle, dachte ich unwillkürlich. Dieses Bild paßt recht zu den wenig ermutigenden Erfahrungen der ersten Jahre. Es ist die ewig alte und neue Wahrheit: „Ohne Kampf kein Sieg; ohne Kreuz kein wahrer Erfolg.“

z

**Arbeit macht des Lebens Lauf
Noch einmal so munter,
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.**

z

Lustige Ecke

Abhilfe. Bürgermeister: „Eine dumme Geschichte: Da lehnt sich der Fremde ans Brückengeländer, das morsche Holz bricht durch und er fällt ins Wasser, das darf nicht mehr vorkommen!“ — Brückenwärter: „Freilich nit! I hab gedacht, am besten nehmen wir's Geländer ganz weg . . . dann kann sich wenigstens keiner mehr anlehnen!“

Mir und mich. Ein Berliner wurde gefragt: „Speisen Sie im Gasthause?“ — „Nee“, antwortete er, „ick lebe vor mir und koche mich selbst.“

Zerstreut. „Herr Professor, es ist ein Gewitter im Anzuge.“ — Professor: „Dann klopfen sie ihn tüchtig aus.“



F ü r d i e K i n d e r

Unsere Kleinsten aus Rhodesia

Von Schwester Daria

Das Bild zeigt euch arme Waislein oder verstößene Kinder, die zur besseren Pflege zur Station gebracht wurden.

Nr. 1, das unsere Schwester Oberin auf den Armen trägt, ist schon ein schönes Engelein im Himmel geworden. Bernhard ist sein Name.

Nr. 2 ist der kleine Alfons, der 5 Monate alt und nur ein Gerippe war, als man ihn zur Station brachte.

Nr. 3 ist unser Nikolaus, ein kräftiges Kind von 6 Monaten, der Liebling von allen, jeder möchte mit ihm spielen und ihn versorgen.

Nr. 4 ist unsere kleine Punha, die noch nicht getauft ist. Seht, liebe Kinder, ihr habt das Glück, schon bald nach eurer Geburt getauft zu werden.

Nr. 5 ist die kleine Punha, eine arme Heidin, und darf erst getauft werden, wenn der Vater seine Zustimmung gibt, daß sie katholisch erzogen werden darf.

Nr. 6 ist unsere Noeline, das ärmste von all unseren Kindern. 6 Monate alt, verlor es seine Mutter; die Großmutter wollte sich nicht von dem Kinde trennen und übernahm dessen Pflege; aber Noeline magerte immer mehr ab. Mit 2 Jahren konnte sie noch nicht laufen. In diesem hilflosen Zustande brachte man das arme Geschöpf hierher, und vergeblich bemüht man sich, ihm ein Lächeln abzugewinnen.



Ibrahim, des Königs Erstgeborener.

Die größeren unter den Kindern helfen gerne mit in der Pflege der Kleinen. Unsere Schwester Olympia ist die Mutter im Kinderheim und versorgt schon 18 Jahre lang die armen Waislein.

★

Nun, meine lieben Kinder, wie hat euch die allererste Zusammenkunft unter Palmen gefallen? Nun kommt im Geiste zu uns unter Palmen und Bananenbäumen und von da auf die grüne schöne Wiese. Unsere 5 Büblein, die ihr auf dem Bilde seht, wollen ja nicht ruhig sitzen bleiben.

Ibrahim, der kleine Prinz und erstgeborene Sohn des christlichen Königs (Mangi), hat eine kleinen Wagen mit Pferdgespann von unserer Mutter Provinzialin bekommen, und der königliche Vater hat dafür in übergroßer Freude unsern Schwestern etwas für die Küche geschickt.

Jetzt sitzt Ibrahim auf dem Boden und ist schön müde vom vielen Springen; zudem horcht er auf das schöne Liedchen, das ihm Lina vorsingt und das er auch zum Teil schon mitsingen kann!

Hopp, hopp ho!
 Das Pferdchen frißt kein Stroh;
 Muß dem Pferdchen Haber kaufen,
 Daß es kann im Trappe laufen.
 Hopp, hopp, ho,
 Das Pferdchen frißt kein Stroh.

Indessen fliegt gerade eine Schar grüner Papageien über Wiese und Garten; sie schreien mit ihrer kreischenden Stimme



Otto.

aus voller Kehle. Das ist etwas für den kleinen dicken Johann; der immer lachen muß, während der noch kleinere Philipp fast erschreckt dreinschaut. Der große Peter und der kluge Georg horchen aber nicht auf die lärmenden, fliegenden Papageien, die haben sie schon oft gesehen, sie denken nur im stillen, wenn nur Ibrahim einmal den Wagen oder wenigstens die zwei Pferdchen ausspannen ließ, sie möchten doch so gerne damit spielen. Peter meint, er würde sich ein Seil davor anbinden und dann mit Wagen und Pferdchen und dem Ibrahim dazu weit davon laufen. Er wüßte überhaupt den Wagen viel besser zu verwenden.

In der Küche hat er gehört, daß Schwester Thiadildis sagte, die reifen Orangen müßten morgen gepflückt werden. Das wollte er tun und sie dann in das Wägelchen laden, die Pferde davor spannen und damit in die Küche fahren zu der freundlichen Schwester, die ihm ganz gewiß eine oder zwei schenken würde.

Heute ist nun Sonntag, und darum haben die Buben ihre schönen neuen Kleider an, welche gute Wohltäter zu Weihnachten geschickt haben. Der kleine Wagen und die Pferdchen kamen ja auch mit dieser Sendung. Nun, sie dürfen ja auch alle mitspielen. Etwas neidisch ist Peterchen wohl, aber er weiß gut, daß Neid und Geiz eine Sünde ist und will darum lieber brav sein wie der sechsjährige Otto aus dem Rheinland, welcher diesen Wagen und die Pferdchen und noch anderes Spielzeug für die schwarzen Negerchen geopfert hat, und zwar alles noch ganz nagelneu.

Das muß doch wirklich ein lebenswürdiger Knabe sein, der weiße Otto mit den blonden Locken und dem freundlichen Lächeln! Wer weiß, ob er nicht selbst noch einmal nach Afrika kommt, da er die schwarzen Kinder so sehr liebt. Wäre das möglich, liebe Kinder? Und wie? Gewiß, da müßte Otto ein Missionar werden wollen, und Tante Engelberta hofft wirklich, daß manche Leser und Leserinnen der roten Caritasblüten nach Afrika kommen. Das gebe Gott!

Tante Engelberta.

Große Kinder

Vater Superiors Küchenjunge Panganaji, ein baumlanger und sonst recht gewitzter Kerl, kam regelmäßig, um sich seinen Bedarf an Zucker, Butter usw. für den Tisch der hochw. Väter und Brüder zu holen. Seit einigen Tagen war er außergerwöhnlich häufig gekommen, so daß Schwester Dagoberta ihm nicht recht traute. Sie stellte ihn also zur Rede: „Ich glaub', Dir schmeckt der Zucker auch nicht übel, gelt?“

„Was, Schwester, meinst Du vielleicht, ich hätt' gestohlen; nein, stehlen, das bring ich nicht fertig.“

„Aber, ich seh' es Dir ja an, auf Deiner Stirn steht's ja geschrieben.“

Da hättet ihr das verdugte Gesicht sehen sollen. Im Nu war er um die Ecke und verschwunden.

Gerade hatte die Schwester dann im Keller etwas zu tun. Da sah sie ihn durch die Türriße in einem verborgenen Winkel stehen, wie er sich mit höchster Anstrengung die Stirne abrieb. Das verräterische Mal mußte doch um jeden Preis von der Stirn herunter.

*

Aus dem Religionsunterricht.

Schwester: „Warum versteckte sich der Teufel in der Schlange?“

Kind: „Er fürchtete sich, Eva werde ihn schlagen, wenn sie ihn sehe.“

★

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Bochum Mk. 21.—, Aloysius; N. N. Mk. 21.—, Johannes; Heiligenstadt Mk. 21.—, Margareta; Neife Mk. 21.—, Paul; Bewelsburg Mk. 21.—, Johannes; Dortmund Mk. 21.—, Elisabeth; Neuenbeken Mk. 21.—, Maria; N. N. Mk. 21.—, Anna-Elisabeth; für ein Heidenkind Maria-Martha aus Dülken Mk. 21.—; Hundsfeld Mk. 21.—, Alois; Horrem Mk. 21.—, Elisabeth; Durlach Mk. 21.—, Cäcilia; Birkenfelde Mk. 21.—, Johann-Baptist-Leonhard; Diedorf Mk. 21.—, Anna; Roden Mk. 44.—, N. N.; Schröck Mk. 63.—, Anton, Theresie, Karoline; Dortmund Mk. 21.—, Antonius-Maria-Joseph; Münstermaifeld Mk. 20.—, Johann-Joseph.

Für die Mission: Wieschowa Mk. 11.50, N. N. Mk. 3.—, Schussenried Mk. 7.50, Hörden Mk. 1.—, N. N. Mk. 2.—, Schröck zu Ehren des heiligen Judas Thaddäus und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu Mk. 5.—, Zell a. M. Mk. 2.50, Paderborn Mk. 3.— für Südafrika, Münster Mk. 3.—, Walldürn Mk. 2.—, Kirchhellen Mk. 2.50 Hegles Mk. 2.—, Landau Mk. 5.50, Schröck Mk. 100.—, Wailstadt für Ostafrika 2.50, Markelsheim Mk. 8.—, Neidingen Armenbrot zu

Ehren des heiligen Antonius für die Missionen von mehreren Wohltätern gesammelt Mk. 10.—, Essen-West Mk. 20.—, Miesenheim Mk. 5.—, Aichaffenburg Mk. 1.50, Dillingen Frs. 50.—, Schmerbecke Mk. 3.—, Duisburg-Meiderich Mk. 7.50, Würzburg Mk. 20.—.

Für die Heidenkinder: Wieschowa Mk. 1.—.

Almosen: Oppeln Mk. 3.—, Dortmund Mk. 3.—, Markelsheim Mk. 7.50, Niedorf Mk. 3.—, Brotdorf Mk. 8.22, Essen Mk. 2.50, Dachau Mk. 2.50, Berlin Schönberg Mk. 2.50, Würzburg Mk. 1.50.

Zur Ausbildung der Schwestern Buchholz Mk. 1.50.

Für Missionszwecke: Chrumczüg Mk. 5.—.

Für den Neubau einer Kirche: Himmelsthür Mk. 5.—.

Für eine arme Kirche in Afrika: Elgermühle Mk. 10.—.

Für die Missionschule zur Ausbildung von Missionslehrerinnen: Horrem, gesammelt von mehreren Wohltätern Mk. 20.—, Neidingen zu Ehren der heiligen Familie in einem großen Anliegen Mk. 10.—.

Willst du glücklich sein auf Erden, trage bei zu anderer Glück, die Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigne Herz zurück. Dies tun in hervorragender Weise alle jene, die mithelfen, durch ein, wenn auch noch so kleines Scherflein, daß auch arme, brave Mädchen ihr schönes Ziel, einst als Missionslehrerin in Afrika wirken zu können, erreichen. Durch diese tragen die Wohltäter dann auch bei, daß vielen armen Heidenkindern das Glück zuteil wird, den lieben Heiland kennenzulernen, der dies doppelte Liebeswerk auch gewiß doppelt lohnen wird.

Allen lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt es Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Gebetserhörungen

Der himmlischen Mutter Maria und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu besten Dank für Erhörung. F. B. Büsbach.

Öffentlicher Dank. Dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter und dem heiligen Antonius innigen Dank für Erhörung und Bitte in großem Anliegen.

Rätsellese

Zwei Männer haben Schafe; der eine sagt zum andern: „Gib mir eins von deinen Schafen, dann habe ich doppelt soviel wie du.“ „Nein“, sagt der andere, „gib mir eins von deinen, dann habe ich gerade so viel wie du.“ — Wieviel hat jeder?

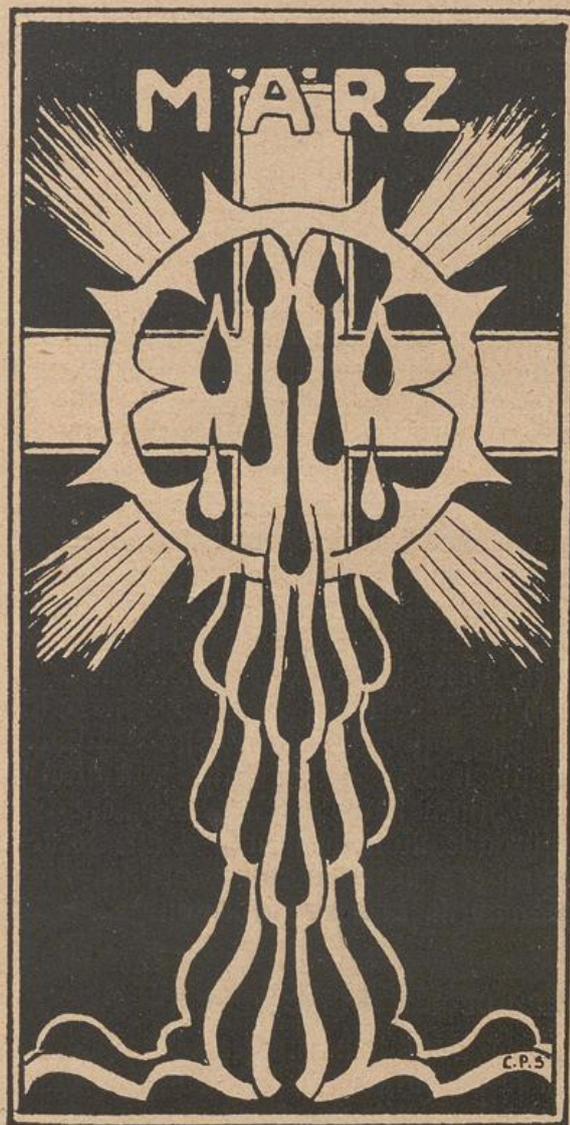
Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

1. Eine Waise, weil sie von fremden Leuten aufgezogen wird.
2. Der Küfer, weil er alles reiflich überlegt und faßlich darstellt.
3. Die Haut.

Caritasblüten

Nr. 3

1931



Sieh in heißen Strömen fließen Dieses Blut hat Kraft und Leben,
Des Erlösers kostbar Blut, Tilgt die Sünd u. schafft das Glück,
Licht und Gnade sich ergießen, Christus hat es uns gegeben,
Wie ein Quell vom höchsten Gut. Geben wir ihm Lieb' zurück!

„Gehet zu Joseph!“

Unsern Lesern ist das Vertrauen bekannt, welches die heilige Theresia zum heiligen Joseph trug, und ihre Erklärung, nie eine Fehlbitte an ihn getan zu haben. Ein von einem frommen Maler gefertigtes Bild bietet dazu eine sehr treffende Darstellung. Zu oberst auf dem Bilde erblickt man Gott den Vater; unter Gott dem Vater steht der heilige Joseph mit dem Jesuskindelein; unter dem heiligen Joseph sind Engel und ganz unten verschiedene hilfsbedürftige Menschen. Von Gott Vater fließen die Worte aus: „Gehet zu Joseph!“ Die hilfsbedürftigen Menschen übergeben ihre Anliegen wie auf Papier geschriebenen dem heiligen Joseph, und dieser gute Vater legt die Bittschriften auf seinen Schoß. Alsdann nimmt er die zarte Hand des Kindeleins und unterschreibt nun mit derselben die Erhörung einer jeden Bitte, und so stellt er den armen Menschenkindern die Bittschriften wieder zurück. Auf der einen Bittschrift stand geschrieben: „Brot“, auf einer andern: „Um Andacht“, wieder auf einer andern: „Um Vergebung der Sünden“, abermals auf einer andern: „Um Bewahrung der Unschuld“, auf der letzten: „Um einen guten Tod.“ Und überall war unterschrieben: „Es geschehe!“ Keine einzige Bitte blieb unerhört.

Das Bild ist nur eine sinnenfällige Darstellung dessen, was wirklich so ist: Der heilige Joseph ist ein mächtiger Fürbitter.

Wie wäre es, wenn unsere Leser alle ohne Ausnahme dem heiligen Joseph an seinem Festtage auch eine Bittschrift überreichen! Und was soll der Inhalt dieser Bittschrift sein? Ein Gebet zum heiligen Joseph um seine Fürbitte für die Anliegen unserer heiligen katholischen Kirche, ein Gebet für alle Bedrängten, für alle Notleidenden, für alle Mut- und Glaubenslosen, für unser armes Vaterland und für die Ausbreitung des wahren Glaubens in den Heidenländern.

z

Der Karfreitag des hl. Gualbertus.

Als der heilige Gualbertus noch ein Weltmann war, nährte er gegen einen benachbarten Edelmann heftige Rachgierde. Einst traf er an einem Karfreitage, gerade als er sich zur Stadt begeben wollte, mit seinem Todfeinde in einer Bergschlucht ganz allein zusammen. Schon hatte er die Hand an das Schwert gelegt, um es seinem Feinde in die Brust zu stoßen, als dieser in höchster Angst ausrief: „Durch die Gnade desjenigen, der am heutigen Tage für uns beide gestorben ist, bitte ich dich, schone meiner!“ Gualbertus wurde durch diese Worte wunderbar besänftigt, schloß den zitternden Feind liebevoll in seine Arme und verzieh ihm von Herzen.



Heiliger Joseph, Helfer in jeder Noth.

Bericht aus dem Mutterhaus

Mit Dank gegen Gott für den Zuwachs, den er für seine Weinbergsarbeiten uns sandte, teilen wir unsern lieben Lesern und Leserinnen mit, daß am 1. Februar folgende Postulantinnen das geweihte Ordenskleid empfingen.

Postul. Katharina Koll	Schw. Mirjam	aus Rheinland
" Elisabeth Kemkes	" Thomasa	" "
" Anna Jacobebbinghaus	" Hilaria	" "
" Maria Uhr	" Arnoldis	" "
" Marga Schwalb	" Gottfriedis	" "
" Christine Müller	" Engelmara	" "
" Maria Jacobs	" Lambertina	" Holland
" Berta Marcinska	" Oskara	" Polen
" Maria Grundei	" Humilia	" "
" Maria Schmid	" Notkera	" Bayern
" Katharina Liebl	" Adelbera	" "
" Theresia Kröger	" Vitalis	" Westfalen
" Katharina Hütten	" Trenata	" Rheinland
" Maria Arndgen	" Rosamunda	" Westfalen
" Marianne Zeller	" Edeltraud	" Hessen
" Katharina Henkel	" Fidesta	" Rheinland
" Anna Lüning	" Viktima	" Westfalen

Am Feste Mariä Lichtmeß, dem darauf folgenden Tage, wurden zur ersten Ablegung der hl. Gelübde zugelassen:

Schw. M. Trenäa	Schw. M. Bertholda	Schw. M. Wigberta
" " Samuela	" " Theonita	" " Edelfrieda
" " Januarä	" " Friedburga	" " Raymunda
" " Crispina	" " Makaria	" " Mauritia
" " Silva	" " Annunciata	" " Justina

Die Festfeier wurde erhöht, durch die ergreifenden Zeremonien der ewigen Profess, welche folgende Schwestern ablegten:

Schw. M. Wendelina	Schw. M. Stefanie	Schw. M. Berchmans
" " Bernwarda	" " Niceta	" " Cajetana
" " Firmata	" " Humilitas	" " Amantia
" " Fidelia	" " Avellina	" " Clemens

„Herr, sende noch viel mehr Arbeiterinnen in deinen Weinberg!“

Allerlei aus der Mission

Aus der heidnischen Kriegswelt von Schw. M. Amata, Maria Trost

Danpazela lebte zur Zeit des berühmten, gefürchteten Chaka. Er war einer seiner besten, kühnsten Krieger. Wegen irgendeiner Ursache war er zweimal zum Tode verurteilt worden, aber glücklicherweise dieser Strafe entkommen. Er war ein großer starker Mann und konnte außergewöhnlich schnell laufen. Damals bestand nämlich das Gesetz, daß die zum Tode Verurteilten nicht mit Speeren und Knotenstöcken getötet werden durften, sondern den Tod durch Zerbrechen der Knochen oder des Genickes finden sollten. Konnten sie sich frei machen und eine kleine Strecke laufen, ohne eingeholt zu werden, so wurden sie zurückgerufen und von jeder Schuld, mochte sie noch so groß sein, frei gesprochen; niemand konnte ihnen noch etwas anhaben.

So gelang es Danpazela zweimal, seiner Strafe zu entkommen. Sobald ihm das Todesurteil mitgeteilt wurde, warf er die Nächststehenden zu Boden, durchbrach den Zuschauerkreis und eilte davon. Später eilte er nach einem heißen Kampfe davon nach Natal. Er sagte dann zu seinem Nefen: „Wenn ich wieder jung würde und noch 100 Jahre zu leben hätte, möchte ich nicht mehr ins Zululand zurück.“

Seine Tapferkeit hatte ihm mehrere Wunden beigebracht. Einst kam er mit seinem Bruder von einer Schlacht zurück. Derselbe hatte auch einige Wunden erhalten und konnte nicht schnell genug gehen. Danpazela war ärgerlich, zeigte ihm seine zwei großen Wunden am Rücken und sagte: „O, Du Feigling, wegen solcher Kleinigkeiten willst Du zurückbleiben? Gut, ich lasse Dich hier“, und sein Bruder fiel tot zu Boden. Nun nahm er dessen Speer als seine Beute zu sich und legte den Schild auf den Toten, Ndumela.

Alle eroberten Lanzen und Speere mußten zu Chaka gebracht werden. Ndumela wurde dann mit großen Ehren als tapferer Krieger beerdigt und zum Schluß der Kriegstanz aufgeführt. Danpazela selbst starb 1891.

*

Inkosi yezintombi (Der Häuptling der erwachsenen Mädchen)

von Schw. M. Amata, Maria Trost

In alten Zeiten standen die erwachsenen Zulumädchen unter sehr strenger Kontrolle und wurden stramm an Ordnung gehalten. Eine königliche Prinzessin war jedesmal der „inkosi yezintombi“, und alle hatten ihr strikte zu folgen. Sie hatte auch ihre Distrikte und Häuptlinge, die in jenen Gegenden ihre Stelle vertraten und auf gute Sitten bei den erwachsenen

Mädchen zu sehen hatten. Die Mädchen mußten jenen Stellvertretern über ihr Verhalten Rechenschaft ablegen und durften nichts unternehmen ohne deren Wissen. Einmal im Jahre hielt die „inkosi yezintombi“ eine Versammlung ab, wobei sämtliche jungen Mädchen zu erscheinen hatten. Sie waren in kleine Gruppen verteilt, und wenn sich ein Mädchen fern hielt, so wurde es mit Gewalt herbeigeschleppt und empfindlich gestraft. Alle Mädchen brachten ihr Essen zu dieser Versammlung mit und lagerten sich dann auf einem Hügel, unweit des Kraals. Die Prinzessin erschien in der Mitte ihrer Rätinnen mit einer langen Peitsche in der Hand. Jede Gruppe mußte mit ihrer Führerin vortreten und hatte Rechenschaft abzulegen über ihr Leben und gutes Betragen. Ferner wurden die Regeln wieder aufs neue eingeschärft; die hauptsächlichste derselben war, daß kein Mädchen eine Liebschaft anfangen durfte ohne Erlaubnis der Vorsteherin. Hatte ein Mädchen sich schlecht betragen oder war gar gefallen, so wurde es empfindlich gestraft und durfte mit keinem andern Mädchen mehr gehen, jedes würde es angespuckt haben.

Die „inkosi yezintombi“ war mehr gefürchtet als die eigenen Eltern, und moralisch waren die Mädchen viel besser als jetzt, wo dieser Brauch verschwunden ist.

*

Vielleicht wird es manchen Leser interessieren, noch ein wenig mehr über das Los des afrikanischen Farmers zu hören. Es ist kein beneidenswertes; da folgt oft Enttäuschung auf Enttäuschung.

Dieses Jahr z. B. hat unsere Gegend ein Hungerjahr. Früh gesäte Sachen erfroren durch spät eintretenden Frost. Als der Schaden wieder etwas ausgemerzt war, wurden wir von einem Hagel heimgesucht, wie ich ihn nie vorher erlebt hatte. Es war ein ohrenbetäubendes Prasseln und Peitschen, das dreiviertel Stunden anhielt. Welch traurigen Anblick boten nachher die Gärten und Felder! Ein in der Nähe wohnender Farmer, der tief in Schulden steckte und seine letzte Hoffnung auf die üppigstehenden Weizenfelder gesetzt hatte, sieht nun bangen Herzens dem sicheren Bankerott entgegen. Der Hagel hat ihm alles vernichtet. Um das Elend voll zu machen, haben wir nun eine anhaltende, noch nie dagewesene Trockenheit. Die heiße Afrikanische Sonne backt und bratet Felder und Fluren; Gewitter kommen, es blitzt und kracht, aber gewöhnlich ziehen sie vorüber, ohne auch nur den erstickenden Staub zu benezen. Die Weideplätze die sonst im November schon mannshohes Gras zierte, sind kahl und leer, kaum, daß das abgemagerte Vieh ein paar Hälmchen Grün finden kann. Der Mais, der das Brot der armen Bevölkerung bildet, ist am Vertrocknen. Und endlich,

wenn der arme Farmer etwas Wolle, Vieh oder Sonstiges verkaufen kann, dann muß er es um einen Spottpreis absetzen.

Wie wird der arme Pächter sich am Ende des Jahres mit seinem Fünftel des Ertrages stellen? Und wie wird das Herz des Missionares bluten, wenn er mit leeren Händen vor seinen Schäflein steht, die um Brot bitten? Hängt doch sein Einkommen ebenfogat vom Gedeihen der Feldfrüchte ab.

Doch wir wissen, daß Gottes barmherziges Vaterauge auch über Griqualand-East wacht. Er wird Herzen wecken, die helfen, der Not zu steuern. Vielleicht hast auch Du, lieber Leser, ein Scherflein übrig, um es in dieser Sparkasse, die bekanntlich den höchsten Zins und Zinseszinsen zahlt, anzulegen.

*

Briefstil der Schwarzen

Unsere Neger sind überaus höflich in ihrer Korrespondenz. Legthin las ich ein Briefchen, in welchem einer meiner Schüljungen um einen Knopf bittet:

„Liebe Martha! Zuerst möchte ich fragen, wie geht es Dir? Mir geht es gut, sei nicht böse. Ich bitte Dich, gib mir einen Knopf. Sei doch nicht böse, aber lache, ich lache auch. Ich bin
Dein Anton.

*

Ein anderes Briefchen, in welchem ein Junge seinen Lehrer um Entschuldigung bittet, daß er nicht kommen kann:

„Zuerst sage ich: heute komme ich nicht, weil ich meine Häuser weißen möchte; Ihr möget nicht böse sein, mein Lehrer, ich bitte sehr. Ich bitte nochmals, Ihr möget nicht zürnen. Leset dieses mit Freuden. Ich bin auch Dein Kind

Elias.

3

Der Segen des Papstes Pius IX.

Gin Mann, so wird berichtet, welcher durch mehrere Jahre hindurch am Fuße unsägliche Schmerzen gelitten, und schon die mannigfachsten Heilmittel umsonst versucht hatte, kam endlich auch nach Rom. Der Fuß war in einen derartigen Zustand versetzt, besonders durch die verschiedensten Pflaster und Salben, daß dessen Haut einer Baumrinde glich. Der Schmerz war ungeheuer. Nur mit Mühe konnte er kurze Strecken hinkend zurücklegen. Kaum in Rom angekommen, gelang es ihm also bald, eine Spezial-Audienz beim Heiligen Vater zu erlangen. Er begab sich zum Vatikan, und ärger als je war an diesem Tage der Schmerz. Als der Heilige Vater ins Audienzzimmer

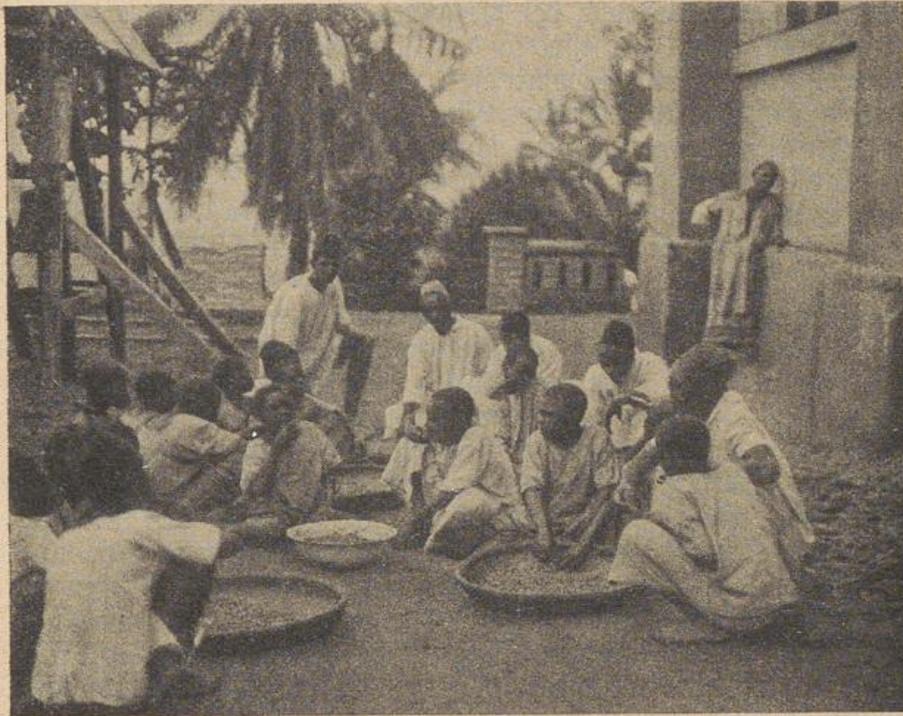
trat, versuchte der Arme mit aller Anstrengung sich in kniende Stellung zu bringen; der Schmerz war aber so groß, daß er leichenblaß wurde und einen lauten Schmerzensschrei ausstieß. Der Heilige Vater fragte ihn in gewohnter leutseliger Weise, was er denn habe. Der Leidende erzählte ihm alles. Da sagte ihm Pius mit ernstem Gesicht, er möge sich einen Augenblick ruhig halten und machte über den Armen das Zeichen des heiligen Kreuzes, indem er mit feierlicher Stimme sprach: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes . . . Amen.“ Kaum war das Amen gesprochen, so nahm Pius wieder seine alle Welt gewinnende lächelnde Miene an, und indem er den Armen zum Sitzen einlud, unterhielt er sich längere Zeit mit ihm. Der Fremde war über diesen fast traulichen Empfang so gerührt und ergriffen, daß er alles um sich zu vergessen schien. Wenigstens hatte er auf seinen kranken Fuß vergessen, und als der Heilige Vater ihn endlich entließ, schritt er freudetrunken durch die Reihen der Zimmer, nichts anderes denkend, als an Pius IX. In diesem Zustande gelangte er zu Hause an. Dasselbst war er nicht wenig erstaunt, nicht den mindesten Schmerz an seinem kranken Fuße zu fühlen. Er hatte sodann nichts Eiligeres zu tun, als um eine zweite Audienz beim Heiligen Vater zu bitten, die ihm auch gestattet wurde. Kaum sah er den Heiligen Vater, als er sich in die Knie warf und unter Tränen sprach: „Heiliger Vater, Sie wissen, in welchem Zustande ich mich bei der ersten Audienz befand; jetzt bin ich ganz gesund, und zwar von dem Augenblick an, als ich Sie verließ, spürte ich nicht den mindesten Schmerz. Sie haben mich geheilt, und ich kann nichts anderes tun, als Ihnen fußfällig zu danken.“

„Lieber Sohn,“ erwiderte Pius, „da habe ich nicht geholfen, sondern die heiligste Dreifaltigkeit, die wohl weit mehr kann, als kranke Leibesglieder heilen.“ Da der Geheilte immerfort darauf bestand, der Heilige Vater hätte ihn geheilt, entgegnete dieser mit scherzhaften Worten, indem er ein wenig seinen Salar erhob und sein krankes Bein zeigte (bekanntlich litt Pius schon Jahre lang an einem offenen Fuße): „Sieh,“ sagte er, „wenn ich die Macht hätte, kranke Beine zu heilen, würde ich wohl bei mir selbst anfangen. Dir hat die heiligste Dreifaltigkeit geholfen.“

*

Wer gefallen ist, soll sanft, freudig, ruhig sich aufrichten, damit er nicht wieder und schwerer falle, wenn er sich mit Unmut und Verwirrung aufhebt. Ist eine Laute verstimmt, so soll man sie deshalb nicht wegwerfen, noch die Saiten zerreißen, sondern aufmerksam forschen, woher die Mißklänge kommen und die Saiten sanft höher und tiefer spannen nach Regeln der Kunst.

Franz v. Sales.



Ein Teil unserer Kübchen beim Mittagessen.

Erinnerungen aus meinem Missionsleben in Keilands

Von Schwester Emilie

Keilands in Cape Province war meine erste Missionsstation, wohin ich von Mariannhill aus mit einer jungen Schwester gesandt wurde. Wir segelten von Durban bis East London, von dort ging es per Eisenbahn bis Dohne und dann weiter per Kutsche an unsern Bestimmungsort.

Die ersten 6 Wochen war ich in der Schule tätig. Nach den Weihnachtsferien hatte ich die Tageschule auf der Außenstation „Saliwa“ zu übernehmen. Mit diesem Posten waren manche Opferchen verbunden. Im Winter war es recht angenehm, täglich in der frischen Luft einen zweistündigen Spaziergang hin und zurück zur Schule zu machen. Der Keifluß, den ich passieren mußte, machte mir in dieser Jahreszeit keine Schwierigkeit; ich wußte eine schöne Stelle, wo sich der große Fluß zwischen zwei großen Felsblöcken durchdrängte und kaum ein Yard breit war. Da hüpfte ich einfach hinüber und war auf der andern Seite im Transkei-Gebiet, welches den Schwarzen zur Ansiedelung von der Regierung gegeben ist.

Aber im Sommer, besonders in der Regenzeit: Januar, Februar, März, da verwandelt sich dieser unscheinbare Fluß in

einen reißenden Strom, der die angrenzenden Felder weit überflutet und alles, was ihm in den Weg kommt, einfach mit sich fortreißt. Die Flut kommt oft so plötzlich, daß Neger, welche gerade im Überschreiten des Flusses waren, oft von dem strömenden Wasser fortgerissen wurden und ertranken.

Wie sollte ich nun in meine Schule gelangen? Über den Fluß mußte ich, da gab es keinen andern Weg. Wenn die Flut sehr hoch ging, war es unmöglich, mit dem kleinen, leichten Boot, das wir hatten, überzusetzen. So mußte ich mich denn zwei bis drei Tage gedulden, bis der Wasserstand ein wenig sank. Und dann ging es auch noch schwer genug. Das Boot mußte jedesmal vor der Flut aus dem Wasser herausgezogen und an einen sicheren Platz gebracht werden, sonst wäre es von den Fluten mitgenommen worden. Nun mußte es wieder hinuntergeschleppt und ins Wasser gesetzt werden, was auch keine leichte Arbeit war. Der Weg zum Fluß ging über die Felder, und der Boden war recht weich und schlüpfrig. Schuhe und Strümpfe mußten ausgezogen werden, denn man sank ja bis über die Knöchel ein. Glücklicherweise am Boote angelangt, mußte man nun versuchen, auf die andere Flußseite zu rudern. Wie oft stieß man da auf eine Sandbank, wo früher keine war, und hatte Mühe, wieder los zu kommen. Doch endlich war das Ziel erreicht, und nun ging es lustig und froh nach solchen Strapazen in die Schule. Vielleicht in der nächsten Woche war wieder Ähnliches durchzumachen. Doch so etwas gehört ja zum Missionsleben und muß mit in den Kauf genommen werden. —

*

Wie ich das Rudern lernte. Wie ich vorhin bemerkte, konnte ich nur während einiger Wochen im Winter trockenen Fußes über den Keißfluß; die andere Zeit, wenn ich das Boot benötigte, hatte ich jemand nötig, der mich hinübruderte, wenn ich zur Schule ging, und mich herüber holte, wenn ich nach Hause mußte. Doch mit der Zeit wurde das manchmal recht lästig und unbequem, sowohl für mich als auch für den, welcher damit beauftragt war, mich zu holen. So kam es zuweilen vor, daß man gegenseitig stundenlang am Flusse warten mußte, entweder aus Vergeßlichkeit oder aus anderen Gründen. Diesem Uebelstand wurde auf einmal ganz plötzlich abgeholfen; ich lernte nämlich selbst das Rudern.

Rev. Father Superior fuhr mich eines Morgens wieder hinüber und sagte, ich solle heute nur schauen, wie ich allein herüber komme, ich werde nicht geholt. Ich erwiderte nichts, denn ich schämte mich, für einen Feigling gehalten zu werden, obwohl ich im Herzen leise dachte, wie das wohl gehen werde. Gesehen hatte ich es schon oft, aber noch niemals probiert.

Als ich nachmittags von der Schule zurückkehrte, stürmte und regnete es, und der Mut fing an zu sinken, wenn ich ans

Rudern dachte. Doch, wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. So stieg ich denn mit dem kleinen Mädchen, das mich begleitete, ins Boot. Mittlerweile war ein großer Kaffernbursche gekommen, welchen ich einlud, einzusteigen und mir rudern zu helfen. Gesagt, getan. Natürlich verstanden wir beide das Rudern nicht, und das Boot ging rückwärts anstatt vorwärts; doch endlich, mit vereinter Mühe und Anstrengung und nach vielen Fehlgriffen, erreichten wir das andere Ufer. Am nächsten Tage probierte ich es ganz allein, und nach kurzer Zeit hatte ich die Ruderkunst los. Ich war wirklich froh, daß man mich so ins Wasser geworfen hatte, nicht um Schwimmen, sondern um Rudern zu lernen. Wieviel Mühe und Zeit sparte ich mir selbst und andern dadurch.

Als nun einst der Magistrat von Stutterheim mit seiner Familie uns einen Besuch abstattete, lud ihn Rev. Father Superior zu einer kleinen Ruderfahrt auf dem Flusse ein. Ich hatte seine Frau Gemahlin und das jüngste Töchterchen in meinem Boote, während die andern im zweiten Boote waren. Das kleine Baby war ganz entzückt über die herrliche Fahrt im Motorcar auf dem Fluß, wie es das Boot nannte. Der Herr Magistrat aber fragte scherzend Rev. Father Superior, ob ich denn schon mein Zertifikate im Rudern erhalten hätte. Übung macht den Meister!

Was nichts kostet, ist nichts wert. Zuweilen kam es vor, daß der Fluß anschwoll, während ich in der Schule unterrichtete. So geschah es einmal, daß ich erst am dritten Tage heimkehren konnte. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als in der Schule zu schlafen und mit dem Essen vorlieb zu nehmen, das mir die Schwarzen brachten, nämlich Maiskolben und Milch. So machte ich denn gute Miene zum bösen Spiele. Ich läutete die Glocke am Abend und versammelte die Christen und Kinder und betete den Rosenkranz mit ihnen in der Schule, die ja auch sonst als Kirche diente. Die Leute waren hocheifrig und dankten mir. Auch benützte ich die Zeit, um die Leute in ihren Kraals zu besuchen. Auf diese Weise wollte ich mich entschädigen für den Streich, den mir der mutwillige Fluß spielte. Daheim wurde ich dann scherzend gefragt, wie oft ich den Leuten wieder Segen gehalten hätte.

Bei einem solchen Besuche entdeckte ich auch einen kranken Knaben, den ich später vor seinem Tode taufen durfte; darüber freute ich mich, denn der ganze Kraal war heidnisch, und später hätte es sicher Schwierigkeiten für das Kind gegeben. Nun war alles gehoben.

*

Wenn man eine Wunde mit Öl heilen kann, wäre es grausam, Essig zu gebrauchen.

Die Palme in der Wüste

Als Joseph auf des Engels Wort
Das Kind zu retten vor dem Mord,
Aus Bethlehem in dunkler Nacht
Sich nach Ägypten aufgemacht:
Da kam in mühevoller Weise
Er an dem dritten Tag der Reise
An einen Ort, wo im Wüstenland
Eine große grüne Palme stand.

Maria sagte: „Sollen wir
Nicht ruhen ein wenig im Schatten hier?“
Und Joseph hielt mit dem Tier geschwind
Und nahm auf seinen Arm das Kind;
Der Esel ließ mit frommem Neigen
Maria, die Jungfrau, niedersteigen.
Sie setzte sich aufs weiche Moos,
Das Kindlein saß auf ihrem Schoß.

Wohl war nach langer, schwerer Schwüle
Der dichte Schatten süße Kühle:
Doch Speise hatten sie nicht mehr,
Und auch der Wasser Schlauch war leer.
Mariens Augen schmachkend schauen
Mit hoffnungsvollem Gottvertrauen
Empor zum Himmel, und sie spricht:
„Verlaß, o Gott, die Deinen nicht!“

Da plötzlich hob der Gottessohn
Empor zur hohen Palmenkron'
Die beiden Händchen, zart und klein,
Und auch die holden Augelein;
Und süß hinauf zur Krone drang
Der rosigen Lippen klarer Klang:
„Zu meiner lieben Mutter neige,
O Baum, voll süßer Frucht die Zweige!“

Und siehe, das Wort war gesprochen kaum,
Da neigte sich der Palmenbaum,
Und seine Zweige senkten sich
Gehorsam, ehrerbietiglich.

Maria konnte sattfam pflücken
Und an den Datteln das Herz erquicken,
Und auch Sankt Joseph aß nach Lust
Und dankte Gott aus frommer Brust.

Dann sprach das Kind: „Erhebe wieder
Empor zum Himmel deine Glieder,
Und laß aus deiner Wurzeln Quell
Ein Bächlein springen frisch und hell!“
Da hob der Palmenbaum alsbald
Auf Befehl empor die stolze Gestalt;
Und aus der Wurzel wunderbar
Entquoll das Bächlein kühl und klar.

Und als sie sich gelabet hatten,
Verließen sie den kühlen Schatten:
Und segnend sprach für Speis' und Trank
Das Kind der Palme seinen Dank.
Und sieh, es kam in lichtem Schein
Vom Himmel her ein Engelein
Und pflückte einen Palmenzweig
Und trug ihn fort ins Himmelreich
Und pflanzte, wie der Herr ihn hieß,
Auf ewig ihn ins Paradies.

3

Wiedergefundenes Herzensglück

Schw. Maxima

Ss war während der Juliferien 1930. Ein ziemlich strenger Winter hatte seinen Einzug gehalten, und die Gipfel der majestätischen Berge, die sich um die Missionsstation Mariazell hinziehen, waren in blendend weißen Schnee gehüllt. Gewiß ein herrlicher Anblick. Aber ein kalter Winter ist gewöhnlich kein Freund für arme Leute, und Armut findet man in Afrika nicht nur unter der schwarzen, sondern auch unter der weißen Bevölkerung.

Gegen Mittag kam ein schwarzer Junge mit einem Brief für Rev. Father Rektor auf der Station an. Es war ein Hilferuf von einer uns unbekanntem englischen Familie, die sich wenige Tage zuvor auf einem einsamen Plage niedergelassen hatte. Ferner konnten wir dem Schreiben entnehmen, daß die

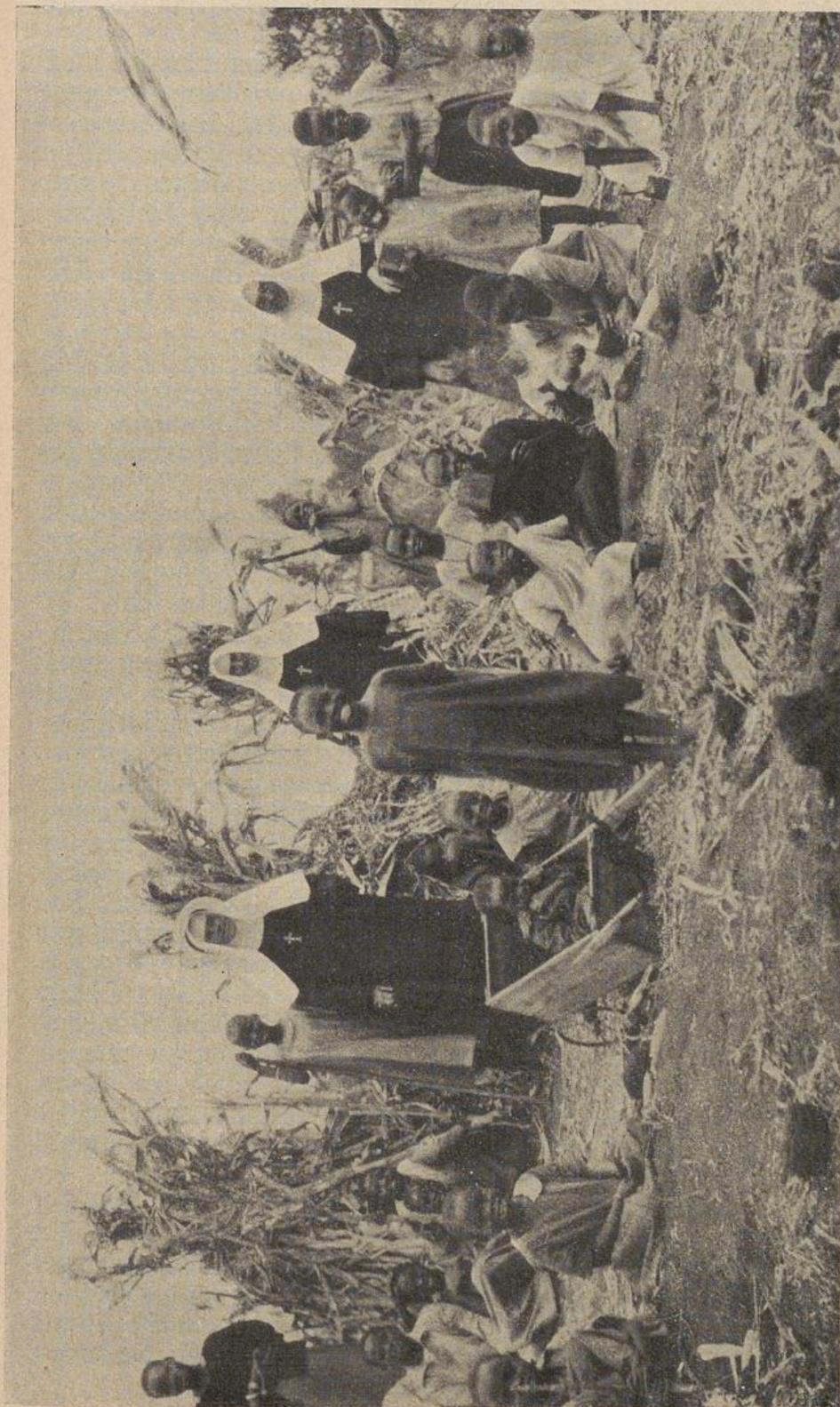
Leute katholisch waren, daß eines der Kinder noch nicht getauft und eines gefährlich krank sei. Unglücklicherweise war es Rev. Father Rektor nicht möglich, sofort abzukommen, und so schickte er Schwester Maria und mich hinaus, um die Leute unverzüglich aufzusuchen. Nebst guter Medizin und Weihwasser nahmen wir auch noch etwas Obst mit, da es nicht vor-auszusehen war, bis wann wir zurück sein konnten. Der schwarze Junge zeigte uns den Weg, teils durch bekannte, teils durch unbekannte Pfade. Das Land war kahl und der Boden fest gefroren. Wir freuten uns schon im stillen, vielleicht Gelegenheit zu bekommen, die heilige Taufe zu spenden, weil wir der Meinung waren, das ungetaufte Kind sei der Patient.

Eine Stunde mochten wir wohl gegangen sein, als wir uns der Ansiedelung, die aus drei Kraalen bestand, näherten.

„Ist es denn möglich, daß hier Europäer wohnen?“ fragte ich Schwester Maria. Als wir noch immer zweifelten, kam aus einer der Hütten ein europäisches Mädchen, das vor Freude aufhüpfte, als es uns sah. Eine noch junge Frau, mit blassem, sorgenvollem Gesicht, empfing uns und führte uns in einen der Kraals. Armut, bittere Armut gähnte uns aus allen Ecken entgegen. Zwei ärmliche Lagerstätten standen darin; die Decken, die als Oberbetten dienen sollten, waren mehr Lumpen als Decken. Auf einer der Bettstellen lag ein neunjähriger Knabe vollständig angekleidet wegen Mangel an Decken. Dazu war er noch mit alten Mänteln und Kleidern zugedeckt. Er lag in hohem Fieber und konnte nur unter großer Anstrengung Antwort geben. Der Vater, ein biederer Irländer, mit braungebranntem Gesicht und schwieligen Händen, trat ein, nicht wenig erfreut über unsere Teilnahme.

So machten wir Bekanntschaft mit den Leuten und ihrer Not. Ja, sie hatten schon bessere Tage gesehen. Als strebsamer Müller hatte der Mann erst einen ziemlich guten Posten, doch war ihm das Glück nicht hold. Es ging abwärts, bis er sich schließlich genötigt sah, als einfacher Arbeiter bei einem reichen Grundbesitzer sich und seine Angehörigen zu ernähren. Wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, und wie es die abgearbeitete Gestalt und die schwieligen Hände des Mannes nur zu deutlich bewiesen, hatte er sich im Schweiß seines Angesichtes redlich geplagt, aber als Bezahlung nicht mehr als einen Hungerlohn bekommen, kaum genug, um eine alleinstehende Person anständig zu ernähren, viel weniger eine Familie mit vier unmündigen Kindern. Er verrichtete eben sogenannte Negerarbeit, und die wird gewöhnlich als solche bezahlt. Monatelang konnten sie sich nicht einmal etwas Fleisch kaufen, das doch in Afrika verhältnismäßig billig ist.

Nun waren sie als Pächter auf diese Farm gezogen. Vier-fünftel des Betrages muß an den Eigentümer abgeliefert wer-



Maiserte, Ost-Afrika

den, während der kleine Rest die saure Arbeit und die unzähligen Schweißtropfen bezahlen soll.

Aber das war noch nicht alles. Die Frau und die drei ältesten Kinder waren katholisch getauft, der Mann war protestantisch; und das Jüngste, ein liebes Bübchen, entbehrte noch die Taufgnade. Wann sie zum letztenmal eine Kirche gesehen hatten, weiß ich nicht. Auch waren die zwei ältesten Kinder von neun und elf Jahren herangewachsen ohne Religionsunterricht und Sakramentenempfang. Aber Not lehrt beten! Und so machte die stille, zurückhaltende Frau kein Hehl daraus, wie unglücklich sie sich besonders wegen der letztgenannten Umstände fühlte.

Wir taten für den kranken Jungen, was wir eben tun konnten, und unsern eigenen Hunger vergessend, verteilten wir das Obst und machten uns schließlich auf den Heimweg. Am nächsten Tage kehrten wir zu der armen Familie zurück, beladen mit Brot, Käse, Obst und guter Medizin. Da gab es leuchtende Augen; ebenso, als wir in der darauffolgenden Woche einen weiteren Besuch dort machten. Am nächsten Sonntag machte sich die tapfere Frau mit ihren drei gesunden Kindern auf den Weg zur Mission, um das Jüngste taufen zu lassen und wieder einmal eine heilige Messe zu hören. Natürlich erhielten sie nachher eine Stärkung und noch etwas Lebensmittel zum Mitnehmen. Johannes, der kranke Junge, erholte sich ziemlich schnell, und so oft es das Wetter und andere Umstände erlaubten, kam er Sonntags mit seiner Mutter und den übrigen Geschwistern zur Mission, wo er nach Beendigung des Gottesdienstes mit Dog, seiner ältesten Schwester, Religionsunterricht erhielt. Mehrere Male erinnerten wir die arme, gedrückte Frau an ihre Pflicht bezüglich der heiligen Sakramente und taten unser Bestes, ihr den Weg zu bahnen. Das schien jedoch schwer zu halten. Obwohl sie sich stets willig und für alles dankbar zeigte, war sie hierzu schwer zu bewegen.

Dog und Thomas sollten zum Empfang der heiligen Sakramente vorbereitet werden. Wir beschloßen, die Kinder gleich nach Schluß, anfangs Dezember, auf die Mission zu nehmen, damit sie regelmäßigen Unterricht erhielten. Daß die Vorbereitung für Kinder, die sozusagen in der Wildnis aufgewachsen sind, viel Geduld und Anstrengung kostet, wird jedem begreiflich sein.

So rückte das heilige Weihnachtsfest heran, das Fest der Liebe und des Friedens. Der feierliche Glockenklang tönte über die weiten Fluren, und von allen Seiten strömten die Leute herbei, um Jesuleins Wiegenfest mitzufeiern. Auch die englische Frau mit ihren zwei Ältesten kam früh morgens in Begleitung ihres Mannes, um sich den Frieden zu holen, den die Engel verkündeten all denen, die guten Willens sind.

Im Hirtenamt um 7 Uhr kniete sie mit ihren zwei ältesten Kindern an der Kommunionbank, um nach langer, banger Zeit wieder den, der alle Wunden heilen kann und will, in ihr Herz aufzunehmen. Hinter den dreien kniete der Vater und schaute aufmerksam der heiligen Handlung zu; er will auch katholisch und so glücklich werden, wie die Seinen.

Fleißige Hände hatten das einfache Fremdenzimmer mit Grün geschmückt; in der Ecke stand ein Cypressenbäumchen, geziert mit etwas deutschem Gebäck, als Weihnachtsbaum. Der Tisch war gedeckt für ein einfaches Festessen, das sich die glücklichen Gäste mit ihren strahlenden Gesichtern vortrefflich munden ließen. Von dem Kuchen jedoch aßen sie recht wenig, jedenfalls, weil sie überzeugt waren, daß sie das Überbleibsel mit nach Hause nehmen durften.

Am darauffolgenden Sonntag kamen Dog und Thomas früh am Morgen wieder eilends zur Mission, um das Jesulein aufs neue ins unschuldige Herzlein aufzunehmen.

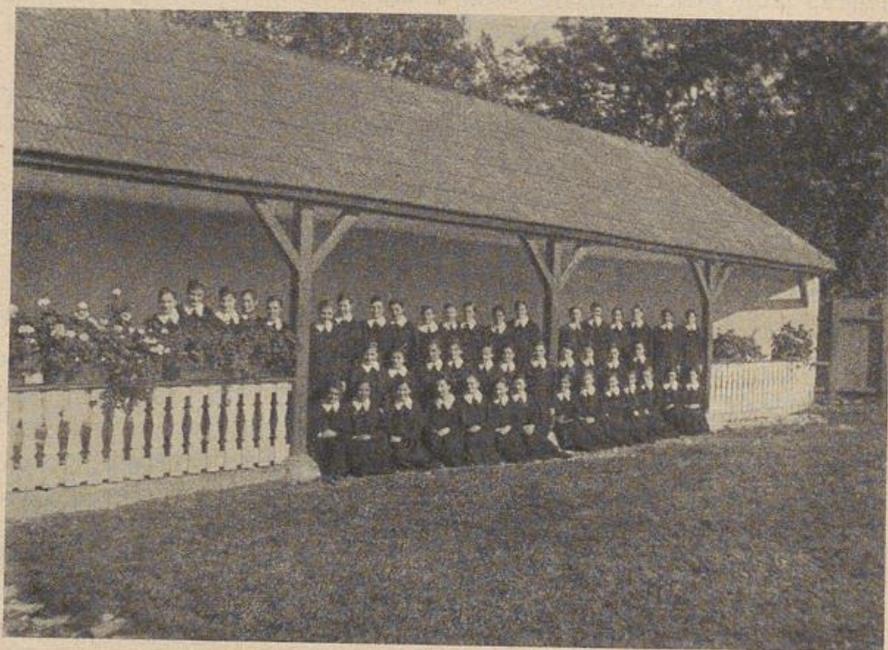


Unsere Winterfreuden

(Von den Kleinsten der Missionschule in Neuenbeken)

„E, e, e, nun gibt es Eis und Schnee“, so hätten wir als die Kleinsten der Missionschülerinnen froh und lustig singen mögen, als die ersten Schneeflöckchen leicht und munter in der Luft umherhüpften und dann erst ihre Fahrt zur Erde antraten. Manche aber setzten sich keck an das Fenster unseres Schulzimmers, als wollten sie uns von ihrer schönen Reise erzählen und uns zu sich hinauslocken zu fröhlichem Spiel. Hin und wieder stahlen sich unsere Blicke von den Büchern weg in die weiße Winterlandschaft, und mit ihnen wirbelten die Gedanken hinaus ins Freie mit den leichten Flöckchen um die Wette. Im Stillen jubelten schon unsere Herzen, im Geiste malten wir uns schon die herrlichen Schlittenfahrten und Schneeballschlachten aus. Die Zeit wurde uns zu lang bis zur Frühstückspause. Wir konnten kaum noch ruhig sitzen. Am liebsten wären wir ja gleich hinausgeeilt in des Winterkönigs Lustpark, um uns zu erfreuen an all dem Schönen. Endlich das ersehnte Glockenzeichen! Im Sturm ging's hinaus in den Winterzauber, und schon flogen die ersten Schneebälle, denen unzählige folgten, denn alle Schülerinnen, etwa 50 an der Zahl, erschienen auf dem Kampffelde zu der großen, lustigen Schneeballschlacht. Ei, war das ein munteres Spiel! Hunger und Kälte waren vergessen, an ein Müdewerden nicht zu denken. Der Jubel und die Begeisterung wuchsen von Minute zu Minute und erreichte wohl den Höhepunkt, wenn sich die eine oder andere unserer lieben Lehrschwestern in unser Kampfgebiet hineinwagte. Viel zu schnell verging

die Zeit des frohen Treibens. Mit leuchtenden Augen, hochroten Wangen und kalten Händen, aber erfrischt von der reinen Winterluft, ging's hurtig ins Haus zurück, als die Glocke das Ende der Pause verkündigte. Jetzt ging das Denken ja noch einmal so gut, und schnell waren die Aufgaben gelöst. Im stillen sahen wir aber schon neuen Freuden entgegen. In der nächsten Erholungstunde machten sich einige Gruppen daran, Schneemänner aufzurichten, die trotz unseres lauten Jubels mit finsterner Miene in all die Luft hineinschauten und in Tränen zerfloßen, als Frau Sonne sie huldreichst anlächelte. Andere aus unserer Schar entdeckten gar einen alten Schlitten.



Unsere Missionschülerinnen in Neuenbeken.

Hei, nun konnte es erst recht lustig werden! Aber was war einer für so viele! Und gebrechlich war der alte Fahrstuhl auch noch, war er doch aus einer Kiste gezimmert. Mit Vorspanndienst glückte vielleicht doch noch eine Rundfahrt. Ach ja, nur eine; — denn bei der zweiten krachte er zu unser aller Jammer schon zusammen. Der Traum vom Schlittensfahren war dahin. Aber nicht lange; denn gute Leute stellten uns ihrer Kinder Rodelschlitten zur Verfügung. Wie diese Kunde zündete, wie es erwartungsvoll aufblitzte in aller Augen! Ob's wohl wahr werden könnte, was wir erhofften? Die stumme Bitte wurde schnell und freudig gewährt, und ein lauter Jubel ging durch unsere Reihen, und ein vielstimmiges Echo gab die Worte wieder: „Suchhe, wir dürfen zum Rodeln gehen!“ Es war aber auch zu schön! Im Nu waren alle in warme Mäntel gehüllt

und lustig ging's zum Tor hinaus ins nahe Berggelände. Bald schon war eine Bahn ausfindig gemacht. Ein Abhang war es, der in eine Wiese mündete, eine ganz ungefährliche Stelle. Die Mutigste durfte zuerst die Fahrt probieren. Heiße, wie der Schlitten fauste und die lustigen Rodlerinnen mit Schneestaub überschüttete! Das war eine Wonne, auf dem Rücken des kleinen Schlittens zu zweien oder dreien den Berg hinabzugleiten! Mit Sauchzen und Lachen wurden dann die Schlitten umringt, sobald sie aus der Tiefe wieder emporstiegen. Auch mancher Hasenfuß glitt ganz unversehens mit hinab; und ehe er wußte, wie ihm geschah, fand er sich unten in der Wiese wieder. „Schön war's doch“, mußte er dann sich und uns gestehen, natürlich unter schallendem Gelächter. Noch lustiger war es, wenn so ein fahrender Geselle seine eigenen Wege ging und auf halber Fahrt die „Mutigen“ im Schnee lagen. Ein solches Mißgeschick machte erst die Freude voll, und Frau Sonne lachte auch dazu mit ihrem ganzen Gesicht. Und uns wuchs der Mut zu immer neuer Fahrt, wie sich's für Missionschülerinnen geziemt. O möchte doch der Jubel niemals enden! Doch nur zu rasch entfloß die Zeit. Zwar wiederholte sich doch noch manchmal dieses seltene Vergnügen, und eines Tages hieß es sogar: „Schulfrei gibt's zum Rodeln!“ O, wenn doch der Schnee noch länger bliebe! Leider wird bald die warme Frühlingssonne der größten Lust für dieses Jahr ein Ende machen. Aber dann sollen diese Winterfreuden uns noch lange eine liebe Erinnerung sein.

Wer hätte Lust, im nächsten Winter diese Freuden mit uns zu teilen? — Die melde sich geschwind für die

Missionschule in Neuenbeken bei Paderborn.

September beginnt das neue Schuljahr.

K

Erheiterndes.

Der Inspektor war angemeldet zum Abnehmen des praktischen Examins in einigen Fächern. Obwohl für Naturkunde ein schriftliches Examen am Ende des Jahres vorgesehen ist, so ist es doch der Brauch, daß bei dieser Gelegenheit die Lehrerin im Beisein des Inspektors von einem von ihm gewählten Thema Fragen stellt, bis der gestrenge Herr selbst die Zügel ergreift. So hielt die Lehrerin noch schnell eine kurze Repetition mit der Oberklasse, und am Schlusse fragte sie die Schüler, wie sie sich im Beisein des Inspektors verhalten werden und ob sie auch frisch und gewandt antworten wollten. Da gab's erst ein Zögern und Schmunzeln, bis plötzlich der gewichste Viktor, ein baumlanger Junge von ungefähr 22 Jahren, in gediegenem Ton erklärte: „Schwester, wenn Du uns mit der linken Hand aufzeigen siehst, dann frag uns lieber nicht, denn das ist das Zeichen, daß wir der Sache nicht sicher sind. Frage die, welche mit der rechten Hand zeigen, die können antworten.“

Ein schallendes Gelächter erhob sich, und die Schwester konnte nichts Besseres tun, als herzlich mitlachen.



F ü r d i e K i n d e r

Unter Palmen

von Tante Engelberta

Grüß Gott! so flüstert Herz und Mund
Euch allen heut entgegen,
Denn Gott allein schloß diesen Bund
Für euch und mich zum Segen.
Nur Gott allein kann's machen auch,
Daß fürder walte dieser Brauch,
Daß wir uns treu verbleiben
Im Lesen und im Schreiben.

Grüß Gott! viel hunderttausendmal;
Für alle sei's gesprochen,
Im Stüblein dort und auch im Saal,
Wo junge Herzen pochen.
Grüß Gott! Ihr Eltern auch dabei,
Ich trete bis in Eure Reih,
O wollt es nicht verhindern
Zu plaudern mit den Kindern!

Nun kommt doch, all ihr lieben Leserinnen, und setzt euch wenigstens im Geiste zu uns unter die großen Palmen und Bananenbäume. Was sagt ihr zu den kleinen, klugen, schwarzen Negerlein? Ihr werdet doch nicht eifersüchtig auf ihre Klugheit? Ihr weißen Kinderchen müßt ja in allem gescheiter und tugendhafter sein wie die schwarzen kleinen Wilden es sind, und euren heiligen Schutzengel ebenso gut kennen und andächtig zu ihm beten wie unser winzig kleiner Georg, das dunkle Hampelmännchen hier in Ost-Afrika.

O ja, ich kannte und kenne noch viele brave, weiße Kinder, die ihrem heiligen Schutzengel Freude machen.

Es war einmal ein herzallerliebstes kleines Mädchen. Hedwig hieß es, hatte ein blondes Lockenköpfchen wie ein Englein; die Augen waren blau, so tief wie der See, und Wangen hatte es wie ein Alpenröschen. Die frommen Eltern wollten es recht gut erziehen, übergaben es seinem heiligen Schutzengel und



lehrten es beten und Gott lieben. Die kleine Hedwig wuchs heran, aber als sie ungefähr neun Jahre alt war, fing sie an, ungehorsam und trotzig zu werden und bildete sich auf ihre Schönheit etwas ein. Das war dem Kind zum Schaden. Weil es den Eltern nicht mehr folgen wollte, gaben dieselben es den Schwestern zur Erziehung und beteten viel zum heiligen Schutzengel, damit er das betörte Kind auf bessere Wege führe.

Es dauerte ziemlich lange, bis die kleine Hedwig zur Be-

sinning kam; selbst nach der ersten heiligen Kommunion, auf

die sie sich so gut vorbereitet hatte, fiel sie wieder in die alten Fehler zurück und machte den frommen Eltern schweren Kummer. Später kam Hedwig in große Gefahr. Ihr heiliger Schutzengel aber, zu dem sie trotz allen Leichtsinnes nicht zu beten aufgehört hatte, und zu dem die guten Schwestern beständig für sie beteten, rettete das Kind wunderbar aus der Gefahr für Leib und Seele. Eines Tages kam sie zu ihren guten, frommen Eltern nach Hause, bat kindlich demütig für alles um Verzeihung und um den Segen der Eltern.

Große Kinder

Ich hatte den Kindern erklärt, wie der Schutzengel Zeuge ihrer Taten sei und alles, Gutes und Schlimmes, ins Buch des Lebens eintrage.

Nach Monaten brachten uns dann die jungen Schwestern ein schönes Bild aus Europa mit, das einen singenden Schutzengel darstellte. Ich hängte das Bild in unserm Schulzimmer auf. „Schwester, ist das der Engel mit dem Buch, der all unsere Sünden aufschreibt?“

Ich ließ sie bei dem guten Glauben, und ich bin sicher, daß dadurch mancher dumme Streich unterblieben ist.

*

Ein Kind kommt mit betrübtem Gesicht zur Schwester: „Ich bin geschlagen worden.“ — „Wer hat Dich denn geschlagen?“ — „Mein Gewissen.“ — Sie wollte durchgehen, die Gewissensbisse halfen ihr zur Umkehr.

Der kleine Spekulant.

Fritzchen: „Du, Eugen, hau mich — dann heul ich; — hernach bekomm ich Kuchen, und — den teil ich mit Dir!“

Kindlicher Kummer.

Onkel: „Warum weinst Du denn, Fritzchen?“

Fritz: „Meine Brüder haben Ferien und ich nicht!“

Onkel: „Warum hast Du denn keine Ferien?“

Fritz: „Ich geh ja noch gar nicht in die Schule!“

Rätsel für jung und alt

Wieviel weiche Eier konnte der Riese Goliath essen, wenn er nüchtern war? (suiz)

*

Ich kenne ein Wort, das besteht aus sieben Buchstaben; nimm die letzten drei Buchstaben weg, dann hast du noch acht übrig. (Sunipiz)

*

Warum hüpfst der Spak über die Straße?

(Mit ihm auf die andere Seite will)

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Bochum 21 Mk. — Aloysius, N. N. 21 Mk. — Johannes, Heiligenstadt 21 Mk. — Margareta, Neisse 21 Mk. — Paul, Bewelsburg 21 Mk. — Johannes, Dortmund 21 Mk. — Elisabeth, Neuenbeken 21 Mk. — Maria, N. N. 21 Mk. — Anna Elisabeth, Roden 63 Mk. — Franz, Maria, Maria-Mathilde, Brügge 21 Mk. — Luzia Maria, Gülpfen 21 Mk. — Gertrud, Büren 21 Mk. — Mausbach 21 Mk. — Elisabeth, Iseringhausen 21 Mk. — Antonius, Amelungen 21 Mk. — Elisabeth, Dedwaldhausen 21 Mk. — Anna Maria, Eupen 21 Mk. — Wilhelm, Silvingen 21,50 Mk. — Maria.

Für die Mission: Wieschowa 11,50 Mk., N. N. 3,— Mk., Schussenried 7,50 Mk., Horrem 1,— Mk., Schröck zu Ehren des heiligen Judas Thaddäus und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu 5,— Mk., Zell a. M. 2,50 Mk., Schröck gesammelt von mehreren Wohltätern 8,— Mk., Hamborn 2,50 Mk., Frankfurt 10,— Mk., Halberstadt 5,— Mk., Gelsenkirchen 2,— Mk., Limbach 100,— Mk., Lippspringe 2,50 Mk., Wieschowa 5,— Mk., Fulda 2,50 Mk., Humes 20,— Mk., B. Weitmar 5,— Mk., Borgentreich 0,50 Mk.

Für die Heidenkinder: Wieschowa 1,— Mk.

Für Missionszwecke: Tauberbischofsheim 2,50 Mk.

Almosen: Oppeln 3,— Mk., Dortmund 3,— Mk., Markelsheim 3,50 Mk., Rheine 1,— Mk., Baustert 3,50 Mk., Dedwaldhausen 2,50 Mk., Leinefelde 2,50 Mk., Holsterhausen M. 2,50 Mk., Hamborn 2,50 Mk., Köln 2,50 Mk.

Für die Missionschule: Zur Ausbildung armer Missionschülerinnen Buchholz 1,50 Mk., Rheinberg 20,— Mk., gesammelt von den Schulkindern in N. 13,50 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt es Gott.

Es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Einen besonderen Dank all jenen, die ein Scherflein für die Missionschulen gaben; von unseren Schülerinnen wird erwartet, daß sie, wenn sie ihr Ziel glücklich erreicht haben und als Lehrerinnen in der Mission tätig sein dürfen, gewiß auch ihre Schüler und Schülerinnen anlernen, gern und oft für ihre lieben Wohltäter zu beten.

Gebetserhörungen

Dem Herzen Jesu Dank für die Erhörung in einem Anliegen. N. N.

Der kleinen heiligen Theresia Dank für die Bewahrung vor einer Krankheit. N. N.

Tausendfachen Dank dem seligen Konrad von Parzham, den vierzehn heiligen Nothelfern und besonders den heiligen Herzen Jesu und Mariä für Erhörung in verschiedenen Anliegen. F. D. in D.

Gebetsempfehlung

Sende 8,50 Mk. für die armen Heidenkinder, zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu, der lieben Mutter Gottes, der heiligen Mutter Anna, der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, der seligen Katharina Emmerich und des heiligen Judas Thaddäus, um Erhörung in zwei großen Anliegen. N. N.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer

Der eine hatte sieben, der andere fünf Schafe.

Gute Bücher

Der Blutzuge von Altenmünster. Eine Geschichte des Pfarrers Liborius Wagner, geboren zu Mühlhausen in Thüringen, gemartert zu Schonungen in Frankert d. Dezember 1631. 164 Seiten, Preis 2,75 Mark. — Verlag Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Das ist ein Buch, von dem viel gesprochen werden wird! Denn es handelt von dem Diasporapfarrer Liborius Wagner, der als thüringischer Konvertit in den Dienst der Diözese Würzburg getreten war und als Pfarrer von Altenmünster gemartert wurde. Die Vorbereitungen zu der Einleitung des Seligsprechungsprozesses waren bereits im 17. Jahrhundert getroffen worden, wurden aber nicht zu Ende geführt, da der Nachkomme des Mörders, eines fränkischen Adligen, zur katholischen Kirche zurückkehrte und die Nichte des Fürstbischofs heiratete. Man wollte sein Geschlecht nicht komprimittieren. Jetzt soll der Prozeß endlich durchgeführt werden, es besteht kein Zweifel, daß Liborius Wagner selig gesprochen wird. Er wird wohl dann der Patron der Pfarrer und besonders der Diasporapriester werden. — Der Verfasser D. Dr. Johannes Schuck war wie kein anderer geeignet, dieses Buch zu schreiben. Er ist selbst fränkischer Pfarrer und hat sich bereits als Schriftsteller einen Namen in ganz Deutschland gemacht, weit über die katholische Kirche hinaus. Die feine Einfühlung in die Seele eines Pfarrers, der schwer um die Probleme der Diaspora ringt, die wissenschaftliche Genauigkeit, mit der das reichlich vorliegende geschichtliche Material verarbeitet wird, die hochkünstlerische, anschauliche Art der Darstellung, die zarte und doch lichtklare Offenbarung der inneren Entwicklung des edlen Priesters und seines äußeren Lebensganges, verleihen dem Buch einen dauernden literarischen Wert.

Dieses Buch wird seinen Weg machen durch das katholische Deutschland. Das wohlgelungene farbige Bild des gemarterten Priesters dient dem Buch als besonderer Schmuck. Auffallend ist der billige Preis: 2,75 Mk. bei 164 Seiten.

Das Büchlein von der Armut. Von Erwin Schiprowski O. F. M. 146 Seiten. Ganzleinen 2,50 Mk.

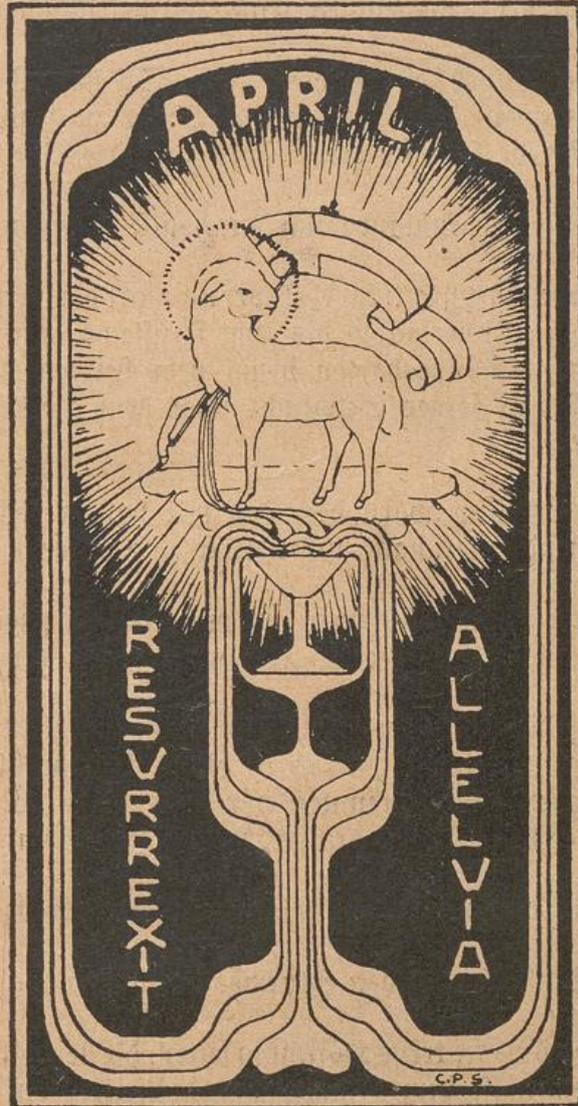
Die Armut ist Düsternis, sie ist grau, kalt, häßlich, unheimlich. Sie ist Fessel und Kette, Kerker und drückende Bürde. Sie ist ein Schandmal, gezeichnet auf die Stirn des Königs der Erde. Armut ist Unheil, Armut ist Grauen, Armut ist Fluch. Darum flieht der Mensch aus diesem Reich der Ede und Kälte, aus dieser Region des Dunkels und der Schande und eilt in den Glanz und die üppigen Gefilde des Reichtums. Wie eine helle Flamme die Mücke anlockt, so lockt mit zauberhaftem Glitzern der Reichtum den kleinen, wehrlos sich hingebenden Menschen. Der Glanz des geprägten Metalls wirkt auf ihn, wie der hypnotisierende Blick der Schlange auf ein armes Mäuslein wirkt. Das Klingen von Gold und Silber übt eine unheimliche Gewalt auf den Menschen aus. Der Tanz um das goldene Kalb hört nicht auf. Nur die Tanzart wechselt. Heute geht es im rasenden Tempo von Shimmy und Charleston . . .

Das zeitgemäße Problem des sehr fein ausgestatteten Büchleins ist frisch und allgemein angepackt. Es wird besonders auf den inneren Wert und die Bedeutung der Armut hingewiesen und das Wesen der Armut und die Spiegelung in religiöser, profaner Literatur aufgezeichnet. Gerade heute ist das Armutsproblem ein so brennendes.

Caritasblüten

Nr. 4

1931



Alleluja, Jesus lebt!

Licht umstrahlt das Gotteslamm,

Begen, Friede, Freude sprießen,

Und das Blut vom Kreuzesstamm

Sehen wir in Strömen fließen.

Alleluja, Jesus lebt!

Auferstanden ist der Herr;

Jubelnd jauchzt der Sel'gen Chor,

Freudig tönt's von Meer zu Meer:

„Du öffnetest das Himmels Tor.“

Alleluja, Preis dem Herrn!

Ostern!

Alleluja! Jesus Christus hat die Welt nun überwunden,
Der in ihr kein Ruheplätzchen für das müde Haupt gefunden;
Der Gerichtsaal überdonnert ihn nicht mit Vernichtungsworten,
Und auch auf der Schädelstätte seine Dornen längst verdorrt!

Ach, so lieblich rauscht kein Bächlein in das Tal vom Felsenrücken,
Um die Fluren mit dem Taue seiner Wasser zu beglücken,
Als das: „Friede sei mit euch!“ sanft aus des Mittlers Brust
erklungen,
Das als weiße Segenstaube sich durch alle Welt geschwungen.

Und der Friedensgruß entschwebet fort und fort der Kreuzesfahne,
Und erfüllt die Pilgerhütten bis zum fernsten Ozeane;
Allher jauchzen Dankesharfen drum dem heiligen Osterfürsten,
Und der läßt, in seiner Sehnsucht nach dem Heil, kein Herz
verdürsten!

Alleluja, überwältigt ward der Tod mit seinem Schrecken,
Und sein Abendläuten kann nur Heimweh nach dem Himmel
wecken;
O, er naht dem Müden nicht mehr, um mit Qual ihn zu verletzen,
Flügel gibt er ja den Seelen, sich zum Lichte zu versehen!

Alleluja! In die Brust uns wehn von droben Friedenslüfte,
Und es neigen Lichtgestalten sich in dieses Staubgeklüfte;
Und sie künden den Getrennten dort das sel'ge Wiederfinden,
Wenn sie hier mit Glaubensrosen ihre Pilgerzeit umwinden!

Knüpfen wir das Lebensschifflein drum ans Kreuz fest, ohne
Zittern,
Und kein Wolken Schlag des Sturmes wird das Fahrzeug uns
zersplittern;
Uferwärts wird es die treue Hoffnung leiten, die kein schwanker
Schilfrohrstengel ist dem Glauben, sondern stets ein Rettungs-
anker!

Und die Stunden lächeln goldklar, und im Herzen wird es stille,
Wenn darin des Strebens Schwingen hebt allein der
Christuswille;
Und die Zeit entfließt uns freundlich, gleich dem Klang von
einem Liede,
Das harmonisch ausgeklungen und verhallt im Blumenriete!

Frühling, Frühling wird es nun bald!

Plauderei von Schw. Engelberga

Wenn im Lenz die Donner rollen,
Freut's mich, wie die Windsfahne ächzt,
Und im Herbst, wenn auf den Schollen
Abends spät ein Rabe krächzt. — —

Doch, was kann mein Herz erweitern,
Wie der erste Finkenschlag,
Wie der Lerche Lied am heitern,
Ersten, schönen Frühlingstag. (Lingg.)

Hier in Ost-Afrika beginnt der Frühling im August; er gleicht den Monaten April und Mai in Europa, und es hat seinen eigenen Reiz, wenn man das neu erwachende afrikanische Naturleben belauscht. Zwar kennen wir hier keinen eigenen Winter mit Eis und Schnee, es ist immer grün rings herum, aber doch ein oft frostiges Wetter in der Masika- oder Regenzeit, und man sehnt sich nach des lieben Frühlings Erwachen.

Seine ersten Boten sind auch hier die lieben Herrgottsvöglein. Schon am frühesten Morgen hallt und klingt ihr Sang weit hin über Täler und Baumwipfel, am Waldesfaum und Bachesrand. Ein afrikanischer Vogel, der Lerche nicht unähnlich, erhebt sich morgens jubelnd in unerschöpflichen, zwar etwas kreischenden Tönen in die Luft. Und der Schall dieses Jubilierens dringt bis zur Kirche und bis hinauf auf die Veranda im ersten Stock des Schwesternhäuschens in Kilema. In den Wipfeln der hohen Bäume singt, zwitschert und schwirrt es, daß es eine Freude ist.

Am Bächlein, und wo sich eben eine kleine Wasserrinne im Garten befindet, schwingen sich graziös von Stein zu Stein, von Ufer zu Ufer die Bachstelzen in ihrem hübschen grau, schwarz und weiß gefärbten Federkleidchen. Und die winzig kleinen Rotschwänzchen und Rotkehlchen lauschen und spielen immer in ganzen Scharen auf dem Boden herum und kommen bis zur Rüchentüre, um etwas zu naschen. Die munteren Schwalben aber fliegen gleich vornehmen Dämchen in ihrem dunkelblau schimmernden Schleppkleide, setzen sich ganz ungeniert auf das Veranda-Gitter, lustig die Umgebung beäugelnd. Im warmen Sand rollt sich wohligh die Natter, und auf den Steingeröllern liegen oder laufen Eidechsen und haschen nach Fliegen. Der Zitronenfalter schwebt über all dieses hinweg, und der auf- und abfliegende Brummkäfer hat es auch wichtig und freut sich seines Lebens. Die Wildtauben haben ihre Herberge bezogen in den schattigsten Baumwipfeln, und es geistert in

den dunklen Zweigen. „Ruckeruku, ku-ku=ru=ku“ schallt's in angenehmer Weise aus der Ferne.

In der Luft summen Bienen und sammeln Honig aus den weißen Glockenblumen; dazwischen schwirren und schweben die zarten blaugrün schimmernden Honigvöglein in ihrem seidenen Kleidchen und hängen an den Blütenkelchen. Und die ganze herrlich befiederte tropische Vogelwelt ist lustig und heiter und singt, jedes nach seiner Weise um die Wette.

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Drosselschlag,
Sonnenregen, linde Luft;
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch große Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag!“

O Frühling! Du erfrischest den Geist, du erfreuest das Gemüt, du spendest auch kräftige Heilmittel den Schwachen, Gebrechlichen und vom Winter Verwundeten.

Aber nicht nur die munteren Stimmen der afrikanischen Vogelwelt verkünden die Ankunft des Frühlings; auch im Leben der Flora hat das Keimen, Knospen und Blühen auf einmal angefangen.

„Aperi — Öffne!“ Das ist vom Schöpfer die Mahnung, die er dem Frühling seit Jahrtausenden gegeben, und er hat sie bisher getreulich erfüllt. Eine holde Pförtnerin mit einem goldenen Schlüsselbund, die Primula oder der Himmelschlüssel, begleitet ihn sorgsam durch die Reviere.

„Frühlingserstling: Primula,
Sei willkommen, Viktoria!
Deine goldenen Schlüsselein,
Frühgeweckt vom Sonnenschein,
Öffnen weit das Frühlingstor,
Daß der Blumen bunter Chor
Ziehet ein aus Ost und West
Zu dem frohen Frühlingsfest!“

Das liebliche Maiglöckchen, das den Frühling einläutet, ruft: „Wachet auf und blühet!“ Das holde Blauweilchen lugt aus seinem Blättergrün und duftet weit und breit. Die grünen Wiesen sind bald mit weißen Sternblumen und gelben Himmelschlüsseln besät. Berge, Hügel, Sträucher, Bäume, Palmen und Zedern prangen im frischen, zarten Grün.

Anwillkürlich kommt mir der herrliche Psalm 148 in den Sinn: „Lobet den Herrn, ihr Berge, Hügel, ihr Fruchtbäume und alle Zedern! Ihr wilden Tiere und alles Vieh, ihr Gewürm und gefiederten Vögel!“

Ja, ja, der Frühling ist gekommen, alles liegt im frischen Duft still, sehrend, erwartend — endlich ist der Wonnemonat

angebrochen. Freilich hat er bei uns in Afrika nicht den lieblichen Namen „Mai“, aber doch ist unser Frühlingsmonat August ebenfalls mit einem herrlichen Muttergottesfeste in Verbindung. So können auch wir sagen und singen: „Maria, Maienkönigin, Dich will der Mai begrüßen! O, segne seinen Anbeginn und mich zu Deinen Füßen!“

Es neigt sich der Tag. Der Abendwind streicht im roten Abendlicht über all die Kaffeebäumchen und bewegt ihr glänzendes Blätterwerk, mit Beeren behangen, in leisen Wellen — da ist's, wie wenn ich im Säufeln Stimmen höre von andersgearteten Wesen, die über den Frühlingsseinzug lispeln.

Das bescheidene, unscheinbare Wiesenblümlein erzählt jedem Abendfalter, was heute alles geschehen, und das duftende kleine Waldmeisterkräutlein in seiner Geschäftigkeit rezitirt noch immer:

„Ach, wenn es nur immer, nur immer so blieb',
O Mai'zeit, wie bist du so wonnig, so lieb!“

Schon hat sich die laue Nacht um Busch und Gipfel gelegt; der Halbmond steigt herauf wie eine Sichel aus lichtigem Silber, der Himmel ist rings so hell und rein, kein Wölkchen nah und fern; das letzte, leise Abendlied eines Vögleins aus weiter Ferne ist mit dem Angelusläuten verhallt, denn hier in Afrika gibt es keine Dämmerung; schnell bricht die Nacht herein. Alles still, doch halt — dort fliegen noch schöne, leuchtende Johanniskäferchen oder Johanneswürmchen, welche der Legende nach dem heiligen Johannes sein Licht verdanken. — Es war zur Frühlingszeit, als Johannes durch Gras und Blumen am Saume eines Bächleins dahin schritt und sich all dieser Herrlichkeit erfreute. Ach, dachte er, wie alles sich des Lebens freut, jedes Würmlein selbst, und trüg es noch so ein schlechtes Kleid. Wie er so sinnend dahin geht, sieht er plötzlich zu seinen Füßen ein Würmlein, klein und unscheinbar, fast hätte er's zertreten. Liebevoll bückt er sich zu dem Tierchen herab, hebt es auf und setzt es auf eine Blume, indem er sprach: O lebe nur weiter, für dich blüht auch die Frühlingsflur. Von dieser Stunde an leuchtet das kleine Würmchen in abendlicher Stunde mit einem wundersamen milden Licht. Auch wuchsen ihm, seit es des Heiligen Hand berührt, Flügel, die es durch die Lüfte trugen; nicht länger brauchte es im Staube zu kriechen.

„Und durch's Gebüsch bei lauer Nacht
Zieht's hell — ein blitzender Smaragd;
Auf Blumen liegt es weit und breit,
Wie lichte Sternlein hingestreut!“

Ja, wie lichte Sternlein fliegen diese Johanneswürmchen jetzt durch's dunkle Gebüsch, ein lieblicher Anblick.

Der Mond gießt sein Geisterlicht in reichen Strömen in dieser klaren Frühlingsnacht auf die Zweige der kleinen Kaffeepflan-

zung vor unserm Schwesternhause, und er beleuchtete nun auch die tief unten liegende Steppe wie ein graues Meer, weit ausgebreitet.

Nun muß ich wohl meine Plauderei über den Frühling beenden, obwohl ich noch lange nicht fertig wäre, denn ich sehe und höre immer wieder etwas Neues in den Wunderwerken Gottes. Soeben zirpt in meiner Nähe eine Grille: Zipp, zipp, zipp, zipp, Gott ist gut, Gott ist gut, klingt's mir im Ohr, einstimmend mit der Grillen Chor, und meine Betrachtung über den Frühling will kein Ende finden.

Frühling in der Natur, Frühling auch im Menschenleben. Kindheit und Jugendzeit, die so viel verheißende, aber leider oft so nutzlos und traurig vergeudete Frühlingszeit — welche keine reisende Sommer- und gesegnete, fruchtbringende Herbstzeit zur Folge hatte; — wie traurig muß solch ein Lebenswinter ohne Ewigkeitswerte sein! —

Weber sagt: „Der Jüngling genießt der Gegenwart weit weniger, als der Alte der Vergangenheit, zumal, wenn solche edel und schön gewesen ist.“ Und ein anderer großer Dichter sagt: „Wer unverlezt im Herzen noch den Traum der Jugend trägt, wen Nimbus der Begeisterung noch umstrahlt, der, der ist jung, der lebt im ew'gen Frühling, mag Silberhaar um seine Schläfe spielen.

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie auf dem Wege der Tugend, Gerechtigkeit und Weisheit. Sie ist geschmückt mit silbernem Edelweiß mit ewigem Frühling samt reifer Frucht.

„Himmelschlüssel heißest du;
Rufest freundlich mir auch zu,
Daß der Glaube nur allein
Früh bewähret, treu und rein
Mir erschließt die Himmelsport'
Und den ew'gen Frühling dort,
Deine Blume wunderhold
Färbt des Glaubens Kronen Gold.“

z

„Abel“ in England

Ein Kaufmann Namens Abel, kürzlich von London nach Berlin zurückgekehrt, äußerte gegen seine Freunde: England hat mir gar nicht gefallen, weil sie mir nich aussprechen können. Schreib' ich mir Abel, sagen sie Ebel; schreib' ich mir Ebel, sagen sie Ibel; schreib ich mir Ibel, sagen se Eibel, und schreib' ich mir Eibel, sagen sie wieder Ibel.

s

Die franke Lieblingsfrau des Nasaro-Bin-Said

Zanzibar

Nasaro-Bin-Said war ein reicher Araber drunten in Zanzibar. Er hatte sieben gesunde und eine kranke Frau. Diese letzte war ihm die liebste. Daher zog große Traurigkeit in seine Türkenseele. Er ließ seinen Kopf mit dem Turban tief hängen und sann nach Hilfe. Bei jedem neuen Gedanken ging der lange Bart verneinend hin und her. Doch einmal blieb dieser weiße Bart stehen wie ein Ausrufzeichen. „Ich hab's“, sagte er, klopfte mit der rechten Hand erst an seinen behäbigen Korpus, mit der linken piff er durch die Finger. Der Diener kam. „Abdul, den besten Esel und den schönsten Sattel!“

Nach einer Viertelstunde eilt er bereits in muselmännischer Feierlichkeit nach Walezo bei Zanzibar. Vor dem Aussäzigenheim zog er am Zügel, stieg vom Tier und rief ins Haus. Schwester M. Friedberta guckte nach dem Störenfried. Sie traute ihren Augen kaum. Ein langbärtiges Geschöpf in weißem Überwurf schlug die Hände vor der Brust übers Kreuz und steckte den Kopf sich tief verbeugend schier in den heißen Sand. Die Schwester verstand etwas von Frau, von seiner Frau, von seiner Lieblingsfrau und von schwerem Kranksein und sie solle kommen. Die Schwester hatte schon zuviel von den Launen der Moslem und ihrer Lebenslust gehört, als daß sie ihm hätte zunicken können. Der andere aber ließ nicht locker, verdrehte die Augen, machte drollig rührende Komplimente, bückte sich ein dutzendmal wie in der schönsten Moschee des heiligen Allahreiches. Lächelnd zeigte er mit dem Finger auf einen zweiten Esel, den er mitgebracht hatte. Auf dem dürfte die Schwester reiten, wenn sie mitgehe. Diese aber rief von der Ferne aus der Türe zu: „Ihr seid reich, habt Gold und Perlen am Gewand. Geht zu einem Doktor. Der untersuche dein Weib. Dann kann er sie kurieren.“ Wie von einer Viper gestochen fuhr der Türke zur Höhe. Diese Viper hieß Eifersucht. Kein Mann hat seine Weiber je gesehen. Und jetzt solle er sie fremden Blicken preisgeben? Sperrte er sie deswegen in den Harem wie in einen Käfig? Vergitterte er deswegen mit Kreuz- und Querholzstäben die Fenster und verhing er jedes Loch mit Fegen und Schleier, daß jetzt so ein kaffrischer oder europäischer Bengel durch die große Türe ins Heiligtum der Kemenate komme. Nein, nein, nein. Er pustete wie ein Nashorn. Nein, lieber soll sie . . . soll sie . . . sterben.

Bei diesem Worte wurde die Schwester weiß bis in den Mund. Sie sah etwas wunderbar Schönes, das in Schmutz und Elend zu versinken drohte. Das war eine unsterbliche Seele. Die unsterbliche Seele der Lieblingsfrau des Nasaro-

Bin-Said. „Ja, ich komme.“ Eine heilige Sehnsucht, etwas recht Großes für Gott zu tun, jagte ihr das Wort über die Lippen. „Wie weit ist es zu Euch?“

Der Araber kaute an seinen Fingern, damit die Schwester seine Lüge nicht sehen sollte. „Eine Stunde.“

„Gut, schicke morgen jemand, der mich abholt, dann werde ich gegen 11 Uhr kommen.“

Am frühesten Morgen wartete in Walezo bereits ein schwarzer Bube auf Schwester Friedberta. Diese ging rasch noch in die Kapelle und betete.... Jesus.... aus Liebe zu Dir.... und eine Seele laß mich retten....

Dann nahm sie noch eine zuverlässige Frau und einen handkräftigen Mann mit und machte sich auf den heißen Weg. Berg auf, Berg ab ging es fast. In die Fußspuren des Sandes fielen manche schwere Schweißtropfen. Der schwarze Bube lachte manchmal verschmizt aus seinen buschigen Brauen.

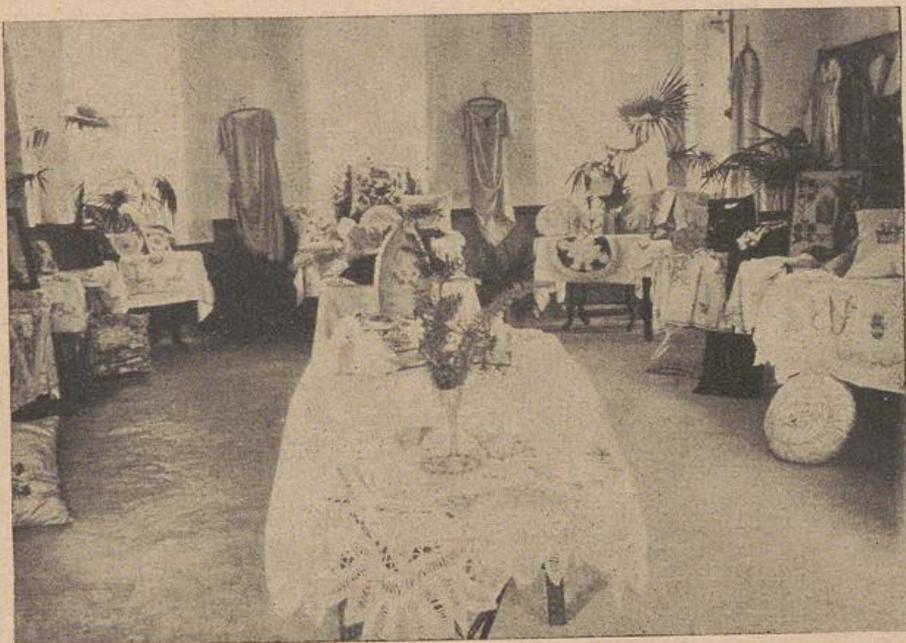
Nach einer Stunde hob die Schwester suchend den Kopf in die Höhe. „Wo ist denn das Haus?“ „Da drüben.“ Der schwarze Schelm zeigte zu einem Kokosnußwald hinüber. „Wir gehen doch schon über eine Stunde.“ „Und haben halben Weg“, kam es in schlagfertiger, schöner Frechheit von den schmunzelnden, schwulstigen Negerlippen. Was blieb anders, als nun doch weiter zu pilgern. Um einer unsterblichen Seele willen läßt man sich eine türkische oder auch eine kassrische Lüge in Gottes Namen auch noch gefallen. Ein Meer von duftenden, flammenden Nelken lohnte das Opfer.

„Yote mali wa Baba yangu!“ Mit welch leuchtendem Stolz der Bube das aus seinem hellen Gesichte sagte: „Das alles gehört meinem Vater!“ Und das Haus tauchte auf. Eine scheckige Prozession weißer, schwarzer und brauner Menschen kam entgegen. Mit ihren neugierigen Blicken fuhren sie an der Schwester wie mit rohen Fingern auf und ab. So ging es bis ans Haus. Das war ein echter, türkischer Bau mit viereckigem Sockel und vorspringendem ersten Stock, an dem sich die holzgittrigen Fenster wie dichtverschleierte Gesichter ausnahmen.

Vor der Türe stand ein schwarzer Wichtigtuer. Er schob die Schwester freundlich hinein, wiegte prüfend und gnädig den Kopf, ließ die Frau noch mit — bis zum Mann reichte seine Herablassung nicht mehr. Vor diesem schob er seinen Arm hin, wie eine Eisenbahnschranke.

So war die Schwester ohne den Schutz des Begleiters im Türkenhause wie in einer Falle. Es wurde ihr nicht bloß zweierlei und dreierlei! In einem Prunkraum mit Teppichen, Polstern, schönen Büchern, geschnitzten Wänden und feinem Dufte mußte sie warten. Es war der Betraum, wo man aus dem Koran, dem Evangelium der Türken, las. Das wohlthuende Rasten auf den Kissen beruhigt auch ihr unheimliches Gefühl. Bald wurde es lebendig. Die mohamedanische Begrüßung be-

gann. Zuerst kamen Kinder in allen Farben einer Malerpalette gelaufen. Dann eine Kompanie von Frauen, Kinder auf den Rücken gebunden. Lauter ausgediente Frauen des Nazaro. Das Herz konnte einem im Leibe bluten. Jedes eine unsterbliche Seele! Und nichts von Glaube und Taufe. Über die Schwester kam der Eifer eines Missionars. Ein Netz von Fischen gibt's hier zu fangen, wenn diese Fische nur anbissen! Die zweite Hälfte des Sazes dachte sie mit einem bitterkomischen Lächeln. Mitten in das Lächeln hinein ging die Türe auf. Schwester Friedberta wurde zur kranken Lieblingsfrau des Nazaro-Bin-Said gerufen. Ein Bild düsterer Pracht bot sich den Augen.



Handarbeitsausstellung von unserer Schule in Zanzibar
Weihnachten 1930.

Alles in schwerer Kostbarkeit! Teppiche, Kissen, Seide und Gold. Die Frau lag in blütenweißen Decken. Aber doch nur ein goldener Käfig. Eine vergitterte Herrlichkeit und eine herrliche Sklaverei! Das ist das Los dieser Frau! Und das Los der übrigen abgedankten Frauen, die der reiche türkische Mann zwar nicht verstieß, wie es andere Muselmanen machten, sondern denen er als Gnadenbrot jeder eine kleine Küche und einen Raum für sich und ihre Kinder anbot. In dieser seidenen Pracht lag eine todkranke Frau. Mit dem scharfen Auge eines Arztes erkannte die Schwester die Gefahr des nahen Todes. Die Patientin bettelte mit großen fieberhaften Augen um Gesundheit. Die Schwester kühlte ihr Schläfen und Stirn, fühlte den Puls, rechnete für sich hin, dachte über zwei Arzneien nach, eine für den Leib, die andere für die Seele.

„Morgen werde ich die Medicinen schicken“ sagte sie und betete einen heimlichen Segen über die aufhorchende Frau.

Am nächsten Tag horchte diese Frau nicht mehr auf. Sie war tot. Schwester Friedbertas Seele wurde traurig wie das Herz eines Enttäuschten. So soll sie ohne jede Ernte wieder aus dem Hause gehen? „Nein“ hörte sie wie aus einer Ewigkeit ins Ohr klingen. Man reichte ihr das schwerkranke Kind dieser Frau. Der Tod, der eben mit seinen dürrn Fingern über das Gesicht der Mutter gestrichen hatte, hungerte auch nach diesem kleinen Leibchen. „Gleich“, sagte die Schwester ganz für sich hinein und schüttete das heilige, sündentilgende Wasser der Taufe über den weichen Menschenscheitel. Das Wasser und die letzte Träne, die dieses Kind weinte, flossen gnaden- und seligmachend zusammen.

„Wenigstens eine Seele gerettet!“ jauchzte die Missionschwester über den Heimweg hin.

Und um einer Menschenseele willen müßte man selbst um die ganze Erde laufen!

3

Ahrenlese

I.

Riboscho

Destern stand vor der Türe. Eine General-Hausreinigung wurde vorgenommen; unsere Mädchen waren fleißig, kein Gräslein durfte mehr auf dem Wege sein. Ich ging zufällig bei diesen arbeitsamen Bienen vorbei, als eines der Mädchen sagte: „Ach, laß doch dieses Unkraut, es sieht's ja niemand.“ — „Nein, nein,“ antwortete die andere, „was wird der auferstandene Erlöser sagen, wenn er das sieht?“

Ist das nicht beschämend für manchen Christen, der die Taufgnade schon in der Wiege empfing!

Ich ging meinen Weg weiter, um einen Bananenstamm zu suchen, denn wir mußten unsere Osterkerze selbst fabrizieren. Dieser Bananenstamm wurde ausgehöhlt, so daß nur die äußere Baumrinde blieb, unten wurde dieselbe verstopft und oben das fließende Wachs hineingegossen. Das ist afrikanische Kerzenfabrikation in der Not!

Nachmittags wurde ich zu einer sterbenden Frau gerufen; um 3 Uhr habe ich ihr die Notttaufe erteilt; um 4 Uhr stand sie schon, mit der Taufunschuld geschmückt, vor dem verklärten Heiland und überbrachte ein tausendfaches „Alleluja“ von uns allen.

Unter den vielen Kranken und Bresthaften, die ich während meiner früheren Wanderungen im Uruland fand, war auch ein mondsüchtiges Geschöpf, ein elfjähriges Mädchen. Ohne Beklei-

dung saß es auf einem Haufen Bananenblätter. Es war ein schwüler, drückender Tag; ich bekleidete es mit einem Lendentuch und reichte ihm meinen Proviant. Alle an das Kind gerichteten Fragen blieben unbeantwortet. Das Mädchen schaute mich nur starr an.

Von meiner Begleiterin, einer christlichen Ehefrau aus dem Uruland, erfuhr ich, daß die Mutter dieses armen Kindes vor einigen Monaten beerdigt wurde; die Geschwister betrachteten dieses Familienglied als ein Stieskind der Schöpfung und boten alles auf, dieser Last entledigt zu werden.

Salutsche, so hieß das Kind, war bereits zu einem Skelett abgemagert. Auf meinen Vorschlag, daß ich das Kind mit nach Kiboscho nehme, war der herbeigerufene Bruder sofort eingegangen.

Inzwischen zog am Himmel ein schweres Gewitter herauf; mit Grauen blickte ich in das Tal. Es war nahezu 3 Uhr nachmittags; obgleich ich in dieser Gegend nicht mehr fremd war, konnte ich doch an kein Übernachten denken. Wollte ich warten, bis sich das tobende Wetter gelegt, so überraschte mich die Nacht mit dem geistesschwachen Kind. Also vorwärts! Der Donner rollte, der Hagel fiel in Schlossen nieder, und der Sturm brach Bäume entzwei und versperrte uns den Weg. Endlich fanden wir weiter unten ein Obdach in der Hütte eines Heiden, welche am Wege lag. Sobald das Unwetter ein wenig nachließ, wurde wieder aufgebrochen. Nun hieß es: hinunter ins Tal! Der aufgeweichte Lehmboden machte den Pfad schlüpfrig, und trotzdem ich mich Schritt für Schritt an den Wurzeln und Sträuchern, die dem Rain entlang wucherten, anklammerte, gab es dennoch Rutschpartien — mehr als man ahnte. Meine Begleiterin war mit Salutsche hinter mir, und sie hatte ihre liebe Not, das schwache Kind legte sich oft auf den Boden, wie ein Sack.

Mit Gottes Hilfe waren wir endlich unten am Fuß des Berges, und der Himmel lüftete den Vorhang. Die Sonne kam wieder zum Vorschein und trocknete die durchnäßten Kleider. Ein farbensprühender Friedensbogen dehnte sich majestätisch am Firmament aus; Millionen Regentröpfchen glänzten auf jedem Strauch, gleich Dankeströmen für den Segen, den der Herr über dieses Land ausgegossen hatte. Bald wob die Dämmerung ihren Schleier; auf leisen Fittichen schlich die Nacht herein, und wir drei Wanderer waren indessen in Kiboscho angelangt im trauten Klösterlein.

Im Kinderschlafzimmer war ein endloses Schauen. Der neue Zögling ist ja stumm und taub, schmunzelte eines nach dem andern, denn Salutsche hatte noch mit keinem Wörtchen ihr Schweigen gebrochen. Manche der noch ungetauften Mädchen wollten sich anschicken, die Mission zu verlassen, weil sie

meinten, die Krankheit von Salutsche sei erblich. So kamen vierzehn schwere Tage. Salutsche fügte sich niemand; sie schaute immer nur ins Blaue. Das Kleid, welches wir ihr angezogen, lag immer wieder in irgendeiner Ecke. Ich übte keinen Zwang auf sie aus. Allmählich merkte ich, daß sie stolz darauf sei, ein Lob zu bekommen, und daß man ihrer Person und ihrem Tun Aufmerksamkeit schenke. Das Beispiel der Kinder, das sie vor sich hatte, ferner Ermutigungen und kleine Belohnungen weckten in ihr allmählich die Lust zur Arbeit. Bald hatte sie sich am Reinigen der Wege und später auch an allen Arbeiten beteiligt. Rührend war es zu sehen, mit welcher Sorgfalt sie gewisse Dinge verrichtete, die sie gelernt, so z. B. das Ordnen der Blumen- und Gartenbeete. Bald warf sie auch die Kleidung nicht mehr weg, sondern achtete nach und nach sehr darauf, anständig bedeckt zu sein.

Zwei Jahre sind nun verflossen, bis die Umformung ihres Charakters so weit vor sich ging. Nun spricht und scherzt Salutsche wie die andern. Mit der körperlichen Beschäftigung, mit dem Wohlergehen und Selbstgefühl, die ihr ihre Leistungen eingeblüht, ging auch eine günstige Veränderung ihres Seelenlebens Hand in Hand. So wurde aus diesem halb vertierten Geschöpf ein christliches Mädchen, das seinen bescheidenen Platz im Leben ausfüllt.

II.

An einem stürmischen Märztag wanderte ich mit zweien meiner Schüler eiligst hinaus in eine weit entfernte Katechetenstelle. In deren Nähe lag ein todkranker Knabe.

Nachdem wir die Nebenstation Umbwe mit einem armseligen Lehmkirchlein hinter uns hatten, ging es durch wohlgepflegte Plantagen, bis wir endlich vor der Hütte des Kranken standen. Die Leute waren noch Heiden. An der offenen Türe stand ein Mann mit blitzenden Augen, der Vater des Kindes. Ich grüßte und erhielt zur Antwort: „Was suchst Du hier?“

„Dein krankes Kind“, erwiderte ich freundlich.

„Hier ist niemand krank“, tönte es aus der mit Rauch angefüllten Hütte. „Wer hat Dir gesagt, daß hier jemand krank sei?“

„Die Leute.“ Der Ausdruck des Zornes zeigte sich noch heftiger auf dem Gesicht des Wilden.

„Mein junges, lustiges Büblein soll sterben!“ schrie nun der Mann. „Er ist nicht da!“

Ohne weiteren Wortwechsel kroch ich in die Hütte. Zuerst hatte ich nach Atem zu ringen, denn der Qualm ging mir in die Augen, so daß ich nichts sehen konnte. Dann warf ich die rauchenden Holzscheite zur Tür hinaus und setzte mich auf den Boden. Niemand wehrte es mir. So saß ich eine kleine Weile da. Nun regte sich dort an der Blätterwand etwas; ich ging

hin und fand ein etwa achtjähriges Büblein, schmutzig und abgemagert, zum Erbarmen. Es schien, daß der Kleine schon lange kein Wasser mehr gesehen. Die Eltern sahen gar nicht, wie schmal das Gesichtchen und wie mager die Gestalt war. Ich gab dem Kind meine Frucht, und es fragte mich ängstlich: „Muß ich sterben?“

„Im Himmel tut Dir nichts mehr weh, mein Kind“, antwortete ich.

„Ja, wenn das ist, so will ich gerne sterben“, erklärte der Kleine.

„Wird man dort so plötzlich gesund?“, fragte er wieder.

„Ja, aber Du mußt getauft sein, sonst kann Dich der liebe Gott nicht in sein schönes Haus hinein lassen.“

„Ja, ja, das will ich.“

Nun beteten wir das Glaubensbekenntnis, und die Miene und Haltung meiner zwei christlichen Begleiter zeigten der Mutter, daß es feierliche Augenblicke waren. Statt des verächtlichen Trozes dämmerte nun im Herzen der Heidin die Gnade Gottes. Sie kam näher, nahm das Kind auf ihren Schoß, bis ich ihm das heilige Taufwasser über seine Stirn gegossen hatte. Der Knabe schlug die Augen auf und schaute mich freundlich an. Die Mutter aber gedachte vergangener Schmerzen und schrie laut auf: „Wer soll nun die Ziegen hüten? Wer soll mir nun Wasser holen? Wer soll nun die Hüttensteuer verdienen?“ usw.

Während die Frau so laut wehklagte, sah ich, wie das Lebenslicht des Kleinen allmählich ganz still und leicht erlosch, und kniend besprengte ich ihn mit Weihwasser. Dann zeigte ich den durch das Geschrei herbeigeeilten Nachbarn den Platz, wo die Überreste bis zur Auferstehung ruhen sollten und schüttete das Fläschchen Weihwasser darüber hin.

Froh traten wir unsern Rückweg an.

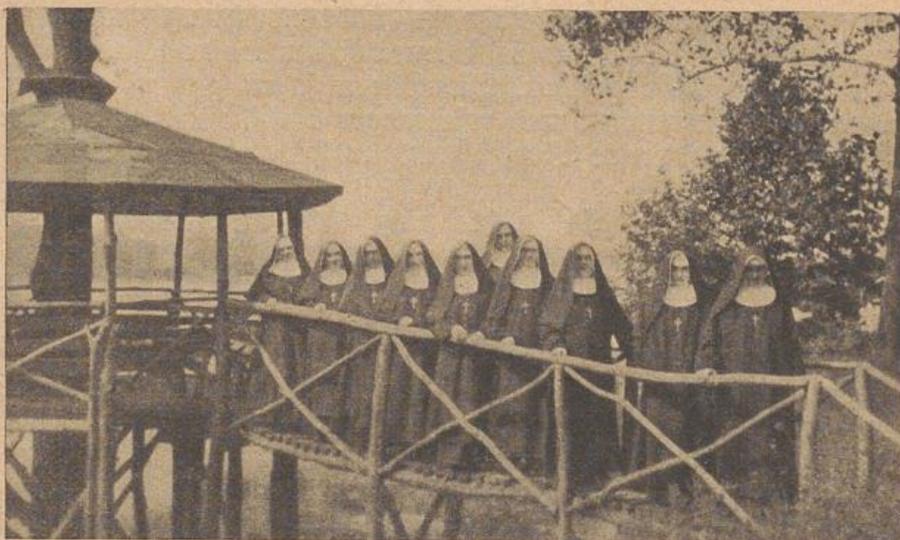
Unzählige solch armer Wesen liegen im dumpfen Kraal versteckt; kommet darum, Ihr mitleidigen Seelen und eilet zu Hilfe, diesen armen Schwestern und Brüdern das Himmelreich zu erschließen!

z

„Das goldene Kalb.“

Einst witzelte einer: „Es gibt keine Ewigkeit; denn die verschiedenen Seelen wandern und leben in den Geschöpfen fort!“ — „Ich weiß, wie ich einst das goldene Kalb war.“ Da antwortete ihm ein Bauersmann: „Das sieht man Ihnen noch an; das Kalb ist geblieben, das Gold aber haben Sie verloren.“

z



Unsere Schwestern in Princeton, N.-Amerika.

Matanda der Krüppel

Von Schw. Octavia

Matanda lebte ein ruhiges, zufriedenes Leben. Von seiner frühesten Jugend an hütete er die Ziegen seines Vaters. Jeden Morgen verließ er in aller Frühe den Kraal, um für seine Herde zu sorgen. Während seine Geschwister zu Hause im schmutzigen Kraal sich zankten, lag er im Schatten eines Mimosabusches und vertrieb sich die Zeit, so gut er konnte. Als Matanda größer geworden, luden ihn seine Brüder ein, mit zu den Minen zum Arbeiten zu gehen. Matanda weigerte sich und zog vor, die Ziegen seines Vater weiter zu hüten.

Das ruhige, friedliche Leben des Matanda sollte aber doch bald gestört werden.

Es war an einem heißen Sommertage, abends, bevor er seine Herde heimwärts trieb vom Fluß, als er plötzlich durch den Schrei einer Ziege auf eine Gefahr aufmerksam gemacht wurde. Er lief sogleich zu der Stelle hin, und zu seinem größten Schrecken sah er eine seiner Ziegen im Maul eines großen Krokodils. Er war sich bewußt, daß es recht sei, ein Krokodil zu töten, wenn es seiner Herde gefährlich war. So nahm er denn einen Stock und versuchte sein Bestes. Ein schrecklicher Kampf entstand nun zwischen Matanda und dem Krokodil. Er wurde so von dem Tier hergenommen, daß er nicht mehr gehen konnte, und auf Händen und Füßen kroch er noch am späten Abend nach Hause.

Für viele Tage war er gezwungen, im Bett zu bleiben, und man sagte allgemein, daß er wohl nicht mehr gehen würde, denn seine Glieder waren fast alle gebrochen. Er wurde aufs

beste gepflegt, und es dauerte auch gar nicht so lange, und Matanda konnte mit Hilfe eines Stockes wieder herumhüpfen, obschon an eine vollständige Genesung nicht zu denken war. Bei allem Unglück verlor Matanda seinen guten Humor nicht, und eines Tages in der Nacht wurde er aus einem tiefen Schlaf geweckt durch das Rufen eines Geistes: „Matanda! Matanda!“ Er wachte auf, und auf die Frage, wer ihn gerufen hat, kam die Antwort: „Ein Geist der Luft.“

„Da Du die Kraft Deiner Glieder verloren hast, möchte ich Dir mitteilen, daß Du nun die Kraft besitzen sollst, alle Leute glücklich zu machen.“

„Es ist gut“, sagte Matanda, „aber werde ich niemals mehr besser werden?“

„Es ist nur ein Weg, der Dir helfen kann, und das ist eine Wallfahrt zu dem Flusse der Gesundheit zu machen und dich darin zu baden.“

Matanda wollte noch weiter fragen, aber der Geist war verschwunden. An Schlaf war nicht mehr zu denken, denn er dachte nur noch an die Worte des Geistes. Am andern Morgen machte er den Entschluß, die Reise zu dem Flusse zu machen und sprach darüber mit seinen Freunden. Diese rieten ihm ab und meinten, es sei nur Verschwendung der Zeit. Er aber wollte nichts von alledem hören, sondern machte sich reisefertig. Seine Reise war lang und beschwerlich, und überall, wo hin er kam, erkannte man ihn als den „Krüppel mit dem Herzen von Gold“. Die Aussage des Geistes war wahr, denn alle Leute in seiner Umgebung machte er glücklich.

An einem schönen Abend, als er die Straße entlang ging, hörte er aus der Nähe das Brüllen eines Tieres. Er hatte schon früher gelernt, den wilden Tieren aus dem Wege zu gehen, und deshalb schaute er ruhig und mit großer Vorsicht durch den Busch. Da, gerade vor ihm erblickte er einen großen Leopard, der ihm regungslos ins Auge schaut. Es war zu spät, um die Flucht zu ergreifen, und deshalb blieb er auch stehen und schaute dem Leopard fest ins Auge. Dieses hatte den gewünschten Effekt, denn bald darauf ging der Leopard seinen Weg. Matanda schaute ihm nach und bemerkte, daß er auf drei Beinen ging und die eine Pfote in die Höhe hielt. Matanda folgte dem Leopard, klopfte ihm auf die Schulter, hob sein lahmes Bein in die Höhe und zog einen großen Mimosaorn heraus. In einem Moment war alles geschehen, mit einem kleinen Schrei vor Schmerzen war alles vorbei, und Matanda und das Tier schauten sich gegenseitig an, und jeder von ihnen verstand, daß Leiden ihr Anteil war.

Es war bei dieser Gelegenheit, daß Matanda erst recht einsah, was für eine wundervolle Gewalt er besaß und fühlte, daß der Geist die Wahrheit gesprochen.

Zu einer andern Zeit, als er ruhig gegen Abend seinen Weg machte, hörte er plötzlich aus der Nähe eines Hügels ein Stöhnen. Er merkte auf, um zu hören, von welcher Seite das Stöhnen kam, als er plötzlich einen Mann, welcher wahrscheinlich vom Abhange herunter gefallen war, zwischen den Steinen liegen sah. Er stöhnte schrecklich, und Matanda sah gleich, daß dieser Mann einige Glieder gebrochen hatte. Er hob ihn vorsichtig auf und legte ihn in den Schatten eines naheliegenden Strauches. Nach einiger Zeit kam der Mann zum Bewußtsein, und obschon er viele Schmerzen hatte, dankte er Matanda für die erwiesene Hilfe.

Zum Glück stellte sich bald heraus, daß der Mann nur den Arm gebrochen hatte. Matanda legte den ersten Verband an, dann nahm er eine Kanne, ging an einen kleinen Fluß in der Nähe und holte für den Verunglückten ein wenig Wasser zum Trinken. Der Mann dankte ihm recht herzlich, und das Wasser brachte neues Leben in ihn. Matanda schaute in die Ferne und lächelte, denn er erinnerte sich der Worte des Geistes.

Als der weiße Mann getrunken hatte, schaute er unverdrossen auf die Kanne, die vor ihm stand; es schien, als hätte er den Verstand verloren. Matanda wurde etwas unruhig, weil er das Benehmen des Mannes nicht verstand, bis er die Kanne umstürzte und ein großes Stück Gold herausfiel. Der weiße Mann bat Matanda, bei ihm zu bleiben, denn er wollte den glücklichen Fund mit ihm teilen, aber der Schwarze hatte sein ganzes Leben nur mit seinesgleichen gelebt, darum verstand er nicht den Wert des Goldes. Er wollte weitergehen im Frieden, und es kostete dem Weißen viele Mühe, ihn zu bewegen, eine kleine Summe Geld für seine Liebe anzunehmen. Er brachte den Mann auf die nächste Farm, und dann verließ er ihn mit freudigem Herzen und setzte seine Reise fort.

Einen Augenblick beobachtete der Mann Matanda, welcher die Straße entlang hüpfte, und es war ihm, als ob Matanda in die goldenen Strahlen der Abendsonne ging. Als er ihm so nachschaute, wunderte er sich, daß dieser arme schwarze Krüppel nicht mehr von seinem Leben hatte.

Noch vieles andere geschah, als Matanda so seinen Weg durch das Land machte. Mit seinem Geld half er allen armen und kranken Kaffern in den Kraalen. Man kannte ihn überall, und wenn er in die Nähe eines Kraales kam, so wurde er vom Chief und seinen Leuten begrüßt. Alle riefen: „Heil dem Matanda, dem Krüppel mit dem goldenen Herzen!“

Um zu dem Flusse der Gesundheit zu kommen, war es notwendig, daß Matanda auch eine Strecke durch eine Wüste gehen mußte, wo kein menschliches Wesen sich aufhalten konnte. Viele Tage ging er durch diese Wüste; aber er wurde so schwach, daß er versucht wurde, sich zum Sterben hinzulegen.

Er machte sich jedoch selbst Mut und dachte über all das nach, was ihm schon auf seiner Reise begegnet war, und er kam zu dem Entschluß, daß die wahre Freude darin besteht, anderen Gutes zu tun und nicht nur an sich selbst zu denken.



Kapelle in unserm Kloster Theresianum, M. Gladbach.

Es war der vierte Tag seiner Reise durch die Wüste, als er am Abend beim Sonnenuntergang den ersten grünen Flecken vom Flusse der Gesundheit sah. Matanda blieb einen Augenblick stehen und freute sich über die schöne Aussicht und das

Wunder der Natur. Als er den Fluß erreichte, war die Sonne schon längst untergegangen; der Mond sandte sein fahles Licht über das stille ruhige Wasser. Matanda fühlte, daß er sich an einem wunderbaren Orte befand, jedoch war er der Meinung, erst am andern Tage im Flusse zu baden, damit er den ganzen Tag darin bleiben konnte, ohne sich eine Erkältung zuzuziehen. Er setzte sich am Ufer des Flusses nieder und verfiel bald in einen süßen Schlummer.

Während er träumte, kam der Geist wieder und rief ihn. Matanda antwortete, er sei bereit, er möge nun reden.

„Matanda,“ kam die Antwort, „Du bist am Flusse der Heilung angelangt, wenn Du Dich badest in diesem Wasser, werden Deine steifen Glieder wieder gut werden, aber bedenke, sobald Du gesund wirst, wird Dir die Gabe, die Leute glücklich zu machen, wieder genommen werden.“ Matanda wollte weiter fragen, doch der Geist verschwand wiederum und ließ ihn in seinem Kummer. Am nächsten Morgen beschäftigte er sich nur mit dem einen Gedanken, was zu tun sei: sollte er die Gabe, alle Menschen glücklich zu machen, behalten und lahm bleiben, oder sollte er gesund werden und diese Gabe verlieren. Den ganzen Tag beschäftigte er sich mit diesem Gedanken, und als die Sonne unterging, kam er endlich zu einem Entschluß. Man sah Matanda, den Krüppel, davoneilen; er ging in die Wüste der ganzen Welt mit dem einen Gedanken: alle Menschen glücklich zu machen!

✞

Uns' res Hauses Spruch

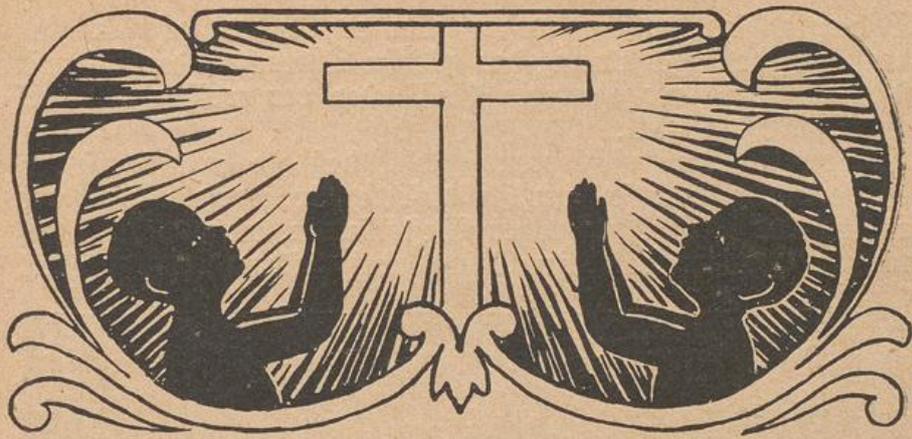
Kein brechend Glas ist unser Glück
Wie jenes Glück von Erdenhall --
Nein, unser Hort an treuem Glück
Steht felsenfest im Zeitenschwall --
Und kennt ihr uns' res Hauses Glück?
Es ist sein Glaube hehr und mild,
Aus dem der Herzen Kraft und Licht
Und wandellose Liebe quillt.

✞

Gebetserhörungen

Dank der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph, dem heiligen Judas Thadäus und dem heiligen Antonius für Hilfe in verschiedenen Anliegen.
M. M. Paderborn.

Dem heiligen Herzen Jesu innigen Dank für Erhörung in einer besonderen Angelegenheit.
G. S.



F ü r d i e K i n d e r

Unter Palmen

Von Tante Engelfrieda

Seiß ist es heute, ganz schrecklich heiß, und die schwarzen Kinderchen haben sich alle in den Schatten der Palmen und Orangenbäume geflüchtet. Die Kleinsten spielen mit Sand und Steinchen; die Größeren machen leichte Schreibübungen auf ihrer Schultafel, und einige der älteren Mädchen, die neunjährige Lina und Stella, haben eine Schüssel vor sich und machen grüne Erbsen aus. Das traute, schattige Plätzchen ist ganz nahe bei der Küche, und Schwester Theatildis schaut von Zeit zu Zeit zum Fensterchen hinaus, ob es ihre kleinen Helferinnen auch recht machen und fleißig sind. Kleine Bübchen, noch im Kittelchen und Schürzchen, tragen ihr Kleinholz herbei; sogar der kleine dreijährige Königs-Kronprinz Ibrahim ist geschäftig dabei; er ist sich seiner königlichen Würde eben noch ganz unbewußt.

Auf dem Bänkchen sitzt Tante Engelfrieda und wird von dem kleinen, klugen Georg geplagt, recht schön auf die Tafel zu schreiben. Ja, was soll sie denn schreiben? Klein Gladys, sein sechsjähriges Schwesterchen, weiß es und sagt: „Salam sana kwa rafiki wetu, ndugu zetu wa Ulaya“, d. h. „Wir grüßen unsere weißen Brüderchen und Schwesterchen in Deutschland!“ Ja, jetzt ist's recht! Die Tante schreibt, und Georg muß die Tafel halten, wobei ihm der gutmütige, aber etwas dumme Michel helfen muß. „Nun stillgestanden, bitte freundlich, — brrr! danari fertig!“ So, jetzt muß das Bild von den drei schokolade-braunen Afrikanern nach Europa (Ulaya) geschickt werden. O, wie werden sich die schönen, weißen Kinder freuen, gerade so, wie wir uns gefreut haben über die

Photographien, welche unsere Mutter Ubalda geschickt bekommen hat, sagte altklug das hübsche Threschen, das sich mit seinem hellen, bronzefarbigem Gesichtchen den weißen Kindern am ähnlichsten hielt.

Threschen war nicht wenig stolz, daß sie auch denselben Namen trug und so ziemlich dieselbe Größe hatte von der ältesten der kleinen, fröhlichen Westfälinnen, die vor schon geraumer Zeit im Bilde zu Besuch nach Kilema kamen. Weil



wir nun in der Kinderecke unter den schattigen Palmen so gerne alle zusammenkommen, weiß und schwarz, aus allen Himmelsrichtungen und Gegenden, so will ich für alle dieses Bildchen mitbringen, und da könnt ihr sehen, wie lieb die drei kleinen Missionsfreundinnen sind. In ihrem Garten, ein romantisches Plätzchen, vor dem Elternhaus, haben sie ihren Spielplatz, und das blonde Threschen mit den sanften, träumerischen Augen und dem geneigten Köpfschen steht da wie eine kleine Märchenprinzessin. Neben ihr steht Hanna-Liese und guckt froh



und frei wie ein munteres Vöglein in die Welt. Unten zieht Carla geschäftig das Puppenwägelchen.

Zuweilen kommen auch noch andere liebe kleine Mädchen auf Besuch, und dann spielen und lernen sie zusammen und plaudern auch von der Mission in Ost-Afrika, von den schwarzen Negerlein und der guten Tante dort. Lisbeth und Käthe haben sogar Opferchen für die Mission gebracht, denn unsere kleinen Erstkommunikantinnen, Lina und Gladys haben von ihnen ihre schönen, weißen Kommunionkleidchen zugeschiedt bekommen. Das war eine große Freude, und die Negerlein, groß und klein, haben dann recht innig für die lieben Wohltäterinnen gebetet, und auch die Missionschwester beteten. Allenthalben war freudige Stimmung, und in Afrika wurde von den braven, weißen Kindern gesprochen und ihre Photographien bewundert.

Der Posttag, meine lieben Missionsfreunde, ist auch hier, tief in Afrika, ein willkommener Tag, zumal hier der Postbote nur einmal in der Woche kommt, und wenn die Masika, das ist die große Regenzeit, ist, dann kann er oft nicht einmal kommen. Von der nächsten Bahnstation Moshi muß er zu Fuß 6—8 Stunden gehen.

Jetzt, wo unser schwarzes Volk schon klüger und viel zivilisierter ist und die Jugend schon lange gut lesen und schreiben kann, haben sie auch schon sehr gerne Briefe. Wenn der Postbote kommt, beladen mit Taschen, Schachteln, Paketen und Säcken, dann laufen ihm die Schulbuben gerne nach und helfen ihm tragen. Tra-ra, die Post ist da, tra-ra, die Post ist da, die Post ist da, tra-ra, tra-ra! Die Briefe und die Säcke, die Schachteln und die Päckchen, die Post ist da, tra-ra, tra-ra!

Wer von euch, meine lieben Kinder, kennt nicht dieses lustige Liedchen? — Wenn ich alte Tante es noch kenne, so werdet ihr es noch viel besser wissen und schon oft unwillkürlich gesungen und gejubelt haben, wenn der Briefträger an die Haustüre geklopft hat und Briefe oder gar Schachteln oder Pakete der lieben Mutter gab. Da steht ihr wohl neugierig um sie herum und wartet mit Spannung, was aus der geheimnisvollen Schachtel herausgeholt wird. So machen es alle lustigen, glücklichen Kinder. Ist es nicht so?

Nun seht, die schwarzen Kinder in Afrika, welche ihr eure lieben Brüder und Schwestern in Christo nennt, machen es gerade so, und sie sind noch viel neugieriger und etwas wilder wie ihr. Ein Briefchen, und sei es noch so kurz und klein, bereitet ihnen große Freude, besonders aber ein solches, das von lieben weißen Kindern in Europa geschrieben wurde und über das weite Meer herüber kommt, wie dieses da, welches ich euch hierher setzen will. Also leset, liebe Kinder, und freuet euch mit uns über diese braven Mägdlein.

Aus Lichtental:

„Liebe Schwesterlein und Brüderlein!

Wir schreiben Euch ein Brieflein und senden Euch mehrere nette Kleidchen, die wir selber genäht haben. Unser Fräulein Lehrerin hat es uns gelehrt und gut mitgeholfen. Auch geben wir Euch etwas von den Sachen, die uns das Christkindlein brachte. Ist es auch zu Euch gekommen? An Weihnachten haben wir Theater gespielt. Da haben wir viel Geld bekommen, und darum wollen wir uns Patenkinder anschaffen und wollen gegenseitig füreinander beten. Schreibt uns doch auch einmal ein Brieflein.

Wir wollen Euch gar nie vergessen. Einige von uns wollen auch Schwestern werden, wenn wir groß sind, und zu Euch nach Afrika kommen.

Es grüßt Euch alle herzlich

Angelina.

3. Kl.: Annaliese, Irmgard, Gerta, Erna, Rosmarie.

2. Kl.: Trudchen, Wilma, Lieselotte, Clärchen und Josefchen.“

Liebe Kinder! Ist das nicht ein liebes Brieflein? Und die schönen Namen, die diese Kinder aus Lichtental haben! Sie scheinen lauter Sonnenkinder zu sein. Und wie haben sich die Schwestern gefreut! Am meisten wohl darüber, daß einige dieser lieben „Lichtentaler“ später sogar Missionschwesterchen werden möchten. Wollt ihr nicht schon jetzt recht brav sein und den Eltern nur Freude bereiten. „Ja, ja“, sagen alle, welche dieses Brieflein lesen; und dann ist ganz getröstet und zufrieden eure Tante Engelfrieda.

Aus der Kinderwelt von Triashill

Von Schw. Gildarda

Außer vier kleinen mutterlosen Säuglingen sind der Obhut unserer Schwester Olympia noch zirka 30 kaffeebraune Negerlein anvertraut im Alter bis zu 7 Jahren. Es ist ein munteres Völkchen. Eine feste Tagesordnung erleichtert die Arbeit und Mühe.

Bei der abendlichen Gewissensforschung erinnerte ich die schwarzen Kinder an die gewöhnlichen Unarten und gab ihnen dann Zeit, einmal darüber nachzudenken. Alles war mäuschenstill im Kinderlokal. Plötzlich erhob der dicke Hermann seine Stimme und sagte:

„Mein Kamerad Johannes hat mir heute eine Banane gestohlen.“ Der neben ihm kniete, gab ihm einen Rippenstoß und sagte: „Jetzt ist Rechenschaftszeit, gib mir mein Eigentum zurück.“

Der kleine Nachbar Johannes fing leise zu weinen an und antwortete: „Ich hab' sie schon gegessen, aber ich will beten, daß ich eine andere Banane bekomme, die ich Dir dann gebe.“

Für die Hausfrau

Wie man polierte Möbel auffrischt.

Die verschiedenen Holzarten unserer Möbel verlangen je nach ihrer glänzenden oder stumpfen Auflage eine andere Behandlung, wenn man sie wirksam auffrischen will.

Die glänzende Furnitur der Möbel aus Mahagoni und Paljanderholz, ebenso auch das schwarzglänzende Ebenholz des Flügels poliert man mit einer Mischung von Rotwein und Olivenöl. In einem halben Glas Rotwein verrührt man einen Eßlöffel Öl und reibt damit die Spiegelflächen der Möbelstücke blank. Die Wirkung ist geradezu erstaunlich. Auch für andere dunkle und glänzende Holzarten, wie dunkelbraune Nußmöbel, ist diese Politur geeignet. Helle Nußbaumsachen und Möbel aus Kirsch- und Rosenholz, auch von geflammter Birke, reibt man mit Stearinöl glänzend.

Für stumpfe Eichenmöbel ist eine Abreibung mit lauwarmem Bier auffrischend. Man poliert die Möbel dann mit einem Seidenläppchen nach.

Stark abgenutzte Gebrauchsmöbel muß man vor dem Polieren erst mit Petroleum reinigen, um ihnen den anhaftenden Schmutz und Staub zu entziehen. Dann poliert man sie mit fetthaltiger Milch nach, die man wiederholt nach dem Eintrocknen aufträgt und mit einem wollenen Tuche verreibt. Auch Speiseöl mit etwas Zitronensaft wirkt reinigend.

Eine unliebsame Überraschung für die Hausfrau sind Flecke oder blinde Stellen auf den Möbelflächen, die den ganzen Gegenstand verunzieren. Eine Lösung von weißem Wachs in Terpentinöl tut hier gute Dienste. Man taucht eine Bürste in die genannte Lösung und reibt die Möbelstücke und alle Fugen gründlich aus, worauf man sie mit einem wollenen Tuch poliert.

Weißer Wasserfleck auf Tischen, durch Hitze oder Vergießen entstanden, versucht man zuerst durch Zigarrenasche, die man dicht aufstreut, zu entfernen. Auch Petroleum ist hier wirksam. Helfen aber diese leichten Mittel noch nicht, so wendet man mit Erfolg Mirtura balsamica olivosa an, die mit einem Lappchen gründlich eingerieben wird.

Bei Flecken in lackierten Möbeln nimmt man Baumöl, worin man etwas Wachs auflöst. Auch Holzrahmen von Bildern kann man mit diesen Polituren wieder auffrischen.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: E. Frohnhausen Mk. 21 — Thadäus, Saarlouis II Mk. 21. — Wattenscheid Mk. 50. — Egon und Rosalia, Brügge Mk. 21. — Joseph, Igersheim Mk. 21. — Magdalena

Für die Mission: N. N. Mk. 3. — Trier Mk. 2,50. — Oberpleis Mk. 5. — Kl. Strehlig Mk. 0,50. — Neuenbeken Mk. 0,50. — Erfurt Mk. 1,50. — Wieschowa Mk. 1.

Für die Heidenkinder: Antoniusbrot Mk. 3. — aus Klein Strehlig, Ungenannt in Gebetsanliegen Mk. 7,50. — Aschberg Mk. 10.

Für Missionszwecke: Guskirchen Mk. 5.

Almosen: Saarlouis II Mk. 5. — Stadtlohn Mk. 4,50.

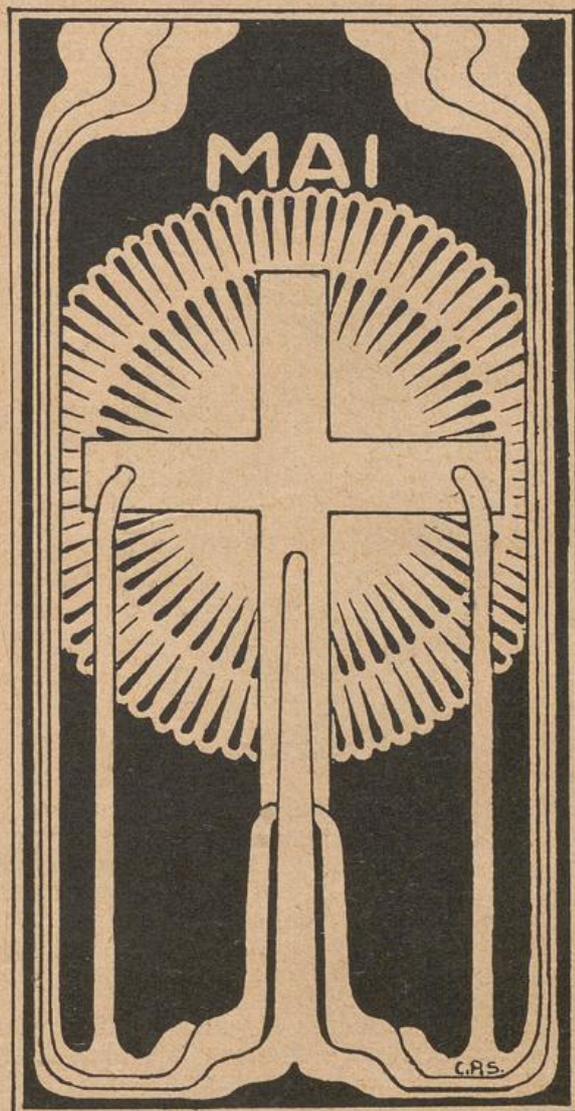
Für die Missionschule: Zur Ausbildung armer Missionschülerinnen: Westhausen gesammelt von Schulkindern Mk. 14. — Weeze Mk. 5. — Würzburg Mk. 7,50.

Der Mangel an Arbeitern im Weinberge des Herrn ist groß, drum helfe, wer helfen kann, daß auch arme Mädchen, die gerne ihre Kräfte und Talente in den Dienst der Mission stellen, ihr schönes Ziel erreichen. Die kleinste Gabe wird mit freudigem, herzlichem Dank entgegengenommen, der Herr des Weinbergs aber wird gewiß diesen doppelten Liebesdienst auch doppelt lohnen: Für alle unsere lieben Wohltäter erblehen wir den reichsten Ostersegen.

Caritasblüten

Nr. 5

1931



Zum Feste Kreuzauffindung

Des Königs Fahnen zieh'n einher,
Es glänzt geheimnisvoll und hehr
Das Kreuz, daran das Leben starb
Und Leben aus dem Tod erwarb.

O Baum, an Schmuck und Glanz so groß,
Da Königspurpur dich umfloß,
Aus würd'gem Stamm hervorgetan,
Solch heil'ge Glieder zu umfahn!

(Aus dem kirchlichen Hymnus.)

Schwester M. Alberta, gestorben am 28. März 1931

Sie ist nicht mehr unter uns — so müssen wir schmerzbewegt sagen, aber unwillkürlich drängt sich das Trostwort auf unsere Lippen: „Sie bittet oben für uns.“

Schwester Alberta war Oberin und Hauptlehrerin in Tienray (Holl. Limburg), das vielen Rheinländern an der deutschen Grenze als Wallfahrtsort „Unserer lieben Frau von Lourdes“ bekannt ist.

Unsere teure verstorbene Mitschwester war ein Kind des schönen Rheinlandes. Als zarte Blume von 16 Jahren rief der göttliche Liebhaber sie unter seine Fittiche ins Ordensleben, wo sie sich auf das Lehrfach vorbereitete, um ihr Leben der Erziehung und dem Unterricht der schwarzen Jugend in Süd-Afrika zu weihen. Nur drei Jahre war es ihr vergönnt, in der Heidenmission tätig zu sein, als ihre angegriffene Gesundheit eine Rückkehr nach Europa forderte.



Immer dem Willen Gottes kindlich ergeben, fügte sie sich in den neuen Wirkungskreis, der ihr nach erneutem Studium 1910 in der Leitung der Schule in Tienray angewiesen wurde. Immer schlicht, einfach und dabei freundlich und liebevoll, arbeitete sie mit zähem Eifer an dem Wohl der ihr anvertrauten Jugend. Als sie vor sechs Jahren als Oberin auch die Leitung der Schwesterngemeinschaft in die Hand nehmen mußte, verdoppelte sich in derselben schlichten, unauffälligen Weise ihr Eifer, ihre mütterliche Sorgfalt für Schwestern und Kinder.

Selbst ein treues Marienkind von Jugend auf, liebte und beförderte Schwester Alberta die Verehrung Mariens, bis eine tödliche Krankheit, eine bösartige doppelseitige Lungenentzündung, sie in Zeit von zehn Tagen aus diesem Leben riß. Machtlos standen die Ärzte an ihrem Krankenbett. Der Himmel wurde von den Schwestern und andern Teilnehmenden bestürmt, das teure Leben zu retten. — Der weise Lenker alles Guten hatte andere Pläne, die wir schwache Menschen nicht begreifen. Schwester Alberta wurde uns entzogen, um vom Himmel aus für unsere Genossenschaft zu arbeiten, um den Lohn als treue Braut Christi, als musterhafte Ordensfrau, als pflichttreue Oberin und als Führerin der Jugend zu empfangen.

R. I. P.

Die Samstags-Lampe

Der Samstag gilt in unserer heiligen Kirche als ein der heiligen Jungfrau geweihter Tag. Das tritt ganz besonders in Rom hervor. Am Samstag neigt sich vor der heiligen Jungfrau in Ehrfurcht jede römische Stirn. Alle Madonnenbilder werden beleuchtet und zahlreichere und innigere Gebete erheben sich auf allen Punkten der Stadt aus den Herzen der Gläubigen zu der Jungfrau voll der Gnaden. — Am Morgen wird in der Kirche St. Johannes der Florentiner eine feierliche heilige Messe gehalten zu Ehren der heiligen Jungfrau. Am Abend ertönt in den zahlreichen Kirchen, welche in Rom insbesondere der heiligen Gottesmutter gewidmet sind, das Lob Mariens. Am zahlreichsten aber finden sich ihre Verehrer in ihrer schönsten Kirche, „St. Maria der Größern“ ein; und unter den Wölbungen dieser wunderbaren Basilika singt ein unzähliges Volk jene so erhabenen und einfachen lauretanischen Litaneien, von denen man sagen möchte, sie seien den Gesangweisen der heiligen Engel entlehnt.

Diese liebliche Sitte, die allerseeligste Jungfrau am Samstage insbesondere zu verehren und namentlich ihr zu Ehren an diesem Tage vor einem Bildnisse derselben eine Lampe anzuzünden, bringt uns eine liebliche Geschichte in Erinnerung.

In der Stadt N. wurde einst an einem Samstage, und zwar um Mitternacht bei dem Seelsorger an einer Muttergotteskirche stark geläutet. Eine alte Frau stand vor der Pforte und bat, eiligst mit der heiligen Wegzehrung zu einem Kranken zu kommen; sie bezeichnete genau die Gasse und das Haus, und sie ging, als sich der Priester mit dem Allerheiligsten auf den Weg machte, voran, um selbst als Wegweiser zu dienen. Der Geistliche folgte ihr nach; allein plötzlich war sie ihm aus dem Gesicht entschwunden; indes bemerkte er aber auch, daß er bereits vor dem ihm so deutlich beschriebenen Hause stehe.

Er läutete an, — niemand machte auf. — Endlich, nach langem vergeblichem Schellen, sah ein alter Herr aus einem oberen Stockwerke heraus und rief fragend hinab: wer noch so spät ins Haus wolle? — Der Priester antwortete, er käme, um einem schwer Erkrankten, zu dem man ihn gerufen habe, die Tröstungen der Religion zu bringen.

„Hier im ganzen Hause ist niemand krank“, entgegnete der alte Herr; „allein, es regnet in Strömen, und wenn Sie deshalb heraufkommen und das schlechte Wetter hier abwarten wollen, so sind Sie mir herzlich willkommen; ich selbst leide ohnehin an Schlaflosigkeit!“ —

Der Geistliche, der von dem so schnell eingetretenen Regen schon durchnäßt zu werden anfang, war froh, einen kurzen Unterstand zu finden. —

Als er in das Zimmer eintrat, fiel ihm alsbald ein großes Madonnenbild in die Augen, vor welchem ein Lämpchen brannte. „Da bin ich doch in ein frommes Haus geführt worden!“ rief angenehm überrascht der Priester aus, nachdem er das hochwürdigste Gut gebührend zur Seite hingestellt hatte. —

„Ich bin ein Weltmann, der dem Fortschritt huldigt“, sagte der alte Herr trocken, „und halte auf Bilder und Formen nichts; nur meiner verstorbenen Mutter zuliebe, welche dieses Madonnenbild hoch in Ehren hielt, weil sie eine fromme, katholische Seele war, habe ich es aufbewahrt, und — denken Sie, ich habe sogar ihre Gewohnheit beibehalten, an jedem Samstage, wie sie zu tun pflegte, das Lämpchen selbst anzuzünden.“

Während dieser Rede waren sie in ein Seitenzimmer getreten. über dem Schreibtische hing das Porträt einer Frau in einer Tracht aus alter, längst entschwundener Zeit. Als der Hausherr bemerkte, daß der Geistliche aufmerksam das Bild betrachtete, sprach er voll Rührung, indem er mit der Hand auf dasselbe deutete: „Das war meine unvergeßliche Mutter! Wie gottinnig war sie, wie inbrünstig betete sie oft vor diesem Madonnenbilde. Auch sagte sie manchmal, sie hätte für mich gebetet; ja, als sie im Sterben lag, stammelte sie noch: ‚Mein unglücklicher Sohn, sollte ich in den Himmel kommen durch Gottes Erbarmen, dann will ich solange um die Fürsprache der heiligen Gottesmutter bei ihrem Sohne Jesus Christus für dich anflehen, bis du bekehrt sein wirst!‘ Ach, gar gerne hätte sie mich zu dem guten Hirten zurückgeführt; doch“, bemerkte er lächelnd, „mir wollte die Beichte nicht behagen!“ Und er kam nach und nach auf einige seiner Erlebnisse zu reden. Er erzählte mit Offenherzigkeit seine Jugend- und Entwicklungsgeschichte, ebenso einige spätere Begebenheiten seines Lebens, ohne, wie es schien, seine Fehler zu verschweigen oder beschönigen zu wollen.

„Sie sind so sehr gegen die heilige Beichte“, nahm endlich, als er ausgesprochen hatte, der Geistliche das Wort; „und Sie haben mir soeben Ihr Inneres in solcher Weise erschlossen, daß Ihre Seele unverhüllt vor meinem geistigen Auge steht; so genau glaube ich Sie nun zu kennen, daß ich Ihnen alsbald die Absolution erteilen wollte!“

„O, wenn Sie das könnten“, rief der alte Herr gerührt aus. „Es sind mehr als dreißig Jahre, daß ich die heilige Kommunion nicht mehr empfangen“, sagte er kopfschüttelnd und mit bewegter Stimme, indem er wehmütig zu dem Porträt seiner Mutter aufsaß, als dränge es ihn, sich selbst anklagen zu müssen. Plötzlich rief er, wie von einer höheren Eingebung begeistert, indem er beide Hände des Priesters erfaßte:

„Bei dem Andenken meiner frommen, unvergeßlichen Mutter, ich nehme Sie beim Wort, hochwürdiger Herr! — Jetzt wäre ich in der Stimmung, eine reumütige Beichte abzulegen —

können Sie mir dann wirklich die Absolution erteilen? Und wenn dies wäre, o, so reichen Sie mir gleich jetzt auch die heilige Kommunion!"

Nachdem nun der tiefgerührte Greis, in die Knie gesunken vor dem Priester, eine vollständige Beichte abgelegt und das apostolische Glaubensbekenntnis nachgebetet hatte, empfing er, wie aufgelöst ins Himmlische, mit Andacht und Inbrunst der Liebe das hochheiligste Sakrament des Altares.

Als der Geistliche hierauf, nachdem er noch einige belehrende und erhebende Worte an den Büsser gerichtet, der nun zum wahren Fortschritte, weil zur Gemeinschaft mit dem Gottmenschen Jesus Christus gelangt war, sich verabschiedete, überkam es sein Gemüt wie Engelsfriede; es war ihm als ob das Bildnis der abgesehenen Mutter des Bekehrten heitern Blickes, ja wie verklärt auf ihn herabsehe, und es kam ihm in diesem Augenblicke wie bekannt vor.

Auf dem Heimweg dachte er in christlicher Demut über das Erlebte nach; er wandelte dieselben Straßen nach seiner Wohnung, und die alte Frau, die ihn hergeleitet hatte, kam ihm wieder ins Gedächtnis zurück. Die Frage: Wer sie gewesen und warum sie so plötzlich seinen Blicken entschwunden, drängte sich ihm auf; aber je mehr er über die Sache nachsann, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken; — der alte Herr — das Porträt — immer bekannter kam es ihm vor, — endlich sah er wieder jene alte Frau lebhaft in der Erinnerung vor sich stehen — und ihre Züge — nun wurde es ihm dämmernd bewußt mit einem Schauer — so hatten sie trauernd aus dem Rahmen seit seinem Eintritt in das Zimmer auf ihn herabgeblickt. Unruhvoll war sein Schlummer, als er zu Bett gegangen war; im Traume sah er noch seinen greisen Neubekehrten auf den Knien und hörte sein sehnsüchtiges Beicht- und Abendmahlverlangen; — zwischen Träumen und Schlafen war es ihm, als würde das „Züenglöcklein“ geläutet, und er betete halb schlummernd für den ihm unbekanntem Sterbenden, daß ihn Gottes Huld und Erbarmen begnaden und ihm ein seliges Sterbestündlein gewähren möge.

Als er am andern Morgen fragte, ob der weitere Verlauf der Nacht ohne Störung gewesen, vernahm er, daß die Sterbeglocke wirklich geläutet worden war, weil — jener alte Herr, bei welchem er in der Nacht gewesen, plötzlich durch einen Schlagfluß den Tod gefunden habe.

Hier hat also die treue Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria durch eine fromme Mutter dem verirrtten Sohne derselben noch die Gnade der Bekehrung vor seinem Ende auf eine so wundersame Weise erwirkt — vielleicht als mildester Gegendank Marias für die ihr zu Ehren so treulich unterhaltene „Samstagslampe“!

Eine Steppenreise zum Salzsee

Die Wadschaggas, ein intelligentes, fleißiges Bergvolk, holen sich ihr Salz an einem ausgetrockneten See, der unten in der Steppe liegt. Die alten Leute erzählen, daß vor Jahren dort ein kochender See war, als nämlich der Kibo noch Lava ausspie. Der Kibo ist seit Jahren ausgebrannt, und der See in der Steppe ist vertrocknet; in der heißen Sommerzeit kommt jedoch immer noch Salz an die Oberfläche, welches das Volk hier sehr liebt. Diese salzfuchenden Leute brechen nachts auf und ziehen dann in ganzen Karawanen, mit Sturmlaternen versehen, im strengsten Schweigen, einer hinter dem andern, durch die Steppe zum Salz=See.

Vulkanerde und durchlöchernte Vulkansteine legen noch Zeugnis ab, daß aus dem Innern des Riesenberges heiße Lava strömte, und viele behaupten, daß er tief im Innern noch Feuer enthält trotz seiner mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Haube.

Ganz nahe an diesem Riesenberg, der 6100 Meter hoch ist, liegt die kleine Missionsstation Uru, wie ein Felsenest am Urwald, noch mitten in der Wildnis; aber man kann mit gutem Gewissen ruhig schlafen zu Füßen des weißen Königs, denn die Mission ist ja dem heiligsten Herzen Jesu geweiht. Drei Schwestern leben hier friedlich und betreuen mehr als 30 Kinder. Etwa 40 Meter tiefer als das kleine Schwesternhäuschen steht das armselige Kirchlein, das im Innern jedoch sehr geräumig ist, so daß es schon an tausend Christen und Katechumenen fassen kann. Daneben steht ein ganz niedliches, ansehnliches hölzernes Häuschen, welches der Missionar mit einem Bruder bewohnt.

Soviel zur Einleitung unserer Beschreibung „Eine Steppenreise zum Salz=See“, welche unsere Schwester Bonifacis erzählt.

„Wir haben kein Salz mehr“, so fängt die Geschichte an, und Salz ist bekanntlich unentbehrlich. Die Wadschaggas lieben es gar sehr, und es ist ihnen auch gesund. Haben sie das genügende Quantum, so sind sie mit ihren Speisen schnell zufrieden.

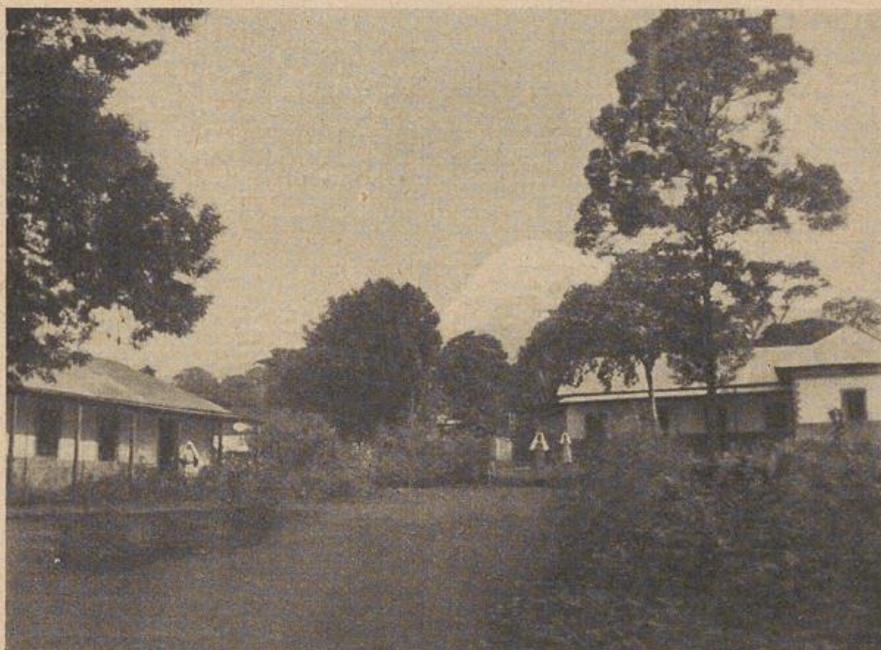
„Au, wir haben kein Salz mehr für unsere Kinder“, so jammerte auch Schwester Agnesia, und ihre hausmütterlichen Sorgen nahmen täglich zu, je mehr das Salz im Sack zur Neige ging. Es einzukaufen, kommt sehr teuer, da es sich die Leute ebenso beschwerlich unter mancherlei Gefahren tief unten in der Steppe, wie obenerwähnt, holen müssen.

Der hochw. Pater Superior unserer Mission wußte Rat und Hilfe. Zuerst berechnete er genau den Nutzen und Vorteil einer Autofahrt zum Salz=See, verband damit zugleich Missionszwecke in der Massaitsteppe, wo sich ein Nomadenhirtenvolk

aufhält; nicht zuletzt verband er damit die Absicht, uns Schwestern, noch Neulinge im afrikanischen Missionsleben, sowie den braven, fleißigen Mädchen eine Freude zu machen. Er nahm auch seine zwei Boys und die Flinte mit.

Wie gerne hätte er auch die Afrikatante, Schwester Engelberta, mitgenommen, aber für eine solche Steppenreise hielt sich dieselbe doch zu schwächlich und, um es leise, ganz leise zu verraten — sie fürchtete sich auch etwas.

Gleich nach dem Morgen-Gottesdienst begann die Fahrt. Wir hatten uns recht innig dem Schutze Gottes und unserem heiligen Schutzengel empfohlen.



Schwesterwohnung in Uru; im Hintergrund der schneebedeckte Kibo.

Das Auto von Uru ist ein großes, schweres Lastauto, und unser Hochw. Vater Superior ist ein gewandter Chauffeur. Der Himmel war bewölkt, so daß keine zu große Hitze zu befürchten war. Wie gut ist doch der liebe Gott. Er gönnte uns offenbar diese Reise, dachten wir getrosteten Herzens.

Zuerst führte der Weg an großen, wohlgepflegten Kaffeepflanzungen vorbei, daran schlossen sich Bananenhaine an; die großen, schlanken Blätter schimmerten wie grüne Seide; die Stauden waren behangen mit großen herrlichen Trauben. Die Bananen bilden eine Hauptnahrung der Wadschaggas. Diese Früchte sind ja auch sehr nahrhaft und wohlschmeckend. Muntere Vögel mit prächtigem afrikanischem goldgelbem Gefieder flatterten lustig vor uns her.

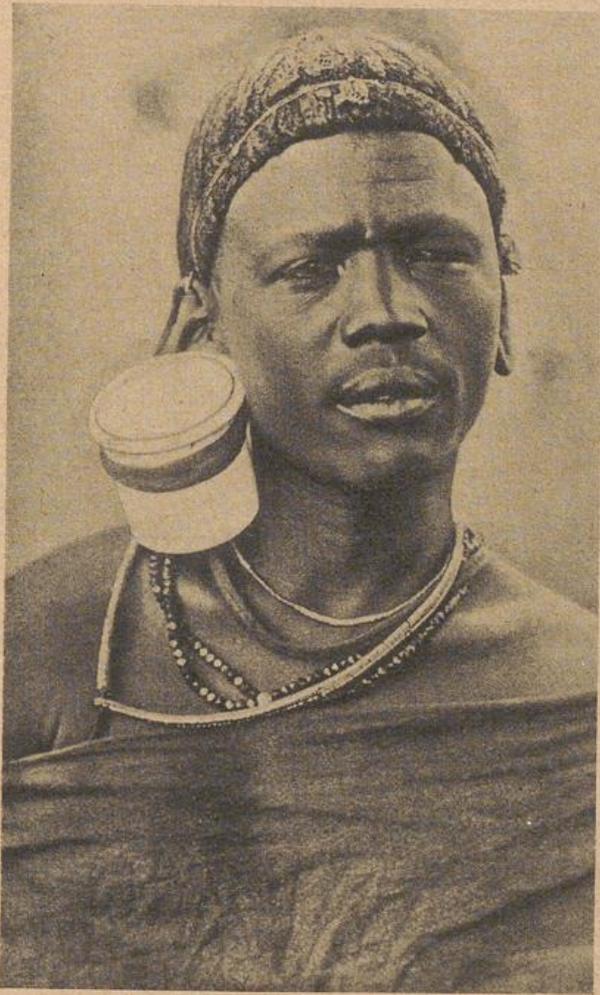
Nach fast einstündiger Fahrt erreichten wir das Städtchen Moshi. Hier wohnen viele Araber, welche Besitzer von kleinen Kaufläden sind. Ein Stückchen hinter Moshi passierten wir den Karanga-Fluß. Rasch eilte das Auto über die sehr hoch gelegene Brücke. Und nun ging es weiter durch die malerisch schöne Landschaft, vorbei an Gebirgen, bis wir über den Rikafu-Fluß fuhren. Hier war eine gefährliche Stelle, denn die Brücke führte über einen gähnenden Abgrund mit einigen sehr scharfen Kurven. Doch unser Führer lenkte das Steuer mit geschickter Hand; und kurz darauf führte unser Weg nochmals über einen Fluß, den wir mittels einer Drahtseilbrücke durchquerten. Lustig war es anzusehen, wie vorn die Brücke hin- und herschaukelte. Nun hatten wir freie Bahn. Das Auto rasselte die Straße entlang, vorbei an einer Sisalpflanzung, von denen es in Afrika viele gibt. Diese Industrie liefert die dicken Seile, Waschleinen, geflochtene Körbe usw. Daran anschließend war eine Kautschukpflanzung. Dieser Handelsartikel ist jedoch infolge des Krieges zum großen Teile eingegangen. Allmählich führte der Weg in die Steppe; doch war auf beiden Seiten des Weges noch ziemlich viel Buschwerk. Auch schöne Schirmbäume waren zu sehen. Ehe das Auto in die eigentliche Steppe einbog, war ganz nahe am Wege ein großer Sumpf. Herrlich war das Schilfgras anzusehen; es war wie in einem schönen Garten, saftig grün, üppig.

Nun kamen wir in die wilde Steppe. Alles war von der glühenden Sonnenhitze verbrannt, denn schon viele Monate hatte es nicht mehr geregnet. Es waren viele aufgeworfene Erdmassen zu sehen, Ameisenhügel, etwa zwei Meter hoch und ebenso breit. Und in dieser Wüste fanden wir auf einmal eine herrliche Blume, dicht am Wege. Es war ein hoher Stengel, und an diesem befanden sich viele blauweiße Blumen, ähnlich wie Lilien. Da sie so schön war, holte uns der Boy zwei Knollen, um sie in unseren Missionsgarten zu verpflanzen.

Auf unserer Fahrt passierten wir drei armselige Dörflein; in dem einen wohnt ein christlicher Häuptling. Auf dem Wege begegnete uns ein alter Mann, ein Massai. Er war mit einem Tierfell bekleidet und trug reichen Schmuck, besonders auf dem Kopfe. Um den Hals hing ein zierliches Büchsen, an beiden Enden kunstvoll mit Perlstickerei versehen. In der Hand trug er den unentbehrlichen Speer.

Nun waren wir in der Massai-steppe, welche von dem Nomadenvolk, dem Massastamme, bewohnt wird. Dieser ist ein kriegerischer Stamm, welcher, reich an Viehherden, in der endlosen Steppe umherzieht und seine Lagerplätze oftmal wechselt. Die Massai sind ein stolzes Volk; aufgewachsen mit den Löwen und andern wilden Tieren sind sie kühn und furchtlos. Ihre Nahrung besteht aus Fleisch und Milch.

Gegen 11 Uhr vormittags erreichten wir nach einigem Suchen und Hin- und Herfragen das Ziel unserer Reise. Wir fanden einen großen Salz-See, an dessen Ufern sich das getrocknete Salz vorfand. Um den See herum und in nächster Nähe desselben sah man viele große Knochen zerstreut herumliegen, wohl solche von wilden Tieren. Viele kleine Hügel waren da, und



Ein Maffai-Neger in seinem Festschmuck

auch mehrere Höhlen der Hyänen. Auf dem See selbst befanden sich sehr schöne, rote und weiße Vögel mit Namen „Marabuu“, ähnlich wie große Störche. Diese gibt es nur im Tanganjika-Gebiet. Die Federn sind noch kostbarer als Straußenfedern.

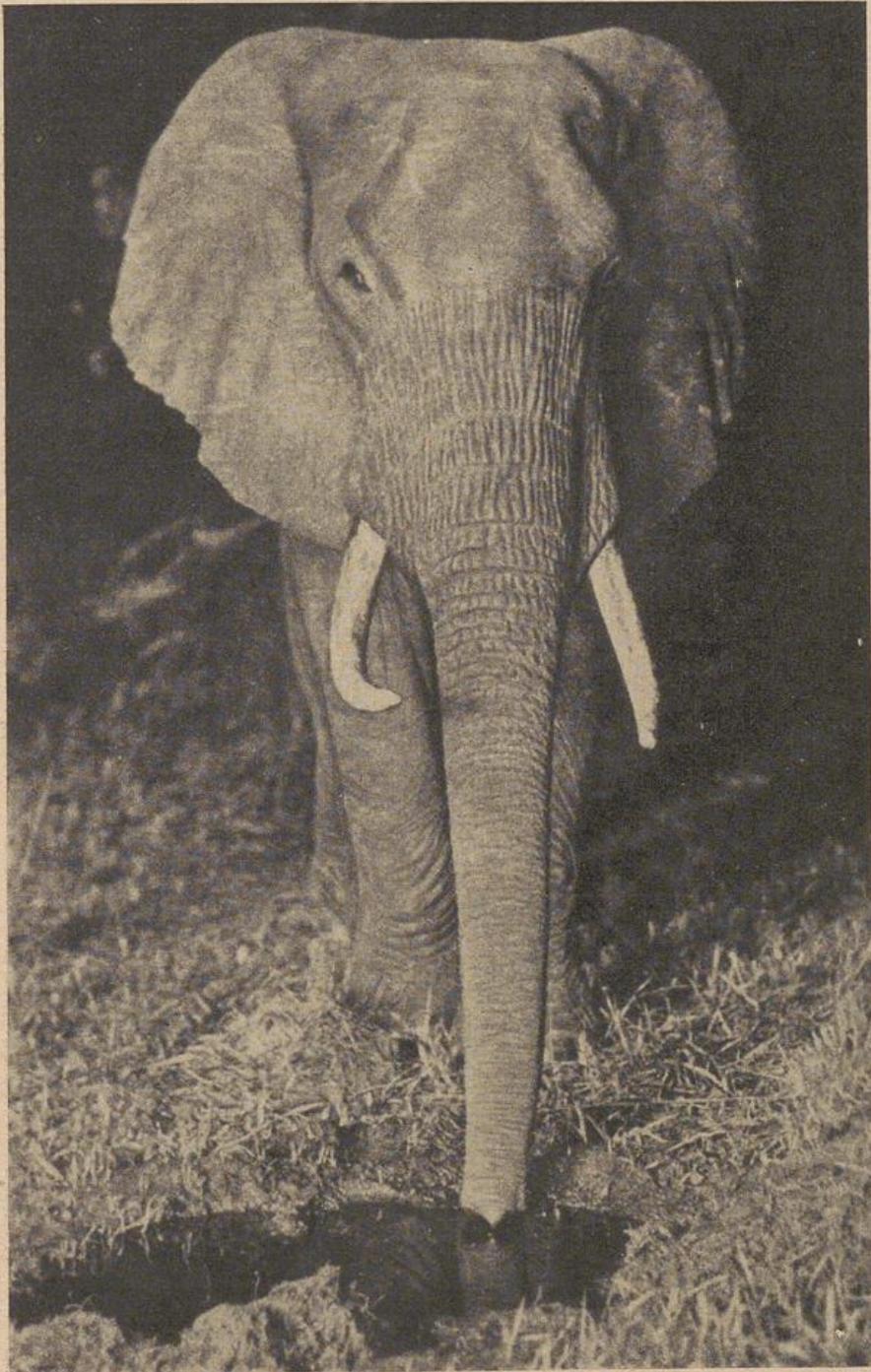
Nun gingen unsere fleißigen Wadschaggamädchen an die Arbeit. Das Salz liegt ganz flach auf dem Boden; es wurde mit einem Hölzchen zusammengescharrt und dann in Säcken

gesammelt. Um 2 Uhr war die Arbeit beendet. Die Säcke wurden auf dem Auto verladen, und wir traten frohgemut die Heimreise an.

Wir nahmen denselben Weg wie zuvor wieder auf, da dieser für afrikanische Verhältnisse sehr gut war. Ruhig fuhr das Auto voran, und wir waren alle so froh, daß uns der liebe Gott eine so reiche Ernte an Salz gegeben hatte und bis dahin alles so ganz ohne Zwischenfall verlief. Doch als wir etwa eine Stunde wieder gefahren waren, sagten auf einmal unsere Kinder — die Eingeborenen haben sehr scharfe Augen — daß sie hinter einem Hügel etwas gesehen hätten. Unser Hochw. Pater lenkte daher das Auto langsam bis zur angegebenen Stelle wieder zurück und ließ es stille stehen. Und wir alle schauten nach der bezeichneten Richtung hin. O, was sahen wir da! Da stand seitlich bei einem Erdhaufen von ungefähr zwei Meter Höhe ein mächtiger Löwe, der König der Wildnis und schaute uns an, ganz nahe beim Auto, etwa 12 Meter entfernt. Aber auch wir schauten ihn an! Nach kurzem gegenseitigem Bewundern und Anstaunen setzte sich das Auto in Bewegung und rasselte davon. Es kommt selten vor, daß man am hellen Tag einen Löwen zu Gesicht bekommt, und obige Begebenheit ereignete sich am Nachmittag um 3 Uhr. Ja, es kann jemand 20 Jahre lang in Afrika sein, ohne daß er einen Löwen sieht.

Unser Auto nahm bald darauf die Richtung nach Aruscha ein. über den Weg flatterte eine Schar Perlhühner; flugs stand der Wagen still; „Das Gewehr über“, und unser Hochw. Pater, begleitet von seinen beiden Boys, schlich der Herde nach. Sie hatten Waidmannsglück. Der Boy brachte das erlegte Wild zum Auto. Auf der Suche nach Perlhühnern hatten unsere geübten Jäger noch etwas Schönes erblickt, und zwar eine friedlich nach Nahrung suchende Herde Zebras. Da wir zwei Schwestern, Schwester Agnesia und ich, mit den Mädchen beim Auto am Wege geblieben waren, so kam ein Boy und sagte, daß wir kommen möchten, um die Zebras zu sehen. Eiligst machten wir uns auf den Weg und sahen in einiger Entfernung die schönen Tiere. Es bot sich uns ein lieblicher Anblick; hohe schlanke Bäume, ziemlich viel Lichtung, dunkle Grasflächen, dazwischen etwa 10 Zebras, die sich immer weiter entfernten; alles beleuchtet von der zur Neige gehenden Sonne. Man glaubte, sich in einem europäischen Park zu befinden. Eine geheimnisvolle Stille, tiefer Friede umgab uns hier in der Wildnis. Wahrscheinlich hatte der Löwe, den wir kurz vorher getroffen hatten, die Zebras gewittert und befand sich auf der Lauer nach Futter.

Die Zebras sind nicht so furchtsam. Das Fleisch dieser Tiere soll sehr wohlschmeckend sein. Die Eingeborenen essen es gerne, doch jagen sie nicht leicht auf solche Tiere aus Furcht vor dem Löwen.



Elefant

Die Zeit verging uns zu schnell, und wir mußten nun wieder an den Heimweg denken. Glücklicherweise erreichten wir Moshi; inzwischen wurde es dunkel, doch der Weg von Moshi bis Uru ist ja wohlbekannt. Eifrig spähte der Boy, auf dem Dach des Autos sitzend, mit dem großen elektrischen Licht die Umrisse des Weges ab, um etwa noch ein Wild erlegen zu können, denn unsere Kinder brauchen ab und zu ein Stückchen Fleisch.

Es war schön: der Sternenhimmel und auch die kleinen Feuer, die uns entgegenleuchteten aus den zerstreut liegenden Hütten der Eingeborenen. Um 1/28 Uhr erreichten wir unsere Mission, freudig begrüßt unter lautem Zurufen unserer Kinder.

Der liebe Gott ist gut. Er beschützt die, welche auf ihn vertrauen! Das hatten wir so recht am heutigen Tage erfahren. Er gab uns eine reiche Salzernte; Er war bei uns bei der Begegnung mit dem Wüstenkönig; Er zeigte uns die liebliche Herde Zebras; wir sahen viele Naturschönheiten; auch erfuhren wir barmherzige Nächstenliebe, denn ein Herr aus England gab uns Dürstenden unentgeltlich einen erfrischenden Trank.

Preiset den Herrn, all ihr Werke des Herrn;
Preiset, ihr Berge und Hügel, den Herrn,
Preiset, ihr Flüsse, den Herrn,
Preiset, ihr Blumen und Vögel, den Herrn,
Preiset, ihr wilden alle und zahmen Tiere, den Herrn;
Ihr Menschenkinder, preiset den Herrn!

3

Ein jugendlicher Bekenner des Glaubens

Bei einem der in Rom anwesenden Bischöfe aus den Missionen sah man immer einen Knaben von ungefähr 15 Jahren. Dieser Knabe hat seine Geschichte, es ist die Geschichte eines Bekenner. Wer ihn so fröhlich lächeln, mit kindlicher Neugierde die Herrlichkeiten Roms in Augenschein nehmen sah, der ahnte nicht, was dieses Kind schon gelitten; wer aber bemerkte, mit welcher rührender Anhänglichkeit er zu seinem Bischof hinauf sah, wie er auf Schritt und Tritt diesem nachging, der mochte ahnen, daß zwischen diesem Bischofe und diesem Knaben eine besondere Beziehung stattfinden mußte. Er ist sein Sohn in der edelsten Bedeutung des Wortes, sein geistlicher, in Christo von ihm gewonnener Sohn. Von einer fürstlichen Familie stammt der Knabe, und er hat Vater und Mutter und seine ganze Erdenherrlichkeit aufgegeben, um seinem Hirten und Lehrer, um seinem königlichen Herrn Jesus Christus zu folgen.

Der Knabe hatte von Christus gehört, und er ist ein Christ geworden. Sein Vater hat ihm widersprochen, und der Knabe hat sich dahin entschieden, daß man Gott mehr gehorchen müsse. Der Vater hat geschmeichelt, aber der Sohn ist fest geblieben. Der Vater hat gedroht, aber der Knabe hat nicht gezittert. Und nun ist über den Vater die Wut gekommen. Er ließ seinen Sohn binden und entkleiden und mit bloßen Füßen auf ein glühendes Eisen stellen. Die Füße haben geschmerzt, das Herz ist erzittert, die Natur hat aufgeschrien, aber, der bei den drei Knaben im Feuerofen war und sie kühlte, daß ihr wunderbarer Lobgesang ertönte, hat auch das Kind stark gemacht, und ungebeugt ist die christliche Seele aus der Marter hervorgegangen. Aus dem Hause gewiesen, hat der Knabe in der Wohnung seines Bischofs Aufnahme und Pflege gefunden, ent-erbt vom natürlichen Vater, wurde er ein Kind des Bischofs. Und diesem folgt er unzertrennlich, und jetzt wandelt er auf den Gräbern der heiligen Knaben, die vor Jahrhunderten schon seine Geschichte durchlebt und die Palme der Überwinder über seinem lieben Haupte halten.

3

Bei der Königin im Lilienkleide Schw. M. Engelberta

Ave, Immakulata! Ihr ist ja die große, mit dem Segen Gottes betaute Mission Kilema geweiht. „Ave, Immakulata! Sei begrüßt, Du unbefleckt Empfangene!“ Dieser Gruß steigt immer wieder aus dem Herzen, zu der lebensgroßen weißen Statue und von dort zum Himmelsdome empor, wenn man in die schlichte, aber stimmungsvolle Kirche von Kilema eintritt.

Keiner, lautrer Edelstein,
 Weißer Lilie Silberschein,
 Auserwählte, Fleckenlose,
 Schön erblühte Geistesrose;
 Demutsvolle, Magd des Herrn,
 Sei begrüßt, du Morgenstern!
 Sei mir ewig froh begrüßt,
 Die vom Tau der Gnade fließt;
 Mein Frohlocken, meine Wonne,
 Meines Pilgerlebens Sonne,
 Demutsvolle, Magd des Herrn,
 Sei begrüßt, du Morgenstern!

(C. Michelis.)

Die Königin des Himmels hat sich wirklich einen prächtigen Thron auserwählt zu Füßen des mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandjaro.

Die Mission Kilema darf sich einer herrlichen Lage rühmen. Die wildromantische Natur Ost-Afrikas hat wie eine unvergleichliche Künstlerin, hier eines ihrer Meisterwerke geschaffen. Bezaubernd schön ist der Blick auf den gewaltigen Gletscher, besonders wenn ihn das strahlende Sonnenlicht mit silberner Flut überschüttet. Darunter breiten sich saftige grüne Matten aus, wo sich Scharen von Elefanten tummeln. Weiter unten sieht man in der Ferne die üppige Vegetation: Urwälder, Palmen, Bananenhaine und die schönen, großen Kaffeepflanzungen. Auf dieser imposanten Höhe steht die Mission Kilema, deren silberblinkende Wellblechdächer durch das dunkle Blättergrün leuchten. Etwa dreiviertel Stunden vor Kilema liegt das Seminar, dessen Schüler durch ihre tadellose Ausführung zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Etwas abseits davon steht ein winziges Häuschen, idyllisch versteckt unter Cypressenbäumchen und Blumenbeeten, das Heim unserer Schwestern Eudocia und Berendina, welche mütterlich und schwesterlich für die häuslichen Arbeiten im Seminar sorgen.

Jetzt beginnt das Auto immer höher und höher zu steigen; es hustet und püfct förmlich und dreht sich in Schlangendrehungen, an Schluchten und Flützchen vorbei, bis es endlich nicht ohne Gefahr, oben am Berge in Kilema angekommen ist.

Wir atmen gesunde, würzige Höhenluft wie in den Alpen; Höhenblicke in Gottes freier Natur; ganz nahe vor uns der Kibo, der weiße Königsberg, neben ihm der felsige Mawenzi. Mit scharfen Linien zeichnet sich seine zackige Krone auf die blaue Himmelswand. Blaugraue Wolkenbänke lassen ihre Schatten auf der blendendweißen Schneehaube des Kibo dahinwandern. Adler und Geier ziehen über Gletscher und Wolkenhöhen majestätisch ihre Kreise im sonnigen Äthermeer. Das ist der Hintergrund des entzückenden Naturpanoramas in Kilema.

Hier steht das Heiligtum der Jungfrau ohne Makel, in dieser herrlichen Gottesnatur, die Königin im Lilienkleide von unaussprechlicher Reinheit und Anmut. Marias schönste Erdenheimat, sagt man, ist in Lourdes; — hier in Kilema ist das ostafrikanische Lourdes. Sprudelt hier auch keine sichtbare Gnadenquelle, wie im echten Lourdes in Frankreich, so haben sich doch hier unter ihrem Schutz und Schirm durch ihre Fürsprache, Wunder der Bekehrung des einst so harten Wadschagga-volkes zugetragen. Nahezu 7000 Christen zählt die Mission Kilema, und wieder sind zirka 1000 neue Katechumenen eingetragen, und es nähern sich immer mehr und mehr Heiden ihrem Heiligtume.

Schon von außen bietet diese große, hohe Kirche einen imposanten Anblick. Sie entstand unter den größten Schwierigkeiten und wurde vom hochw. Herrn Bischof Munsch und dem hochw. Herrn Superior Gommenginger, dem Gründer von Kilema, und dem altehrw. Bruder Cere erbaut.

Lasset uns nun eintreten in das für eine afrikanische Wildnis wirklich schöne Gotteshaus; zwei Reihen schlanke Säulen rund, zart hellgrau getönt, bieten schon einen imposanten Anblick. Die Altäre, sinnig gezeichnet und fein geschnitzt vom Bruder Cere, teils auch schon von den eingeborenen Jünglingen und Männern, welche vom Bruder in diesen Arbeiten herangebildet wurden, sind wirklich für Missionsverhältnisse geradezu prachtvoll. In den letzten Jahren wurde die Kirche von innen und außen wieder frisch renoviert. Das Presbyterium wurde von Schwesternhänden ausgemalt, und die Altäre neu vergoldet. Ein großer Kreuzweg, nach dem berühmten Künstler Fugel kopiert, wurde ebenfalls von Schwestern gezeichnet und gemalt; Bruder Cere machte die passenden Rahmen dazu. Die großen, teils von edlen Wohltätern, teils vom eifrigen Christenvolk gestifteten Statuen der heiligen Anna, der kleinen heiligen Theresia und des heiligen Aloysius, tragen nicht wenig dazu bei, daß das Gotteshaus zur Andacht stimmt.

Schwester Gratiana, die Sakristanin, hat einige schneeweiße Calas und blutrote Rosen auf den Altar gestellt und das Heiligtum sinnig geschmückt.

Nun schweift mein Blick sehnsüchtig zur Königin im Lilienkleide hinan. Es will Abend werden. Rings herum herrscht heilige Stille. Feierliche Stimmung senkt sich auf die wenigen einzelnen Beter herab; man kann es ihnen ansehen, sogar dem kleinen schwarzen Mägdlein, das so allein, mit schön gefalteten Händen betet, und den eingeborenen Jungfrauen, die jetzt ihr „Ave“ zu beten beginnen.

Nun bin ich da und bin bei dir,
Bin hochbeglückt, daß ich dich finde;
Ach, ja, am Mutterherzen nur
Wird's wieder wohl dem müden Kinde.

Wie stimmt hier alles zum Gebet!
Das Herz fühlt mächtig sich gehoben,
Und frei von ird'scher Fesselkraft
Eilt leichten Fluges es nach oben.

Und eilt zu dir, zu deinem Throne,
Mit seinen Freuden, seinen Schmerzen,
Es ist ja alles, alles gut,
Wenn's Kind nur ruht am Mutterherzen!

Nun bin ich nach langer Zeit wieder in Kilema, bin recht liebenswürdig und freundlich empfangen worden von allen unseren Mitschweftern; wir sind jetzt die heilige Zahl „sieben“, und ich finde es wirklich recht schön hier und muß mich nur

wundern und staunen, wie sich alles in Kilema vergrößert und verbessert hat. Die Gebäulichkeiten sind im Baue vorangeschritten, aber leider noch immer nicht fertig wegen Mangel an Geld, um Zement, Balken, Blech usw. kaufen zu können. Traurig steht der greise Baumeister, unser unermüdlicher Bruder Cere, vor dem neuen, fast ganz fertigen Schulhaus; es fehlen nur noch im Innern die Fußböden, im obern Stock Fenster und Türen. Wie sehnt er sich nach dieser Vollendung; aber es stockt immer wieder. Ebenso geht es mit dem schon lange, lange angefangenen Krankenhausbau. Und doch mußte ich mich wundern, daß er durch die Hilfe des Volkes schon etwas fortgeschritten ist. Noch einmal ungefähr 1000 Shillings, meinte Bruder Cere traurig, und er könnte alles in allem gut fertig machen lassen; dann wäre Kilema ausgebaut.

Ich habe den lieben Lesern der „roten Caritasblüten“ schon manches erzählt, aber noch niemals gebettelt und hoffe, daß mir die geehrten Leser für dieses Mal nicht zürnen werden, — sondern, wenn es möglich ist, uns helfend mit einem Scherflein beistehen, diese so nahe vor der Vollendung stehenden notwendigsten Gebäulichkeiten fertig machen zu können.

Das walte Gott! Diese wahrhaft eifrigen Tausende von Christen, die vielen Hunderte von Schulkindern, die immer mehr und mehr zunehmen an Erkenntnis im christlichen Glauben, die seeleneifrigen Missionare, Brüder und Schwestern, wollen es mit aufrichtigem Dankgebete den guten Wohltätern vergelten. Jeden dritten Sonntag füllt sich dreimal das große Gotteshaus, und es wird vor dem heiligsten Sakramente herzlich gebetet; eine Anekkette reiht sich an die andere für unsere lieben Wohltäter; möge sie sich immer weiter schlingen und alle mit der Königin im Lilienkleide verbinden!

Mögen wir alle immer mehr zunehmen an Tugenden, besonders in heiliger Liebe und Hilfsbereitschaft, dann werden wir immer inniger mit ihr verbunden.

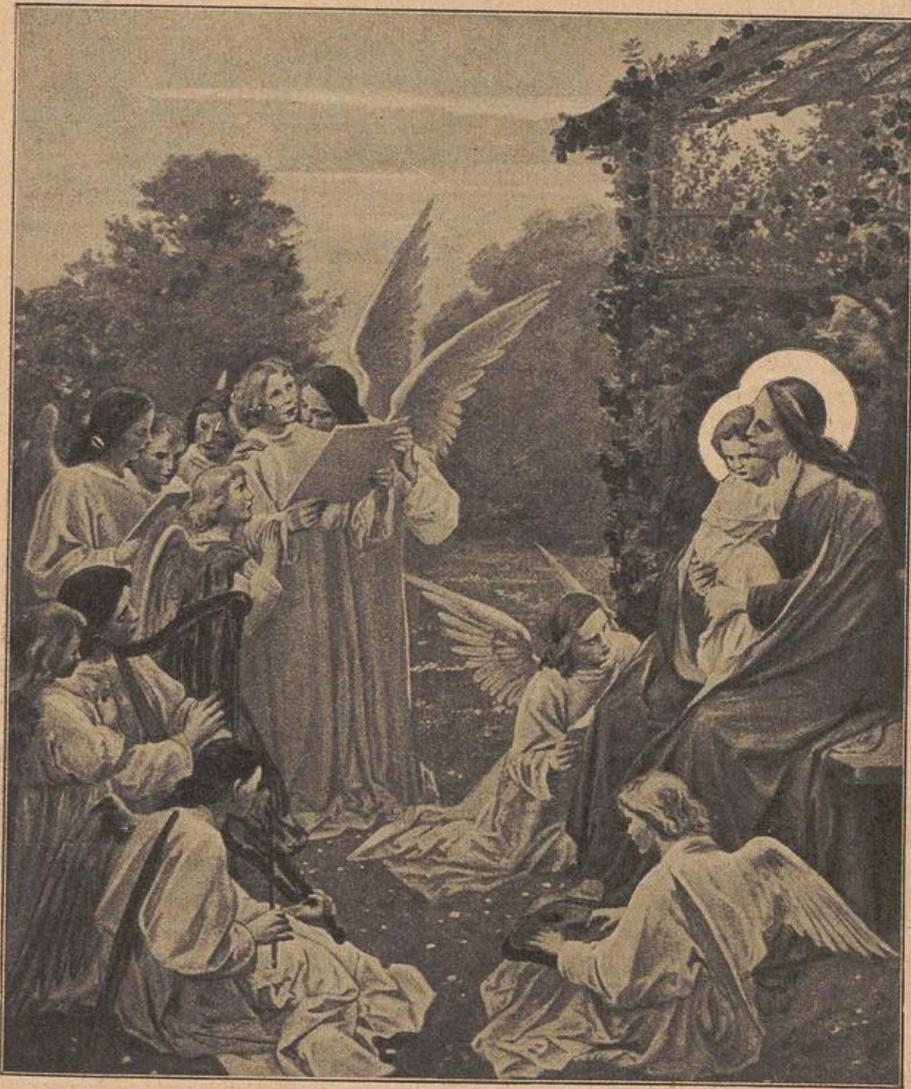
Sei aller Menschen süße Mutter,
Sei aller Herzen Königin,
Und zieh mit goldnen Liebesbanden
Die Welt zu deinen Füßen hin!“

Gebetserhörung

Dem seligen Bruder Konrad Dank für die Heilung eines Fußleidens.

Dank dem heiligen Judas Thaddäus und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu für glückliche Wiedergenesung meiner Schwägerin. M. Sch.

Dank der kleinen heiligen Theresia, dem heiligen Wendelin und den armen Seelen für wunderbare Hilfe in einem Unglück beim Vieh.
Missionsschwester vom kostbaren Blut.



Im Maien

Im Maien, da weihen die Blumen der Au
 Allsündlich sich kindlich der himmlischen Frau;
 Sie blühen und glühen und sprühen – es weht
 So süß in die Lüfte der Düste Gebet.

Im Maien da reihen sich Vöglein zum Chor:
 Da singt es, da klingt es und bringt es empor
 So frohlich, so selig aus glücklicher Brust,
 In kindlichem Triebe, voll Liebe, voll Lust.

Im Maien, da weihen, da reihen zum Kranz
 Wie blühende Rosen mit glühendem Glanz;
 Maria, die singen wir, bringen wir Grüß',
 Wir beten so innig, so minnig und süß.

Nach der Abreise unserer würdigen Mutter nach Europa wurde Schwester Rosalinde krank, und da wir Ferien bekamen, schickte uns der hochw. Pater Superior zur Erholung nach Maskat. Ich muß gestehen, daß es mir schwer fiel, denn ich fühlte mich gesund und hätte gerne der Schwester Oberin in den Ferien geholfen.

Aber bald sollte ich sehen, warum der liebe Gott uns nach Maskat rief. In der ersten Woche machten wir Exerzitien. Diese heilige Ruhe dort oben, wie wohl tat sie der Seele! In der zweiten Woche durften wir die Kirche und Altäre putzen.

Wie arm ist doch der liebe Heiland, wo keine Hände sind, die sein Heiligtum betreuen. Der arme Missionar ist ganz allein oben und muß für die große Mission und den Unterhalt sorgen. Ich weiß nicht, wie er das fertig bringt. Dann suchten wir alle Kirchenwäsche zusammen, und haben die Boys Waschen und Bügeln gelernt. „O,“ sagten die Kinder immer wieder, „ja, so werden wir's jetzt machen.“

Am Feste Mariä Himmelfahrt prangte die Kirche im Festschmuck. Alles blitzte schön sauber, und alle freuten sich mit uns. Der Wald hatte die herrlichsten Blumen geliefert. Die Frauen und Mädchen wollten uns nicht mehr fortlassen.

Es war ein eigenartiger Anblick am Sonntag. Nach der heiligen Messe versammelten sich die Männer beim Herrenhaus und die Frauen beim vorgesehenen Schwesternhäuschen. Ich fragte: „Warum denn das?“ Sie antworteten: „Wir sind Waisen, wir haben keine Mamas. Ihr Häuschen ist leer.“

Maskat liegt hoch in den Bergen und doch in einem Talkessel auf einem Hügel. Der ganze Hügel ist eine herrliche Kaffeepflanzung. Die Luft ist so rein und so klar wie in Europa in den Gebirgen. Fieber und Moskiten gibt es dort nicht und ist doch nur 8 Stunden von Mhonda entfernt. Es gibt Milch, Käse, Butter und Trauben wie daheim. Schade, daß dort keine Schwestern sind; es wäre eine herrliche Erholungsstation für kranke Schwestern.

Als wir wieder nach Hause kamen, kannte Schwester Oberin mich bald nicht wieder, so gesunde Wangen hatte ich bekommen. Aber sie hielten nicht an; in 14 Tagen hatte die Sonne sie schon wieder gebleicht.

Im Oktober kam plötzlich meine Versetzung nach Mgeta. Einen Kampf gab es wohl im Herzen, mein so liebes Mhonda und die liebgewonnenen Kleinen zu verlassen. Doch er währte nicht lange; das herrliche Wort „Gehorsam“ stand vor meiner Seele. Bis jetzt war mir der Gehorsam leicht gewesen und hatte kaum ein Opferchen gefordert. Jetzt aber durfte ich es

dem lieben Heiland zeigen. Die Kinder standen laut weinend um das Auto; ich machte mein Herz zum Stein und schaute nicht mehr zurück. Ich war ruhig in dem Gedanken „Gehorsam“. Bald war Mgeta erreicht. Ich gewöhnte mich rasch ein und gewann mir schon in den ersten Wochen die Herzen der Kinder und Kranken. Meine Arbeit hier ist: die Schulen, die Kranken und die Kirche, bis wir eine dritte Schwester bekommen. Hier gibt es viel Arbeit, und ich weiß nicht, wie Schwester Oberin mit den Boys alles fertig bringt. Wir haben hier richtige Missionsarbeit. Tag für Tag kommen mehr Kranke, und ich hätte bald den ganzen Tag notwendig, wollte ich mich ihnen widmen, wie es ihr Zustand eigentlich verlangte.

Dazu übergab mir der hochw. Pater Superior die Aufsicht über die Außenschulen. Es sind 32 mit 52 Katecheten und an 3000 Schulkinder. Ich soll nicht hinausgehen, sondern Katechet um Katechet mit seinen Kindern kommen lassen. War das eine Freude. So viele schwarze Kinder wie in diesen Tagen habe ich noch nie gesehen. Es waren meistens noch Katechumenen von heidnischen Eltern. Da entstand ein heiliger Wettstreit, wer den Katechismus am besten konnte. Ich wollte meine neuen Kinder kennenlernen und ahnte nicht, daß deren so viele waren. O, eine Schwester hätte nur Arbeit mit den Außenschulen und Kranken.

Welch herrliche Missionsarbeiten müssen hier ungeschehen liegen bleiben, weil es an Kräften gebricht!

Weihnachten war unsere Kirche zweimal gedrängt voll, und hatten an einem Tage 1850 Christen die heilige Kommunion empfangen. Wir waren in vollem Eifer, da versagten meine Kräfte. Eines Abends befiel mich ein böser Husten mit Erstickungsanfällen. Kaum war das überstanden, da kam ein schleichendes Fieber, das mich einige Wochen ans Bett fesselte. Doch Gott sei Dank, Schwester Oberin, die mich während all dieser Wochen mit unermüdlicher Liebe pflegte, wußte auch wieder Rat.

Freue mich sehr auf unser neues Schwesterchen; werde ihr bald die Sprache beigebracht haben, und dann schaffen wir freudig mit der Schwester Oberin zusammen, dem Himmel zur Freude und der Hölle zum Troste.

✻

Maria, die Zuflucht der Sünder

Der große Diener Marias, der hl. Franz Regis, wurde an das Sterbebett eines ergrauten Sünders gerufen, der nichts von einer Vorbereitung auf den Tod wissen wollte. Alle Ermahnungen waren fruchtlos, alle Drohungen vergebens, alles Zureden umsonst. Immer näher rückte der Tod, keine menschliche Hilfe konnte ihn mehr retten; er fühlte es, daß sein Lebens-

ende gekommen sei. Dessen ungeachtet wies er jeden geistlichen Trost zurück. —

Da kam der Heilige an sein Sterbebett, zog ein Bild der Mutter Gottes aus seinem Brevier und zeigte es ihm mit den Worten: „Maria liebt Dich doch!“

„Wie,“ rief der Sünder, wie aus einem Traum erwachend und unverwandt das Bild anschauend, „dann kennt sie mich nicht!“

„Sie liebt Dich doch!“, erwiderte ruhig der Priester. —

„Dann weiß sie nicht, daß ich meinen Glauben verleugnet und meine Religion verachtet habe.“

„Sie weiß es!“, sagte der Diener Gottes. —

„Daß ich ihren Sohn verhöhnste und sein Blut mit Füßen getreten habe!“ — „Sie weiß es!“ — „Daß unschuldiges Blut diese Hände gerötet.“ — „Sie weiß es!“

„Sprichst Du die Wahrheit, Priester?“

„Ja, eher werden Himmel und Erde vergehen, als eines der Worte Gottes! Und siehe, dieser Gott hat einst gesagt und sagt es heute noch zu Dir: „Sohn, siehe Deine Mutter!“ —

„Eine Mutter, die mich liebt?“, flüsterte der Sünder; „meine Mutter, meine!“ — und die hellen Tränen traten aus seinen Augen. Es waren Tränen der bittersten Reue. Und er bekannte mit dem aufrichtigsten Seelenschmerze alle Sünden seines Lebens im heiligen Bußgerichte, um bald darauf den Gott der ewigen Liebe selbst zu empfangen, der einige Tage später seine Seele wegnahm von der Erde, nachdem sie Zeuge gewesen von der wunderbaren Anziehungskraft Marias.

K

Heiteres

Guter Rat. — Der Bischof wird kommen! Und darum hat die Schwester gesagt, daß die kleinen Bräutchen alle einen Blumenstrauß mitbringen sollten.

Mariechens Mutter hatte keine Blumen, wohl einen Zweig mit feinen Kirschen, und die bekam Mariechen mit. Der Bischof sah den schönen Zweig, ging auf die Kleine zu und sagte:

„Wie schöne Kirschen, darf ich die haben?“

„Ja“, nickte Mariechen stumm, „aber“, sagte sie, als die erste Verlegenheit vorüber war, „aber die Steinchen ausspeien, sonst kriegst Du Leibschmerzen.“

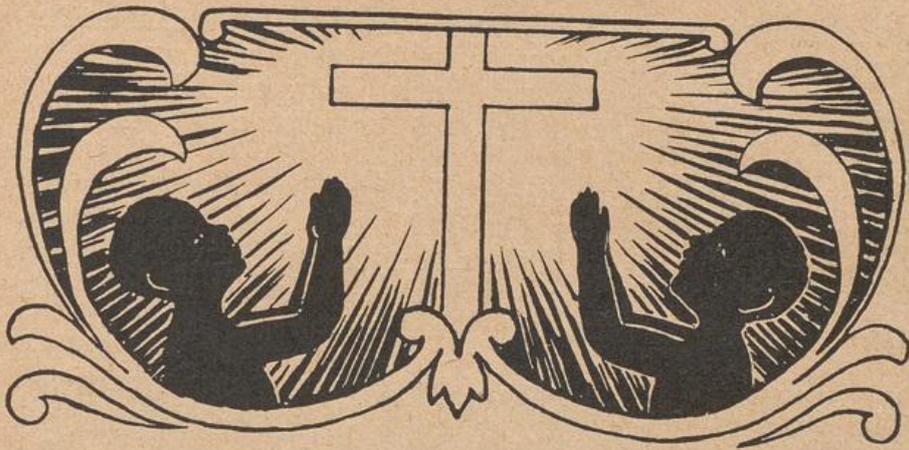
*

Großherzig. — Der alte Levi wurde begraben, und seine Söhne hatten ihm nach israelitischem Brauch Geld mit in die Kiste gegeben.

„Ich habe Vater ein Briefchen von tausend gegeben“, prunkte der älteste Sohn.

„Ah, ich habe dasselbe getan“, prahlte der zweite.

„Und ich“, sagte der Jüngste, „habe bei Vater in die Kiste einen Wechsel von dreitausend auf meine Bank gelegt, zu bezahlen an Überbringer; meine Bank steht fest. Die zwei anderen Briefchen habe ich darum herausgeholt.“



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante Engelfrieda

S heute will ich euch aus unserm gemütlichen afrikanischen Plaudereckchen etwas erzählen: Die arme, krumme, verwachsene Lidwina in Süd-Afrika war wirklich eine Passionsblume. Dieses Mägdlein war klein und unansehnlich von Gestalt, hatte aber eine schöne Seele und besuchte täglich hoch oben am Berge Engelosini, wo das liebe Kirchlein zur Königin der Engel steht, die Tageschule. Schwester Domitilla war ihre Lehrerin und Erzieherin, und Schwester Roswitha hatte die Täuflinge unterrichtet und dem armen krüppelhaften Mädchen bei der heiligen Taufe den schönen Namen „Lidwina“ besorgt. Ihr hättet sehen müssen, wie sehr dieses arme Mädchen nach der heiligen Taufe verlangte.

Als nun endlich dieser große Gnadentag kam, war Lidwina ganz in Andacht versunken, als wüßte sie von der Welt gar nichts mehr. Welche Mühen und Beschwerden mußte das arme Wesen auf sich nehmen, um die Gnade und das Himmelsglück der heiligen Taufe zu erlangen. Einige Male in der Woche kam sie vom Hlabene-Berge herunter nach Centecow.

Lidwina war schon 15 Jahre alt, aber sehr schwach und immer kränklich. Die verhältnismäßig kleinen Füße waren krumm und verwachsen und vermochten den Körper kaum zu tragen. Schon sehr frühe machte sie sich daher immer auf den Weg, denn sie mußte sich ja oft niedersetzen und eine Weile ausruhen. Stellenweise kam sie fast kriechend den Berg herunter. Ihr Eifer war so groß, daß sie alle Ermüdung für nichts erachtete und immer pünktlich mit den andern Täuflingen zur Stelle war. Ich meine aber auch, daß keines von den Kindern so glücklich war wie Lidwina, unsere Passionsblume. Nach

ihrer Taufe schlang sie sich immer mehr um den Stamm des Kreuzes. Keines der Kinder konnte schöner, inniger und besser beten wie Lidwina; unbewegt kniete sie in der Kirche, gleich einer Statue. Sie war heiter und zufrieden und freute sich, bleiben zu dürfen.

Nur einmal empfand sie es sehr hart, daß sie nicht gesund und wohlgestaltet sei, als nämlich die erste eingeborene Schwestern-Genossenschaft der Töchter des heiligen Franz von Assisi gegründet wurde. Aus ganzem Herzen und vollster Seele hätte sich Lidwina auch gerne dem Ordensstande geweiht und wäre



gerne ins arme, kleine Klosterlein „Assisi“ am Meeresstrande eingetreten, aber weil dazu die nötige Gesundheit und gerade Glieder erforderlich sind, konnte sie das Ziel nicht erreichen. —

Ihr braucht nun keine solche Passionsblume zu sein, aber ihr könnt „Maiglöckchen“ sein und bleiben; Maiglöckchen, die das Ave Maria läuten und die liebe Himmelsmutter recht verehren. O, wie wird sich die holde Maienkönigin freuen, wenn ihr täglich ein schönes Muttergottesliedchen singt und als Maiglöckchen auch andere zum Beten einladet. Die hellen Kinderstimmen dringen an das Ohr der lieben himmlischen Mutter, und die Englein im Himmel werden sich mit Euch vereinigen.

Ich bring ein Sträußchen fein
Zum Bild der Mutter lind:
Es will dein erstes sein;
Ich sei dein liebstes Kind!

Eine interessante Gewissensforschung

Jesulein, schließ mal die Augen! Immer schaust Du zu mir her.
Heute ist mir das Gewissen wieder einmal furchtbar schwer;
Habe alle Wurst gegessen, die noch auf der Schüssel lag,
Und der alten Trude sagt ich, daß ich sie nicht leiden mag;
Daß sie einen Buckel habe, dabei alt und häßlich sei;
Lisel habe ich geschlagen und — halt sonst so allerlei
Habe heute ich verbrochen. — Jesulein, zürnst Du mir nun?
Komm, sei gut! Ich will auch nimmer wieder so was Böses tun.
Lisel werde ich Bon — bons geben, und nicht schlagen will ich mehr;
Und die Wurst — nun, die kann freilich ich nicht geben wieder her;
Aber Trudel werd ich sagen, — gleich will ich noch zu ihr gehn —
„Trudel, Du bist wunderschön!“ So, nun hab ich's von der Leber,
Mir ist's wieder pudelleicht. Aber brav sein muß ich morgen,
Will mal seh'n, — es glückt vielleicht. M. G.



Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Brunsappel Mk. 63; — Dortmund Mk. 21, Joseph-Maria-Antonius; — Bewelsburg Mk. 21, Theresia vom Kinde Jesu; — Dülken Mk. 21, Kunigunde; — Solingen Mk. 21, Joseph; — Abes Mk. 21, Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für Erhörung in einem Anliegen; — Starnberg Mk. 50, Joseph und Klara.

Im Mutterhaus Heilig-Blut gingen ein: Mk. 21, Theresia; — Mk. 22, Paula; — Mk. 21, Margareta; — Mk. 21, Vitalis.

Für die Mission: Höntrop Mk. 2,50; Brunsappel Mk. 27; Heidelberg Mk. 3,50; Abes Mk. 3.

Für einen Regenerstkommunikanten: Massenbachhausen Mk. 3.

Für die Ausfähigen in Uru gesammelt von Schulkindern in Hindenburg-Zaborze Mk. 18.

Almosen: Huckingen Mk. 2,50; Münster Mk. 2,50; R.-Worringen Mk. 2,50; Markelsheim Mk. 2,50; Werden Mk. 2,50; Ried-Fronhofen Mk. 2,50; Essen in einem Gebetsanliegen Mk. 4,50.

Für die Missionsschule: Zur Ausbildung armer Missionsschülerinnen Imgenbroich Mk. 12,50; Horrem Mk. 7,50; Stadtlauringen Mk. 5.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt es Gott!

Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! so schließt dreimal täglich unser Gebet für dieselben.

Einen besondern Dank all jenen, die ein Scherflein für die Missionsschule gaben. Von unseren Schülerinnen wird erwartet, daß sie, wenn sie glücklich ihr Ziel erreicht haben und als Lehrerin in der Mission tätig sein dürfen, gewiß auch ihre Schüler und Schülerinnen anlernen, gern und oft für ihre lieben Wohltäter zu beten.

Gute Bücher

Die glückliche Ehe. Von Dr. F. E. May. 196 Seiten. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn. Geb. Mk. 5,50.

Mit Freuden muß diese katholische Tat begrüßt werden, die mit aller Offenheit den Eheirrnissen unserer Zeit nachgeht, die Eheirrungeu derselben aufzeigt und aus katholischer Lebensfreude und katholischem Lebensreichtum heraus praktische Winke und Wege zur „Glücklichen Ehe“ weist. Dr. May hat uns wirklich ein „modernes Ehebuch“ geschenkt. So manche Kapitelüberschrift allein zeigt das zur Genüge: „Das Problem der Sexualität.“ „Die liebesgetragene Ehe.“ „Mehr Ehediplomatie.“ „Auf der Eheberatungsstelle.“ „Girls oder Mütter?“ Reiche Literatur ist verarbeitet. Van de Velde freilich müßte ausführlicher und entschiedener als mit dem kurzen Vorwurf der „Einseitigkeit“ entgegengetreten werden. So flott und begeistert auch die Sprache ist, so dürfte in einer Neuauflage im Interesse des einheitlichen Flusses der Darstellung manche Verbesserung einsetzen. Namentlich müßte der allzu ofte Übergang in die direkte Rede vermieden werden. Die Fülle von Zitaten der verschiedensten Dichter und Gelehrten dürfte gerade unsern gebildeten katholischen Kreisen Dr. Mays „ethischen Lebensführer“ — wie er selbst im Untertitel sein Buch nennt — als besonders anregende Lektüre erscheinen lassen. Mögen vor allem unsere „Frauen“ das ihnen besonders gewidmete Werk zum eigenen Nutzen wie zum Segen des Volkes fleißig zur Hand nehmen und auswerten. Auf daß durch rechte „Grundlegung“ (des Buches 1. Teil) und gediegenen „Aufbau“ (2. Teil) die Höhe der „Vollendung“ (3. Teil), also wirklich „die glückliche Ehe“ gewonnen werde.

Vom gleichen Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Mehr Sonne. Ein Buch der Lebensfreude. Mit 11 Bildern. 155 Seiten. Lwd. Mk. 5,—.

Das Buch ist eine Tat; es möchte Menschen schaffen, die mit lachendem Blick das Leben meistern. Im Dunkel eines verzagenden Pessimismus gedeiht nicht die Sonnenblume der Lebensfreude. Für einen sieghaften Optimismus setzt sich der bekannte Verfasser mit Fug und Recht ein. Und gangbar sind die Wege, die zu dieser optimistischen Lebensauffassung gewiesen werden. Wer das Buch liest, wird zu einer hohen Lebens- und Leistungssteigerung kommen. Dieses Buch vermag den Ablauf ganzer Menschenleben in dem Sinn zu wandeln, daß ein Lebensprogramm voll Größe und Reichtum ersteht.

Schwache werden stark. Kränkelnde genesen. Verzagende werden zuversichtlich. Alles durch das Wunder echter Lebensfreude, die überstrahlt ist von der Sonne des Glaubens. Wir brauchen die „Schule der Freude“, in der nicht auf „junge Leiber alte Köpfe“ gesetzt werden. Seelenbildner, Pädagogen vermögen überreiche Werte aus dem Buche zu schöpfen. Das Werk ist der freudensuchenden Menschheit gewidmet. Möchte es allen Freudesuchern, jung und alt, in die Hand kommen. Des Buches Aktualität erfafst die neuesten Daten und Ereignisse. Der Verlag schenkte dem Werk ein überaus schmuckes Festkleid. In seelenvoller Harmonie mit dem Text stehen stimmungsreiche Bilder von höchster künstlerischer Reife.

Caritasblüten

Nr. 6

1931



Aus der offenen Herzenwunde
Strömet Jesu kostbar Blut,
Strömet auch zu jeder Stunde
Für die Seelen Kraft und Mut.
Sehet, wie die Flammen schlagen
Um das dornumkränzte Herz!

Seht das Kreuz empor sich ragen,
Das uns spricht von Lieb' und Schmerz!
Schließt in Freuden und in Leiden
Euch in dieses Herz hinein,
Nichts mehr soll euch von ihm scheiden
Euer Glück wird ewig sein!

Wahre Herz-Jesu-Verehrung

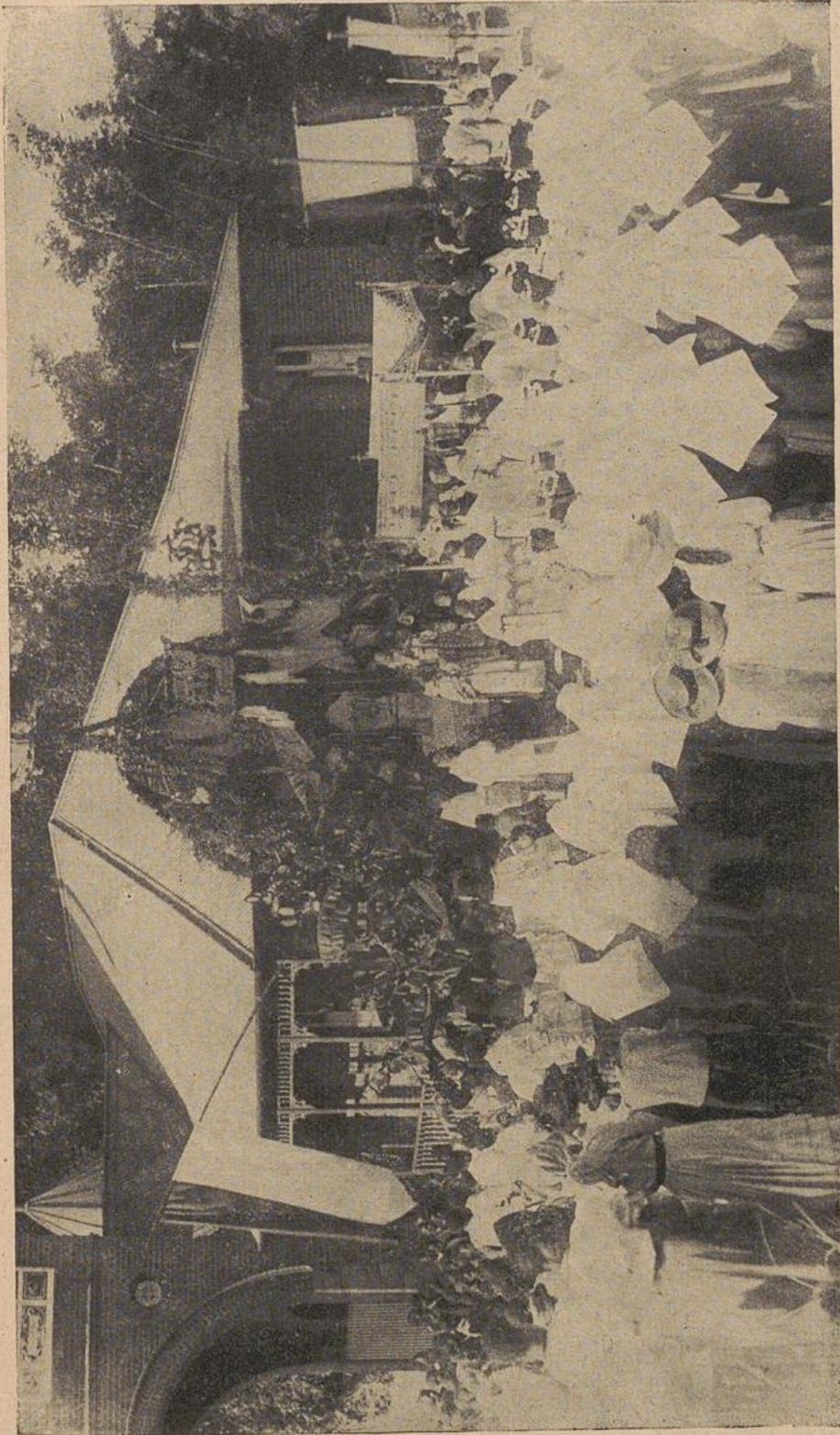
Beim Durchblättern der Missionsnachrichten, welche unsere Schwestern uns von Zeit zu Zeit aus ihrem Wirkungskreise zukommen lassen, finde ich ein Blättchen aus Monte Casino. — Schwester Aquilina erzählt Einiges von ihren Kindern. Es handelt sich um die Aufnahme in eine Bruderschaft.

Die Schwester erklärt den Kindern, daß dieselbe die Nachfolge des göttlichen Herzens Jesu bezweckt, und um das den Kindern begreiflich zu machen, stellt sie ihnen vor, daß sie sich eine Tugend wählen sollen, die dem entgegengesetzt ist, womit sie so oft das göttliche Herz Jesu betrübt haben. Alle bekamen ein Herz-Jesu-Bild, und auf der Rückseite desselben sollte die Schwester dann die Tugend aufschreiben, welche jeder der Knaben üben sollte. Alle hielten nun Nachschau in ihrer Seele.

So kam zuerst Stanislaus, der Sohn eines großen Häuptlings: Schwester, ich bin häufig so stolz und verachte die andern, und darum möchte ich, daß Du mir auf das Bild schreibst „Herz Jesu, von aller Welt verachtet, ich möchte von nun an immer stillschweigen, wenn andere mich schimpfen; hilf mir, daß ich nicht wieder stolz bin“. In der That gab er häufig glänzende Beispiele. So hatte ihn einmal ein großer Junge beleidigt, und im ersten Augenblick wollte der Stolz wieder in altgewohnter Weise hervortreten. Nun kam er zur Schwester mit Tränen in den Augen. „Schwester, ich kann es nicht lassen, ich muß mich rächen.“ Eine einzige Erinnerung an sein Versprechen dem Herzen Jesu gegenüber genügte. Er begab sich in die Kirche, um zu beten, und als er aus der Kirche kam, stand sein Gegner, welcher noch Heide war, wieder da und fing an, ihn zu beschimpfen. Der tapfere Kleine gab jedoch kein einziges Wort zurück.

Ein anderer Junge kam und sagte zu Schwester Aquilina: „Schwester, ich bin sehr häufig ungehorsam, schreibe doch auf mein Bild: Herz Jesu, gehorsam bis zum Tode, lerne mir gehorchen!“

Ein Dritter wählte die Liebe zu den Mitschülern, ein anderer die Reinheit des Herzens; ich will jetzt jeden Tag schließen ohne Schuld, und wenn der Teufel noch so oft kommt. Diese, sowie auch die andern gehen meistens täglich zur heiligen Kommunion und zeigen, daß sie gute Christen werden wollen. Jeden ersten Freitag im Monat wird das Herz-Jesu-Scapulier mit heiligem Stolz an der Brust befestigt. Ja, das Herz Jesu hilft, und ich bin glücklich zu sehen, wie es unsern Kindern hilft treu zu sein.



Frontleichnamsp procession in Marjannhill (Süd-Afrika).

Der Fronleichnam unseres Herrn

In Brotsgestalt, in niedrer Hülle,
Verbirgt die ew'ge Gottheit sich;
Ach, Gottes Sohn in tiefster Stille
Im Tabernakel weilt für mich;
Anbetend lieg vor ihm im Staube
Ich sprechend: Herr, mein Gott, ich glaube!

Erhaben über alle Mächte --
Ein König ist es, der hier thront;
O Liebe, die des Himmels Rechte
Verlassend mildreich bei uns wohnt!
Ach, alles darf fortan ich hoffen,
Da hier der Himmel mir steht offen.

Der beste Hirt: Er ruft voll Sorgen
Dem Schäflein, wenn es sich verirrt:
„O komm, bei mir bist du geborgen,
Nicht Mietling --, nein, Ich bin dein Hirt!“
Ach, wer ist solcher Nachsicht wert,
Wenn untreu er und so verkehrt?

Doch väterlich Er sich erbarmet
Des Kindes, das Ihn schnöde floh,
Ist's reuevoll, ach, so umarmet
Er es voll Huld, der Rückkehr froh.
Und wieder darf's auf Ihn vertrauen,
Auf Ihn in allen Nöten bauen.

Und seufzet ob so vieler Schwächen
Die Seele, -- Er die Wunden heilt,
Befreit sie mild von den Gebrechen
Ein Arzt. -- -- O Kranke, zu Ihm eilt
Mit Zuversicht und voll Verlangen,
Die Gnadenhilfe zu empfangen.

Doch wehe dem, der Ihn nicht liebet!
Dereinst wird der ein Richter sein,
Gar streng, der hier nur Liebe übet.
Und dann ist's nimmer Gnade -- -- nein!
O öffne, armes Sünderherz,
Auf, öffne dich dem Reueschmerz.

Und steh zum Herrn in treuer Liebe,
Verehr' Ihn hoch im Sakrament,
Empfang Ihn oft, daß Er die Triebe
Der Sünde züg'le; ohne End'
Und überreich wird Er dein Lohn
Dann sein, der hehre Gottessohn.

Hintwieder nah'n die schönen Tage,
Dem heil'gen Herzen hoch und hehr
Geweiht; wohlan denn, jeder wage,
Was er vermag an Preis und mehr'
Die Ehre Sein im Sakrament!
Gepriesen sei Er ohne End'!

5

Was ein „Vaterunser“ wert sei

An einem Tage, wunderbar warm und sonnig, setzte sich eine Gesellschaft von vielleicht 20 Personen, aus den entgegengesetztesten Richtungen und meist weit hergekommen, um die Tafel im ersten Salon eines Gasthauses; darunter ein Kavallerie-Offizier mit Gemahlin und der kleinen Anna, einem rosigen Kinde von etwa vier Jahren, das mit sonnigen lichtbraunen Augen die fremde Gesellschaft betrachtete. Diese drei hatten am spätesten sich gesetzt und wurden demgemäß zuletzt bedient, als die Suppe gereicht wurde. Ein in der Nähe sitzender alter Herr nimmt seinen Teller mit Hast in Angriff und: „Der hat ja nicht gebetet!“, sagt das kleine Mädchen erschreckt und verwundert zum Vater. Dieser flüstert ihr zu: „Hier betet jeder leise für sich, mein Kind.“ Indem stellt ein flinker Kellner den Suppenteller ihr hin. Das kleine Mädchen faltete die Händchen und sprach, unbeirrt durch die schwagende und löffelnde Umgebung mit klarer Kinderstimme ihr: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast — Und segne, was du bescheret hast, — Denn was Du segnest zu dieser Zeit, — Das bleibet gesegnet in Ewigkeit. Vater unser usw.

Und dann: Preis, Lob und Dank — Für Speis und Trank!
— Herr Christ bescher' — Uns allzeit mehr. Vater unser usw.
Amen.

Der Eindruck war ein allgemeiner und ein gar lieblicher. Der buntgeschmückte Gasthofsaal war zu einer Kirche geworden! — Durchaus kindlich fröhlich und ihren vier Jahren keineswegs vorgeschritten, spielte die kleine Anna nach dem Mittagessen

auf den Balkonen herum ihr münsterländisches „Riek es!“ durch das klare Geländer rufend, als sie, den Vater weiter unten auf einem Felsenvorsprung gewährte, und als das Wetter schwer heranzog, in die Regenwolken jauchzend. Der alte Herr aber trat an das Kind heran und sagte: „Du hast mich heute hart bestraft, aber ich danke Dir, ich verstand, jetzt erst die Geschichte, die mir meine Mutter in der Jugend erzählt und die ich Dir zum Danke mitteile, die Geschichte: Was ein Vaterunser wert sei? Meine Mutter sagte nämlich: Vom heiligen Bischof Ulrich von Augsburg wird erzählt, daß er alle Tage einem Bettler zu essen habe geben lassen mit der Bedingung, daß er täglich drei Vaterunser für ihn beten solle. Als nun dem Bischofe eines Tages ein Unglück begegnet war, fragte er den Bettler, ob er denselben Tag auch für ihn gebetet hätte. Antwort: Nein, es ist nicht geschehen. Da ward der Bischof unwillig und fragte, warum er solches unterlassen hätte. Der Bettler antwortete: Weil mir der Küchenmeister nichts zu essen gegeben hat. Der Bischof ließ nun den Küchenmeister kommen und sagte: ‚Du hast mir durch Deinen Geiz ein großes Unglück veranlaßt; weil Du diesem Bettler nichts zu essen gegeben hast, so hat er kein Vaterunser für mich gebetet.‘

Da sprach der Küchenmeister: ‚Ist denn an einem Vaterunser soviel gelegen?‘ — ‚Was,‘ rief der Bischof Ulrich, ‚Du sollst mir zur Strafe nach Rom ziehen und den Papst fragen, wieviel ein Vaterunser wert sei, damit Dir's recht verständlich werde, wieviel das Beten wert sei und Deine Seele dadurch zur Besinnung komme!‘

Der Küchenmeister mochte wollen oder nicht, er mußte sich auf die Reise machen, kam nach Rom und legte dem Heiligen Vater die Frage vor, was ein Vaterunser wert sei. Dieser antwortete, es wäre eines Goldpfenniges wert. Mit diesem Bescheide zog der Küchenmeister wieder heim und sagte das seinem Herrn. Der aber sagte: ‚Wie breit soll denn der Pfennig sein?‘ Der Küchenmeister antwortete: ‚Das weiß ich nicht.‘

Da befahl ihm Bischof Ulrich, daß er wieder nach Rom ziehen und den Heiligen Vater darum befragen solle. Er mußte sich also zum zweiten Male auf die Reise machen und als er nach Rom kam und dem Papste die Frage vorlegte, da antwortete dieser: ‚Der Pfennig soll so breit sein, als die ganze Welt.‘ Der Küchenmeister brachte nun diese Antwort seinem Herrn. Dieser aber war noch nicht zufrieden und sprach: ‚Hast Du nicht gefragt, wie dick der Pfennig sein soll?‘ Der Küchenmeister antwortete: ‚Nein, daran habe ich nicht gedacht.‘ ‚Ei,‘ sprach der Herr, ‚so ziehe noch einmal hin und frage den Papst darum!‘

Da ward der Küchenmeister zornig; aber er mußte gleichwohl tun, was ihm sein Herr befahl. Und als er nun den Papst zum drittenmal fragte, bekam er die Antwort: ‚Der Pfennig soll so dick sein, daß er von der Erde bis an den Himmel reicht.‘ Als der Küchenmeister dem Bischof diese Antwort brachte, sprach letzterer: ‚Sieh, so ist ein andächtiges Vaterunser mehr wert, als die ganze Welt, und dieses Gutes hast Du mich beraubt, da du dem Bettler das ihm gebührende Almosen nicht gegeben hast.‘

Der Küchenmeister wurde nun nicht bloß mitleidig und fromm, sondern selig, wie sein Herr!“

(Werter Leser, suche auch du reich zu werden! Aber merke auch, daß Rede ist von einem „andächtigen“ Vaterunser. Manches Vaterunser, so gebetet wird, ist nicht einen Heller wert.)



Der gute Hirt

Es war bei der Fronleichnamsprozession im Jahre 1862. Papst Pius IX., welcher mitten durch die Menge auf der Sedia gestatoria getragen wurde, hielt den Sohn Gottes und Mariens in seinen Händen. Er zog durch die Peterskirche. Plötzlich fällt sein Blick auf das Grab des heiligen Petrus. Die Augen Pius' IX. füllten sich mit Tränen.

Ein Herr, welcher noch an demselben Abend zur Audienz zugelassen wurde, sagte: „Heiliger Vater, dürfen die Kinder nach dem Grunde der Gemütsbewegungen ihres Vaters fragen?“ —

„Das dürfen Sie, Sie selbst dürfen es“, sagte Pius IX. mit jener unvergleichlich sanften Stimme, welche bis auf den Grund des Herzens dringt. „Wohlan, Heiliger Vater, warum weinten Sie heute morgen beim Grabe des heiligen Petrus?“

„Haben Sie das bemerkt?“ — „Ja, Heiliger Vater, und ich war sehr überrascht.“

„O,“ erwiderte der Papst, wissen Sie nicht, daß die Feinde der Kirche zahllos sind. Was wollen Sie, wir können sie nicht hassen, man muß sie also retten. Ich habe mich auf dem Grabe des heiligen Petrus für sie aufgeopfert, darum weinte ich.“



Sich selbst freiwillig für den Nebenmenschen verwenden, das schmeichelt der Eigenliebe; aber sich von andern für den Nebenmenschen verwenden lassen, das will uns nicht behagen und doch besteht eben darin der höchste Grad dieser Liebe. Franz v. Sales.

Abreise von Schwestern nach fernen schwarzen Landen

Gin Wald von Masten, Takelwerk, Segeln, schiefen Dampferschornsteinen, riesigen Kranen, schwimmenden Docks, ragenden Eisengerüsten, fleißigen Werften, das ist der Hafen, sei es in Hamburg, Amsterdam, Rotterdam oder Antwerpen; überall sieht man



Schw. M. Jacoba Denteneer, Schw. M. Agnella Salvator, Schw. M. Clara König

die Schlagader des Weltenhandels auf und niederpulsen. Mit den Riesenschiffen fahren auch Menschenschicksale aus und ein. Gerade diese Unsichtbarkeiten geben einem derartigen Hafen die Weihe von etwas ganz Großem und Ergreifendem.

Am 10. Mai schifften sich drei Schwestern: Schwester M. Jacoba Denteneer, Schwester M. Agnella Salvator und Schwester M. Clara König in Antwerpen ein, um nach der heißen Äquatorgegend, dem Congo-Gebiet, zu fahren.

Am 18. Mai traten drei andere Schwestern: Schwester M. Nicolina Brust, Schwester M. Willibalda Giesberts, Schwester M. Annunciata Jünemann von Amsterdam aus mit dem deutschen Dampfer „Uffukuma“ ihre Seereise an. Zwei von diesen Schwestern sollen nun in der ehemaligen deutschen Kolonie in Ost-Afrika ihren Wirkungskreis beginnen, während die dritte auf der Insel Zanzibar im St.-Joseph-Kloster unsern dortigen Schwestern neue Hilfe bietet.

Alle sechs Schwestern haben Vaterland und Elternhaus ver-



Schw. M. Willibalda Giesberts] Schw. M. Annunciata Jünemann
Schw. M. Nicolina Brust

lassen, um im fernen Süden mitzuarbeiten an der Ausbreitung des Reiches Gottes. Langsam verließen die Dampfer ihren heimatischen Hafen, und aus dem letzten „Lebewohl“ der scheidenden Schwestern klingt deutlich ein „Ecce nos reliquimus omnia“, „Siehe, o Gott, wir haben alles verlassen, das Vaterhaus mit seinen Lieben, unser Mutterhaus und all die liebenden Herzen, die dort für uns schlagen. Was wird uns zum Lohne? Herr, wir verlangen nichts anderes als Seelen, Seelen, gib uns Seelen!“

Als der Apostel Paulus an der Küste von Kleinasien bei Ephesus des Nachts am Gestade stand, kam plötzlich ein helles, schnelles Licht über das dunkle Meer, und das Licht hob sich immer schärfer hervor; es war das Bild eines Engels, der mit beiden Armen winkte und rief: „Komm, Paulus, komm zu uns, uns zu erlösen und zu taufen; ich bin der Engel von Macedonien.“

So winkt auch unsern Schwestern aus dem fernen Süden der Engel Süd-Afrikas: „Kommt, kommt, wir warten schon sehrend auf Euch!“

O, möchten doch recht viele, viele junge Töchter Deutschlands diesem Ruf Gehör geben und ihre Jugend, ihre Kraft, ihr Leben dem erhabenen Missionswerke weihen. Eingereicht in die Scharen der apostolischen Kräfte, würden sie zu gleicher Zeit dem so bedrängten Vaterlande durch ihr Opfer neuen Segen und neue Hilfe von oben erwirken.

✠

Des Christen trautes Heim

von Schw. M. Engelberta

S gibt auf Gottes weiter Erde wohl viele Orte, die so schön und lieblich sind, daß man daselbst für immer bleiben und wohnen möchte. Im Allgemeinen ist kein Plätzchen trauter als die Heimat, das Elternhaus, dort, wo man viele Jahre gelebt, gearbeitet, gelitten und gestritten hat; wo Herzen schlagen, die uns lieben, da fühlen wir uns zu Hause, denn was uns die Heimat lieb und traut macht, ist nicht das Land, der Ort, das Haus, sondern die Liebe der Anrigen. Wo aber finden wir eine Heimat fern vom Vaterhaus? Wo anders, als im Borne aller Liebe, im heiligsten Herzen Jesu.

„Herz Jesu, eine Bitte,
Nur eins verlang ich hier,
In Deines Herzens Mitte
Gib auch ein Plätzchen mir!“

Auch die einfältigen schwarzen Eingeborenen Afrikas kennen diese kostbare und einzig wahre Heimstätte im göttlichen Herzen Jesu!

Auf einer unserer hiesigen Missionsstationen in Ost-Afrika kann man seit Jahr und Tag ein uraltes Mütterchen ganz nahe beim Altar auf einem niedern Schemel kauern sehen, innig betend und voll Vertrauen den Blick zum Tabernakel gerichtet. Der Hochwürdige Pater Missionar gestattete dem alten Weiblein gerne, im Chor, nahe der Sakristeithüre, ihr Plätzchen zu bewahren. Sie war so eine richtige Tempel-Anna, von mor-

gens bis abends in der Kirche, da sie ja nichts mehr tun konnte als beten. Eines Tages fragte sie eine Schwester, warum sie denn gar so gerne hier ihre Zeit zubringe und nicht lieber daheim in der Hütte beim Feuerlein sitze. Da gab das fromme Mütterchen die erbauliche Antwort: „Ich habe nur eine Heimat, hier beim heiligsten Herzen Jesu, und“, fügte sie bei, „hier rede ich auch mit meinen Lieben, die mir schon viele Jahre vorausgegangen sind und oben ihre Heimat gefunden haben; mein Geist ist dort bei ihnen.“

Das kluge alte Christenweiblein hatte es erfahren, was der heilige Bernhard von sich gesagt hat: „O wie gut, o wie freudvoll ist es, in diesem Herzen zu wohnen.“

„Auf Mutterarm das Kindlein ruht,
Im weichen Moos der Taube Brut,
Auf frohem Horst der Adler thront,
In Höhlen tief das Füchlein wohnt;
Im Blütenkelch das Käferlein,
Die Nachtigall im grünen Hain;
Wo aber ruht die Seele mein?
Im Herzen Jesu nur allein!“

In der Chronik einer trauten kleinen Missionsstation las ich eine rührende Begebenheit, geschrieben und aufgezeichnet von einem frommen, seeleneifrigen Missionar, welcher daselbst mehrere Jahre war. „Herz-Jesu-Läubchen“ hatte er ein Mägdlein, ein treues Schäfchen seiner Herde dort benannt, und er erzählt, wie es so ganz erfüllt war von Liebe und inbrünstiger Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Eines Tages habe ihn das Kind gefragt, wie es denn komme, daß er ihr immer eine heilige Hostie verabreiche, auf der gerade immer das heiligste Herz Jesu abgebildet sei; sie wisse doch, daß auch andere Hostien, auf welchen Christus am Kreuze ist, in den Kelch gelegt werden. Der Missionar war erstaunt, sagte aber nichts und gab ihr bei der nächsten heiligen Kommunion eine Hostie mit der Abbildung des heiligen Kreuzes. Ohne, daß er davon etwas dem damals kranken Kinde gesagt hatte, fragte ihn die Kleine und sprach: „Heute hast Du mir, Baba, nicht das heiligste Herz Jesu gegeben, ich habe es gefühlt, es war das heilige Kreuz. Ich denke, der Herr wollte es so, damit ich jetzt recht oft an sein bitteres Leiden und Sterben denke.“

Der Missionar schrieb, daß es ihn jedesmal tief ergriffen hatte, wenn er die Unschuld, Gottesliebe und Glaubenstreue des kranken Mägdleins zu beobachten Gelegenheit hatte und daß er dieses auserwählte Herz-Jesu-Läublein oft in mancherlei Anliegen beten ließ und oft schnelle Hilfe in schwierigen Angelegenheiten auf der Missionsstation erhalten hatte, was er dem Gebete der Kleinen zuschrieb. Nach längerer Krankheit kam

ihr heidnischer Vater und wollte sie gewaltsam mit nach Hause nehmen, denn der Heide wollte doch nicht seine 10 Ochsen Heiratsgut verlieren. Doch all sein Bitten, Drohen war umsonst; das Mädchen ließ sich nicht bewegen, ihr glückliches, friedliches Heim auf der Mission, so nahe dem göttlichen Herzen Jesu, zu verlassen.

„Dort eil' ich hin, wenn Traurigkeit
Mich niederdrückt und stilles Leid,
Und gieße meinen bangen Schmerz
In meines Heilands mildes Herz.
Dann legt, wie Stille auf dem Meer
Sich sanft der Friede um mich her.
Im Herzen sprießt der Hoffnung Keim,
Ich fühle mich daheim, daheim!

3

Der kleine Kuli

von Schwester Theobalda

Im Jahre 1922 brachte man einen sechs- bis sieben-jährigen Kuli-Knaben zum Krankenhaus der Eingeborenen. Der arme Kleine konnte nicht gehen; er war in seiner Heimat in einem unbewachten Augenblick auf einen wilden Baum geklettert. Der morsche Ast brach durch, und der Kleine stürzte zu Boden. Schwere Quetschungen sind nun die Ursache, daß dieses lebhafteste Kind nicht mehr laufen konnte. Man brachte es in die männliche Abteilung. Ein einfaches Bettgestell, ein Strohsack mit Heu gefüllt, Kopfkissen und eine Decke waren nun seine Lagerstatt. Er fand diese herrlich und dünkte sich wie ein König. Noch nie in seinem Leben hatte er so etwas gesehen. Er konnte kaum müde werden, in gebrochenem Raffrisch seiner Freude Ausdruck zu geben. Bis jetzt hatte der Kleine nur einen Sack als Bett gekannt. Zu Hause schlüpfte er, wie jedes seiner Geschwister, abends in einen Sack, so daß man nur den Kopf sah, und so legten sie sich eng aneinander auf den nackten Boden, sich gegenseitig erwärmend. Morgens wurde der Sack aufgerollt und in die Ecke gelegt. Wie könnte denn auch in einer kleinen Kulihütte die ganze Familie nebst Hund, Kaze und Hühnern wohnen, wenn man soviel Bettstellen benötigte? Die Hütten der Kulis sind bedeutend kleiner wie die der Zulus; dazu kommt, daß sie mit der Reinlichkeit gewöhnlich auf feindlichem Fuße stehen, während die Zulus im allgemeinen sehr ordnungsliebend sind.

Die Kulis sind eigentlich Indier und in acht Kasten geteilt, die unteren Kasten sind Arbeiter und bleiben es ihr Leben lang, mögen sie Geld verdienen soviel sie wollen; sie können auch

nie in eine höhere Kaste steigen. Diese Arbeiter sind sehr fleißig. Wohl sagt man ihnen nach, daß sie mit der Ehrlichkeit wenig Bekanntschaft haben, aber es gibt doch sehr rühmliche Ausnahmen; sie sind eben Heiden und Gözendiener.

Zu diesen Kulis gehörte also unser kleiner Junge, von dem wir erzählen wollen. Für seine Quecksilbernatur war es ungemein schwer, so still auf dem Strohsack zu liegen, aber die Zunge hatte noch Freiheit genug. Und so suchte sich der Kleine mit seinen Mitbewohnern im Lokal nach Möglichkeit zu unterhalten. Sobald er aber kriechen konnte, war seines Bleibens auf der königlichen Lagerstätte nicht mehr. Auf Händen und Füßen kroch er von einem Bett zum andern, und die Krankenschwester mußte sehen, alte passende Höschen zu bekommen. Da gab es einen neuen Jubel. Eine Hose! So etwas hatte sich der Kleine nicht träumen lassen. Jeder Besuch, der kam, mußte erst seine Hose anstaunen. Daß dieselbe geflickt und zu groß war, merkte er selbst nicht; die Hauptsache war, daß es eine Hose war.

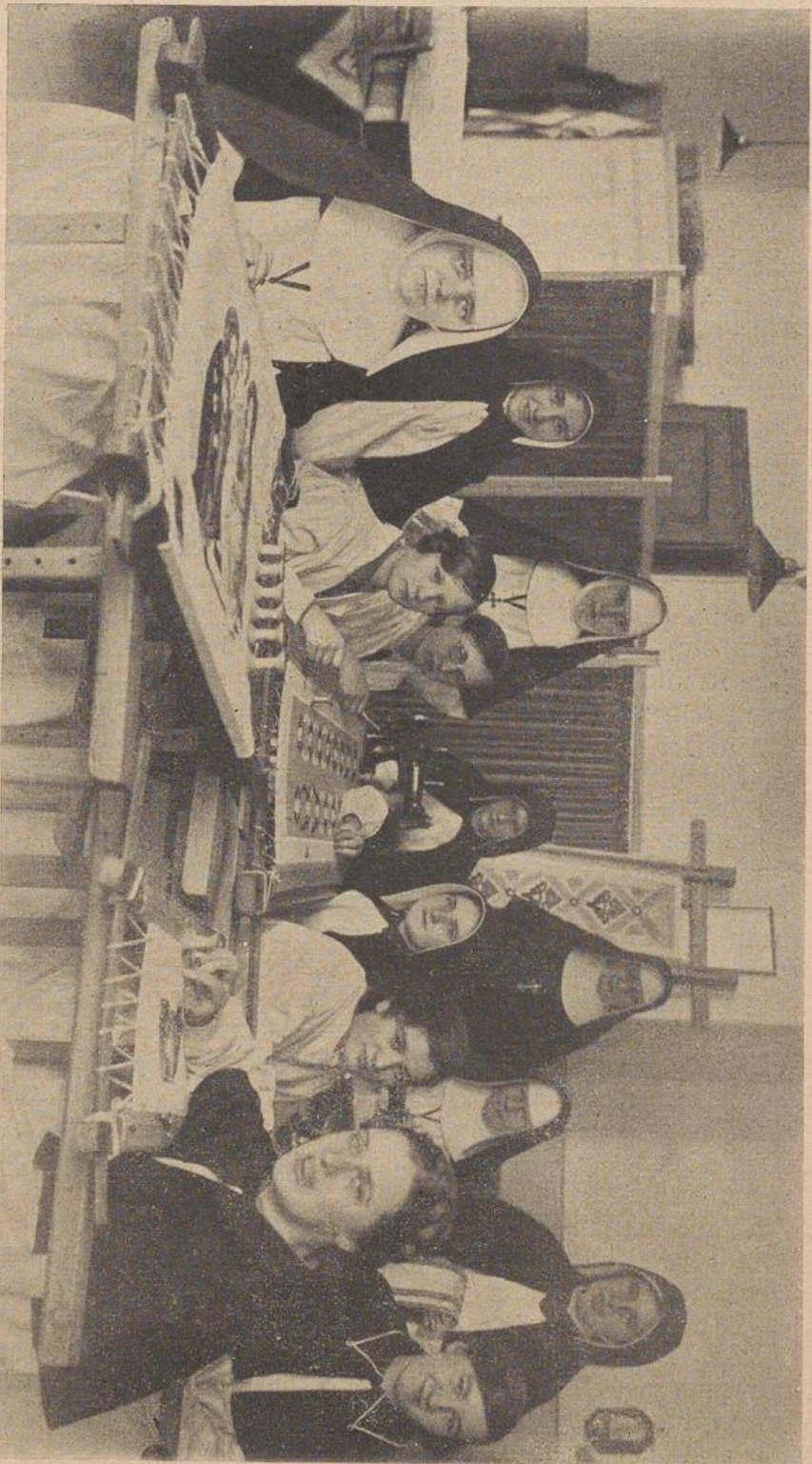
Infolge seiner Wißbegierigkeit erfuhr er bald auch etwas von der christlichen Religion, und als der Geistliche die Kranken besuchte, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als zu fragen, ob es im Himmel auch Hosens und Zuckerstückchen gebe. Die Antwort, daß man dort alles erhält, was man wünscht, befriedigte den Kleinen vollständig. Sobald er soweit hergestellt war, daß er gehen konnte, war aber niemand im Hospital vor seinen Streichen sicher, und doch konnte man dem armen Kind nicht böse sein. Die Krankenschwester nannte er seine „Mama“.

Eines Morgens brachte der Priester den Kranken die heilige Kommunion. Die Schwester nahm den kleinen Schelm fest an sich, um sicher zu sein, daß er keinen Streich liefert. Seine lebhaften Augen verfolgten alle Handlungen des Priesters. Im Laufe des Vormittags ging die Schwester in die weibliche Abteilung, wo einige kranke Frauen lagen. Was findet sie dort? Unfern kleinen Kuli, wie er bemüht war, jeder ein rundes Stückchen Papier in den Mund zu stecken. Wo er aber Papier und Schere erwischt hatte, konnte sich niemand erklären.

Ein anderes Mal kam der Priester zu einer Schwerkranken, um ihr die heilige Ölung zu spenden. Der Kleine kniete sich wieder hin und glaubte, es müsse alles so wie das erste Mal verlaufen. Doch hatte er sich verrechnet.

Den heidnischen Indiern ist die Kuh heilig, und es war deshalb dem Kleinen eingeprägt worden, doch nie Kuhfleisch zu essen. Anfangs hielt er sich tapfer an diese Warnung; später aß er es aber mit Vorliebe.

Was wird aus diesem Kinde werden? fragten sich sorgend die Schwestern. Es war noch unverdorben und bildsam. Aber welche Gefahren drohten ihm zu Hause? Möge Gottes Engel ihn beschützen an Leib und Seele!



Paramentenfiederei im Missionshaus in Neuenbeken.
Junge Mädchen, welche Missionsberuf in sich fühlen und Talent für feine Handarbeiten haben, werden in dieser Abteilung unserer Missionschule ausgebildet. (Stimmübungen an Schwestern Oberin in Neuenbeken.)

Gnade und Wille

In Einsiedeln, der armen, kleinen Missionsstation in der Nähe von Richmond in Natal, herrschte reges Leben. Ca. 30 Katechumenen harrten voll Sehnsucht der heiligen Taufe. Der 19. Mai 1929, Pfingsttag, sollte ihr Verlangen stillen. Siehe, da brachte tags zuvor eine junge heidnische Mutter von weit her ihren 12jährigen, schwerkranken Knaben. Das Kind befand sich allem Anscheine nach im höchsten Stadium der Lungenschwindsucht. Der Katechet hatte den Kleinen im Kraal seines Großvaters unterrichtet. Gar heiß und innig verlangte er nach der heiligen Taufe und als er hörte, daß in Einsiedeln Taufe sei, ließ er mit Bitten nicht nach, bis seine Mutter ihn dorthin brachte. Den Unterricht des Katecheten hatte er gut behalten und verstanden und da ihn zudem die Sehnsucht nach der heiligen Taufe fast verzehrte, so wurde er der glücklichen Schar der Täuflinge beigezählt, er erhielt den Namen „Karl“.

Nun wollte aber Karl nicht mehr mit der Mutter nach Hause, sondern weiter lernen, um auch beichten und kommunizieren zu können und um — wie er sagte — ein guter Christ zu werden. Das Kind fühlte sich nach der Taufe wohler. Die verzehrende Angst, ohne Taufe sterben zu können, hatte seinen Zustand sehr verschlimmert. Jetzt war er übergücklich, ein Kind Gottes zu sein. Dazu kam die veränderte Lebensweise und die sorgsame Pflege der Krankenschwester, Schwester Mirella. Bald konnte Karl sogar dem Schulunterrichte beiwohnen und selbst ein paar Stunden die paar Kühe der Mission beaufsichtigen. Im Religionsunterricht, besonders aber im Beichtunterricht, war Karl der aufmerksamste von allen. Er war übrigens ein geweckter, talentierter Knabe mit einem eisernen Willen, kurz und bündig in der Rede. Zum Herrschen und Befehlen schien er wie geboren. Dies letztere mag er wohl von seinem Großvater, dem mächtigen Induna eines großen Häuptlings, geerbt haben. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich eine rührende Anhänglichkeit an Gott und an seine Vorgesetzten. Seine Herrschaft aber bereitet ihm viele Kämpfe. In der Schule waren nämlich vier seiner Tanten Mädchen von 10 bis 15 Jahren. Diese glaubte Karl befehlen und korrigieren zu dürfen, was ihm viel Schwierigkeit bereitete, da die Mädchen ihn wieder zu necken suchten.

Eines Nachmittags im Juni hatte Karl wieder viel Verdruß. Seine Tante Garekile war so kühn gewesen, ihm seinen Griffel wegzunehmen und zu behalten. Als der Friede zwischen beiden wieder hergestellt war, nahm die Lehrschwester den Knaben beiseits, zeigte ihm das Bild des verstorbenen Erkaisers Karl von Österreich und sprach zu ihm: „Siehe, mein Kind, dieser

hier hieß auch Karl wie du. Er war ein großer Inkos — König — und was noch mehr ist, er war ein großer Liebling Gottes.“ Dann erzählte sie ihm in kurzen schlichten Worten das Lebensschicksal Kaiser Karls und fügte zum Schlusse bei: „Schau, dieser große Inkos konnte auf seinem Sterbebette sagen: ‚Mein ganzes Bestreben war, stets den Willen Gottes zu erkennen und denselben treu zu erfüllen.‘ Bete fleißig zu ihm, daß er dir helfe, deine bösen Neigungen zu überwinden. Frage dich stets, was will der liebe Gott jetzt von mir. Dann wirst du dem lieben Gott Freude machen und, wenn du so deinem Namensträger nachahmst, wird auch dein Tod dem seinen ähnlich sein.“ Karl horchte gespannt, wie einer, der nach vielen Irrwegen endlich den rechten Weg gefunden hat. Nach einigen Tagen traf ihn die Lehrerin allein in der Schule, wie er das Bild des verstorbenen Kaisers Karl aufmerksam betrachtet. Sie sagte nichts und was damals in der Kindesseele vorging, blieb ein Geheimnis des höchsten Königs. Gewiß aber ist dieses, daß Karl von nun an mit der ganzen Kraft seines eisernen Willens auf sein neues Ziel lossteuerte, immer den Willen Gottes zu erkennen und zu erfüllen, ihm immer Freude zu machen, war sein eifriges Bestreben. Das Kommandieren über seine Tanten hatte er aufgegeben und wenn ihn eine ärgerte, so beherrschte er sich heldenmütig. Was wird aus diesem Kinde werden, in dem die Gnade so herrlich wirkt?

Beim kalten Frühlingswetter in August und September stellte sich der alte Husten wieder ein. Zusehends verschlimmerte sich sein Zustand. Zum Unglück hatte man wegen einiger notwendigen Bauarbeit kein Krankenzimmer. Seine Mutter, eine sehr vernünftige Frau, bat, ihn heim nehmen zu dürfen, um es mit ihren Medizinen zu versuchen. So kam Karl wieder heim. Hier erholte er sich wieder etwas und schleppte sich noch ein paarmal Sonntags in die Kirche. Es war ein letztes Aufflackern des Lebenslichtes. Seine Tante Maria, ein braves, frommes, älteres Mädchen, setzte bei dem Kranken den Beichtunterricht fort und bereitete ihn auf die erste heilige Kommunion vor. Mitte Dezember verschlimmerte sich sein Zustand bedenklich. Hochw. Pater Missionar meinte, man möchte den Kranken wieder nach Einsiedeln bringen. Dies war auch Karls innigster Herzenswunsch. Allein es war unmöglich, den Schwerkranken auf diesen weiten, unwegsamen Pfaden zu transportieren. So begab sich denn der eifrige Missionar am 23. Dezember zum Kranken. Es war ein besonders heißer Sommertag. Karl beichtete, empfing mit rührender Sehnsucht seine erste und letzte heilige Kommunion und dann die heilige Ölung. Nun war sein Verlangen gestillt und freudig schaute er dem Tode entgegen.

Es kam das hochheilige Weihnachtsfest, Karl meinte: „Wie gerne wäre ich heute in der Missionsstation, doch der liebe

Gott will es nicht haben, und warum sollte ich klagen, ist doch das liebe Jesuskind selber zu mir gekommen in der Gestalt des Brotes.“ — Am Freitag, den 27. Dezember, sprach Karl zu seiner Tante Maria: „Sag den Schwestern, daß ich für alles nochmals innig danke und besonders der Schwester Lehrerin. Ich habe mich bemüht, ihre Lehren zu befolgen.“ Nach einiger Zeit wandte er sich an seinen noch heidnischen Vater und sprach: „Baba (Vater), ich möchte mit dir sprechen. Ich habe eine Bitte an dich.“ „Sprich, mein Kind“, entgegnete dieser. „Schau, Baba“, fuhr Karl fort, „ich werde morgen sterben. Ich fürchte mich nicht, im Gegenteil, ich freue mich, zum lieben Gott zu kommen und darum möchte ich dich bitten, daß du dich hierin bereitwilligst dem Willen Gottes unterwirfst und so dem lieben Gott, der mich holen wird, deine Unterwürfigkeit bezeigst.“ „Ja, mein Sohn“, entgegnete bewegt der Heide, „wenn der liebe Gott dich ruft, so gehe nur getrost und freudig aus dieser Welt. Wie sollte ich dem großen Unkulunkulu etwas verweigern.“ „Danke, Baba“, antwortete der Kranke, „reiche mir die Hand.“ Er reichte dem Vater die Hand, die dieser innig umschloß. Auch von seiner Mutter nahm er Abschied, aber die Hand wollte er ihr nicht geben. Es würde ihr zu wehe tun, meinte er, und sie könne durch ihr Weinen seinen Frieden stören. „Nein, mein Kind“, rief schluchzend das Weib, „du sollst ruhig und getrost aus dieser Welt scheiden. Schau nicht auf mein Weh und auf meinen Schmerz. Richte deinen Blick nur auf deinen Gott und Herrn und vergiß die Welt und alles Irdische.“

Karl hatte während seiner Krankheit viel gebetet. Besonders war ihm der Rosenkranz ein beständiger Gefährte, Berater und Tröster in den langen Leidensstunden gewesen, nun aber, da er von Vater und Mutter Abschied genommen, richtete er sein Verlangen nur mehr nach Gott und dem Himmel. Es folgte noch eine leidensvolle Nacht und am nächsten Tag, Samstag, den 28. Dezember, dem Feste der Unschuldigen Kinder, entschlief er um 3 Uhr nachmittags, ruhig und friedlich im Herrn. R. I. P.

An der Seite des Dahingeshiedenen kniete ein Weib, Mazimade Sitole, und trauerte um ihren Erstgeborenen. Aber sie mied in ihrem Schmerz das wilde Gebaren der heidnischen Mütter. Mit verschlungenen Händen kniete sie da und ruhig flossen ihre Tränen, um den Willen Gottes zu ehren, den zu erfüllen das höchste Ideal ihres verstorbenen Sohnes war.

Als der hochw. Pater Missionar, Rev. P. Ignatius, am 23. Dezember dem sterbenden Karl die heiligen Sakramente gespendet hatte und erst nach 12 Uhr mittags heimkam, wartete dort schon lange ein gutes, altes Mütterchen. Bei der großen Hitze war sie stundenweit über Berg und Tal gewandert, um wieder

einmal die heiligen Sakramente empfangen zu können. Nun mußte sie noch lange warten, bis endlich der Priester kam. Geduldig harrete sie nüchtern bis gegen 1 Uhr um des großen Glückes wegen, die heiligen Sakramente empfangen zu können.

* * *

Lieber Leser, du siehst, wie es unter den Schwarzen bei Einsiedeln edle, opferbereite Herzen gibt. Der hochw. Pater Missionar und die Schwestern könnten noch manches erzählen. Die Stunde der Gnade scheint für sie gekommen. Nun ist es aber ein Uebelstand, daß die Schwarzen so weit von Einsiedeln fort sind. Unmöglich kann der hochw. Pater Missionar alles besorgen. Zwei Katecheten hätten noch Arbeit. Einstweilen ist einer Tag für Tag tätig. Der Katechet muß eben auch mit seiner Familie leben und darum muß er bezahlt werden. Er braucht für die weiten, schlechten Wege auch ein Pferd. Die guten vier Schwestern plagen sich von früh bis spät, aber sie können unmöglich die 30 Schulkinder ernähren, geschweige denn, Weiteres unternehmen. Welch ein edles Werk wäre es, wenn jemand für den Katechet aufkommen würde. 30 bis 40 Mark pro Monat. Das ist eine große Summe. Es ist wahr, aber es wird auch jede kleine Gabe mit herzlichem Dank angenommen. Der liebe Gott segnet ja auch gern den Heller der Witwe. Der edle Geber hat Anteil an all dem Guten, das der Katechet mit Gottes Hilfe zustande bringt unter diesen guten, einfachen Leuten. Wie werden sie Dir in der Ewigkeit danken, daß Du ihnen zum wahren Glauben geholfen.

Schwestern und Kinder und die guten Christen beten eifrig für ihre Wohltäter.

z

Vom Teufel besessen von Schw. M. Friedberta, Walzeo bei Zanzibar

Seute will ich eines meiner vielen Erlebnisse erzählen. Es war an einem Morgen, als ich, wie immer, durch alle Krankensäle ging, um mich nach den Bedürfnissen der Patienten zu erkundigen. Als ich an das letzte Männerzimmer kam, fand ich sämtliche Kranken vor der Türe, während die Betten in einer Ecke aufeinander gestellt waren. „Was gibt es hier?“, sagte ich. „O, Schwester,“ war die Antwort, „gehe nicht hinein, Du wirst umgebracht; wir fürchten uns alle, denn Dein Kilimari hat den Teufel, und so bald man in seine Nähe kommt, beißt und schlägt er.“

Mir waren solche Ereignisse nicht fremd, und ich holte eine Flasche Weihwasser und eine Benediktus-Medaille. Ich muß

gestehen, daß mir sonderbar zumute war, als ich den armen Mann toben sah. Aber fest vertrauend auf Gottes Hilfe besprengte ich ihn mit Weihwasser, legte ihm die Medalle auf den Hals, und er berührte mich nicht. Statt dessen warf er sich mit Gewalt auf den Steinboden, taumelte und wälzte sich da wie ein wildes Tier. Er heulte schrecklich. In diesem Zustand verblieb er noch eine Stunde; dann verließ ihn der Teufel. Ich fragte ihn: „Warum hast Du denn den Teufel gerufen?“ „O, Schwester,“ antwortete er, „sei mir nicht böse, das war nicht meine Schuld. Früher war ich reich, hatte viele Ochsen, und meine Mutter und ich haben uns mit unserm eigenen Blut dem Teufel verschrieben und ihm versprochen, daß wir ihm jedes Jahr einen Ochsen opfern zum Zeichen unserer Treue. Nun habe ich keine Ochsen mehr. Ich gehe auch jetzt zum Unterricht, und darum hat er mich heute so gepeinigt und mir alle meine Kräfte geraubt.“

Dieser Mann ist ein Massei aus dem Innern des Landes. Er verrichtet schon acht Jahre in unserm Hospital alle schmutzigen Arbeiten. In den ersten Jahren war er ein sehr wilder, böser Mensch. Wenn ich ihn bei der Arbeit tadelte, zeigte er mir sein großes Messer. Nun aber hat die Gnade gesiegt; er geht freudig zum Unterricht und wird bald getauft.

Wir haben auch einen jungen starken Mann hier im Hospital, der aus sich selbst zu uns kam. „Schwestern,“ rief er, „niemand will mich bei sich haben, man fürchtet mich.“ Ich nahm ihn auf. Am folgenden Tage fing der Mann zu schreien und zu weinen an, wurde auf den Boden geworfen, dann gegen die Mauer, und zuletzt ging er auf die Leute los, so daß er wirklich gefährlich wurde. Es wiederholt sich öfter, daß er an verschiedenen Stellen niedergeworfen wird. Er wohnt jetzt in einem Ochsenstall, ganz allein, weil alle ihn fürchten. Auch dieser Mann sagte mir, er sei dem Teufel verschrieben, welcher von Zeit zu Zeit von ihm Besitz nehme und ihn quäle. Ich fragte ihn dann, warum er mich nicht schlage, während er allen, die in seine Nähe kommen, so schwere Hiebe versetzt.

„Das kann ich Dir nicht sagen“, war die Antwort des Mannes; „ich werde immer zurückgeschleudert, sobald ich in Deine Nähe komme.“

Man muß für diesen armen Besessenen viel beten und opfern.

Wie viele böse Spiele werden jeden Tage dem Teufel zu Ehren gemacht! Ist jemand krank, so wird erst dem Teufel geopfert und dann ein Tanz gemacht, damit er wieder gesund wird. Es gibt auch hier in der Umgegend mehrere Hütten, die dem Teufel geopfert sind.



F ü r d i e K i n d e r

Liebe Kinder! Heute will ich Euch Einiges von unsern Kleinen in Rhodesia erzählen; schauen wir einmal den kleinen Knaben zu. Sie haben gewöhnlich mehr Zeit zum Spielen als die Mädchen. In einer Felsengrotte haben sie ihren Altar aufgestellt. Die geschicktesten unter den Jungens errichteten aus Felsenplatten Altarstufen; ihr Tabernakel ist eine mit buntem Papier austapezierte Kiste, vorne daran befinden sich zwei weiße Vorhänge. Gemalte Engel, welche früher bei der Fronleichnamsprozession gute Dienste leisteten, stehen rechts und links von diesem provisorischen Tabernakel. Alle Guirlanden, die zu Weihnachten um die Kirchenpfeiler geschlungen waren, dienen zur Ausschmückung ihrer Kirche; kleine Baumstämmchen haben die Jungens in die Erde geschlagen, mit Guirlanden umwunden und von einem Pfeiler zum andern gezogen. Nun machen sie alle Zeremonien, welche sie in der Kirche gesehen haben, nach; sie singen das Gloria und das „ite missa est“, halten Prozessionen, bei welchen kleine Eisenstücke das Glockengeläute geben. Sie sahen die Zeremonien in der großen Kirche am heiligen Karfreitag. Schnell nahmen sie ein großes Kreuz, das in den Sand gesteckt wurde, und so verehrten sie in kindlicher Nachahmung den gekreuzigten Heiland.

Die Mädchen spielen gerne mit Puppen, welche sie von guten Wohltätern aus Europa bekommen; sie spielen aber nicht, wie ihr Europäerkinder, sondern wie echt afrikanische; wie die heidnische Mutter ihr Kind auf den Rücken bindet und dabei arbeitet, so binden auch die schwarzen Mädchen ihre Puppe auf den Rücken. Finden sie einige freie Augenblicke, dann wird schnell eine Feuerstelle bereitet und der Kochtopf aufgesetzt. Ihre Mutter mahlt das Mehl auf einem Stein; die Kinder

nehmen Sand und reiben ihn, setzen ihn in Wasser, um Suppe zu kochen, welche natürlich ungenießbar ist.

Nun muß ich aber auch etwas erzählen von den Lieblings-speisen unserer schwarzen Kinder. Da werdet Ihr große Augen machen.

Da sehen wir Knaben, welche Vögel zum Braten an kleinen Stöckchen aufspießen; andere braten mit Vorliebe kleine Mäuse, die ihnen ganz besonders gut schmecken. Kürzlich brachte ein kleiner Junge ein großes Opfer. Er hatte sich ein Mäuschen gefangen, ein sehr zierliches, mit einem grau gestreiften samtartigen Fell; großherzig übergab er es mir für unsere Kaze,



damit sie das Mäusfangen erlerne. Wenn Ihr wüßtet, wie sehr die Eingeborenen die Mäuse lieben, könntet Ihr Euch denken, welches Opfer das für den Jungen war.

Eine sehr beliebte Speise unserer Kinder sind grüne Raupen; lebend werden sie in den Kochtopf geworfen, in dem man sie noch lange zappeln sieht, bis sie infolge der Hitze tot sind. Das sind dann Leckerbissen für die Kinder. In der freien Zeit suchen andere Knaben oder Mädchen Pilze oder kleine Pflänzchen auf dem Felde, die sie als Gemüse zubereiten. Manche dieser Kräuter haben einen sehr guten Duft und einen vorzüglichen Geschmack. Ein besonderer Leckerbissen für die Schwarzen ist das Salz. Ich habe immer eine Schüssel voll Salz vorrätig. Wenn es nach Sonnenuntergang zum Arbeitsluß läutet, kommen die Kinder mit ihrer Beute nach Hause, strecken mir die Hände entgegen und bitten um Salz. Es sind richtige Naturkinder:

sie leben ausschließlich von dem, was die Natur ihnen bietet, brauchen wenig und sind doch glücklich und zufrieden.

Dabei werden sie groß und stark und kräftig, ohne viel Süßigkeiten, Schokolade und Zuckerwerk.



Erheiterndes

von Schw. M. Maxima, Mariazell

In einer Geschichtsstunde über die Reformation kam der Reichstag zu Worms zur Sprache. Dieses heißt in englisch: „Diet of Worms“. Nun hat aber das Wort „Diet“ eine zweifache Bedeutung; es heißt auch soviel wie das deutsche „Diät“. Worms ist auch ein englisches Wort und bedeutet Würmer. Am Ende der Stunde fragte ein Junge: „Ach, Schwester, warum brauchten denn diese hohen Leute Würmer?“

Die Lehrerin begriff es nicht sofort, und der Junge fragte noch einmal: „Wo haben die denn die vielen Würmer für ihr Mahl herbeikommen?“



In einer Klasse erklärte die Schwester die Tatsache, daß die Erde rund ist, und daß sie sich um ihre eigene Achse dreht. Die üblichen Beweise dafür wurden gegeben, und schließlich leuchtete es allen ein. „Ja, wenn das so ist,“ meinte am Ende ein großer Junge, „dann weiß ich, wie ich am besten und schnellsten nach Amerika kommen kann. Ich nehme einen Luftballon, fliege damit in die Höhe und warte, bis sich die Erde so weit gedreht hat, daß Amerika gerade unter mir ist. Dann komme ich wieder herunter und bin in Amerika.“



Ein bibelsicherer Indianer und eine geizige Wirtin. Ein Indianer kam in eine Wirtschaft und bat um etwas zu trinken. Er gestand ehrlich, daß er nicht bezahlen könne. Die Wirtin schalt ihn und gab ihm nichts. Ein Reisender hatte Mitleid mit dem Armen und bezahlte für ihn. Der Indianer dankte dem Spender und sagte: „Als Gott die Welt erschaffen hatte, schuf er zuerst Sonne, Mond und Sterne, befah sie und sagte, alles ist gut; dann schuf er die Erde und alles was darauf ist, befah sie und sagte, alles ist gut. Dann schuf er den Adam, befah ihn und sprach, er ist gut. Zuletzt schuf er die Eva aus einer Rippe des Adam, befah sie, sagte jedoch kein Wort und ging hin.“

Alle Anwesenden lachten, aber die Wirtin verschwand in der Küche.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: N. N. RM. 42, Joseph und Theresia vom Kinde Jesu, — Neuenbeken RM. 21, Vitus, — Neidingen RM. 21, gesammelt von der Gemeinde auf den Namen ihres heiligen Kirchenpatrons „Antonius“, — Rhynern RM. 42, Franziskus und Antonius, — Büren RM. 21, Maria, — Wewelsburg RM. 21, Johanna, — Diefflen RM. 21, Anneliese, — Münstermaifeld RM. 21, Elisabeth, — Rimbeck RM. 42, Philipp und Anna, — Pachten RM. 21, Anna, — Massenbachhausen RM. 21, Antonius, — Wieschowa RM. 63, Karl-Paul, Rosalia-Anna, Maria-Theresia, — Wassenberg RM. 21, Franziska.

In Heilig-Blut sind eingegangen: RM. 21 zum Namenstag der Novizenmeisterin, Ebba-Maria, — Weisensfels a. Rh. RM. 21, Gertrud, — Capellen RM. 20, Wilhelma.

Für die armen Heidenkinder: Balsum gesammelt von der 1. Mädchenklasse RM. 8; Oppeln RM. 8,50.

Für die Mission: St. Bith Fr. 300 zu Ehren der Mutter von der immerwährenden Hilfe in besonderen Anliegen; Körbecke b. Soest RM. 5; Ehrzumzüg RM. 2; Fechenheim RM. 0,50; Litz RM. 44; Euskirchen RM. 7,50; Günsten RM. 50.

Almosen: Neidingen RM. 10 zu Ehren des heiligen Antonius für Armenbrot in besonderem Anliegen; St. Bith RM. 5 zu Ehren des heiligen Joseph in besonderen Anliegen. Mieterkingen RM. 100; E. Bredenev RM. 2,50.

Für die Missionschule: Neidingen RM. 10, Jesus, Maria und Joseph stehet uns bei im letzten Todeskampfe. Oberholz RM. 5; Wassenberg RM. 15.

Das göttliche Herz Jesu dürstet nach Seelen, die seine Liebe verstehen, nach Seelen, die bereit sind, sich zum Opfer zu bringen für die Rettung anderer Seelen, für die armen Heiden. So viele arme Mädchen sind bereit es zu tun, aber es fehlen ihnen die Mittel zur Erreichung ihres schönen Zieles. Willst nicht auch Du dem göttlichen Herzen Jesu eine Freude machen, indem Du ein Scherflein zu diesem Zweck sendest? Für jede, auch die kleinste Gabe, wird Dir mit dankbarem Herzen der Segen und der Lohn Gottes erbeten, der Dir gewiß für diesen doppelten Liebesdienst auch doppelt zuteil wird. Für alle unsere lieben Wohltäter ersehnen wir in Dankbarkeit des göttlichen Herzens Jesu reichsten Gnadensegen.

Bebetsempfehlung

Sende RM. 8,50 für die armen Heidenkinder, zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu, der lieben Mutter Gottes, der heiligen Mutter Anna, der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, der seligen Katharina Emmerich und des heiligen Judas Thaddäus um Erhörnung in zwei großen Anliegen. N. N. aus D.

Silben-Rätsel

Aus den Silben de—elf—em—en—ent—fäng—ge—geg—gram—il—me—men—mi—mo—nar—nis—non—nung—phon—se—sens—ta—tal—tel—ter—tri— sind 9 Wörter zu bilden, deren erste und viertletzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, angeben, was wir unsern Lesern zu Pfingsten wünschen.

1. Musik-Apparat.
2. Bruchteil.
3. Bildungsanstalt.
4. Antwort.
5. Kerker.
6. Unsinn.
7. im Kleinen.
8. Vers von drei Einheiten.
9. Ort in der Schweiz.

Rösselsprung

wert	und	zum	fel	
a	mich	Lu=	ich	dann
un=	Kind	ter	Hen=	i=
nimm	ri=	so	zum	schen=
hin	Va=	dein	bin	se
D	Ma=	ke	ke	

Gute Bücher

Wehrlos. Das Erlebnis einer Kriegsgefangenschaft. Von Joseph Wilke. 160 Seiten. Geb. Mk. 4,50. Eingeleitet von P. Professor Dr. Tharcificus Passrath O. F. M. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Das Buch schildert: Tage verzweifelten Kampfes gegen Ende des großen Krieges, bitterste Erlebnisse in französischer Gefangenschaft . . . erzählt von Hunger, Hunger! Tausende hatten Monate und Jahre nicht aufgehört zu hungern . . .

„Laßt uns die Fesseln zerreißen, laßt uns die Sklaverei abschütteln.“ Eine Masse erbärmlich mißhandelter, zu Sklaven erniedrigter, dem Tode preisgegebener Menschen bäumten sich auf gegen das Schicksal, das die „Kriegsmacher“ heraufbeschworen hatten . . . und es blieb den „Wehrlosen“! . . . nur das Los des Sichergebens in dieses unerbittliche Schicksal. — Unausbleiblich ist . . . die Verzweiflung an Gott und seiner Gerechtigkeit. —

Das Buch bringt Beweise persönlichen Magemuts, der Zähigkeit und Verschlagenheit des sich bis zum letzten Ende nicht besiegt geben wollenden deutschen Soldaten. Es erzählt in lebendiger Darstellung von Überlistung der Peiniger, von Selbsthilfe in Not und Gefahren, von Wiedersehen und Enttäuschung, von Fluchtversuchen und der endlichen Heimkehr . . . ins Vaterland . . . und . . . zu Gott!

Ohne Waffe. Von Joseph Menke, im Kriege Divisionspfarrer. 287 Seiten. Geb. Mk. 4,80. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Das Kriegserlebnis eines katholischen Feldgeistlichen.

Noch bevor die Frontsoldaten selbst in größerer Zahl das Wort zu dem Thema „Krieg“ nahmen, hat ein Feldgeistlicher seine Kriegserlebnisse niedergeschrieben. Der Verfasser lebt seit 1922 in Brasilien. 1924 erschien sein Buch, ohne damals größeres Aufsehen zu erregen. Was hat schließlich ein Divisionspfarrer über den Krieg zu sagen! Die 8. Auflage des Buches wird jeden Leser jedoch eines Besseren belehren. Der Priester hat zwar nicht mit der Waffe in der Hand im Felde gestanden, aber dafür hat er kraft seines Berufes wie wenige andere Einblick in die Seele des Frontsoldaten und damit wohl in das tiefste menschliche Problem des Krieges genommen. Was J. Menke hier in schlichter erzählender Form niederschreibt, ist darum in vieler Hinsicht wertvoller als mancher große Schlachtbericht, der über das äußere Geschehen nicht hinausreicht.

Die Sternenkron. Eine Erzählung aus biblischer Zeit, die das Leben Jesu mit verbindet. Von J. Schulz, die Übersetzung besorgte Gräfin Hartig. 175 Seiten. Ganzleinen 3,85 Mk.

Der ganze Kreis der Persönlichkeiten um Jesu ist lebendig geschildert. Auch die Sitten und Gebräuche des jüdischen Volkes treten in besonders anschaulicher und in fließender, erzählender Form hervor. Es ist ein Christenroman, in dem die Heldin als Märtyrerin ihr Leben für Christus läßt, nachdem sie, das arme verlassene Mädchen, von ihm aufgelesen und vor der Steinigung gerettet wird. Sie geht dann in die Fremde, erlebt durch die Schönheit Triumphe, im Herzen Christus tragend, stürzt von der Höhe des Reichtums und der Bewunderung zur armseligen Sklavin herab und wird aus Eifersucht und Christus be-kennend gemordet.

Caritasblüten

Nr. 7

1931



Du bist die reiche Gnadenquelle,	Du bist das wahre Unterpfand
O kostbares, o heil'ges Blut,	für unser ew'ges Seelenleben.
Du strömst im Purpurglanz so helle	Aus dir spriest Heil und Kraft hervor
Und schenkest Kraft und Lebensmut.	für alle armen Menschenkinder,
Du bist der Preis, der Diamant,	Du öffnest uns das Himmelstor
Den einst der Herr für uns gegeben;	Und rettetest auch den ärmsten Sünder.

Das kostbare Blut des Herrn!

Im Geiste stehe ich auf dem Kalvarienberge, und ich sehe Engel mit goldenen Kelchen in ihren Händen um das Kreuz schweben, um das kostbare Blut aufzufangen, das aus den schrecklichen Wunden fließt. — Ich sehe wieder Engel nach dem Tod des Herrn diese Kelche über die Erde tragen, und überall, wohin sie kommen, das heilige Blut ausgießen über jene, die durch Gottes Gnade auf das Gebet der Frommen dafür auserwählt sind. Gewiß, alle sind durch den Kreuzestod Christi freigekauft, für alle ist das Tor des Himmels erschlossen, aber nicht alle werden in demselben Maße der Früchte dieses Kreuzestodes, des Segens des kostbaren Blutes des Herrn teilhaftig.

Nicht alle empfangen von den Engeln, welche den Kalvarienberg verlassen haben, das Zeichen des Heiles mit dem Blut des Lammes an den Türen ihrer Wohnungen.

*

Nach den Engeln sehe ich aber auch die Teufel über die Welt dahin schleichen; ich sehe, wie sie ihre Macht über jene ausüben, welche nicht bezeichnet sind mit dem Merkzeichen der Erlösung. Wehmut ergreift mich, wenn ich so viele sehe, die nicht besprengt sind mit dem Opferblut, das sie der Macht des Satans entzieht.

Dürstend von Verlangen schaue ich aus nach neuen Engeln, die den Segen des kostbaren Blutes austheilen an diese Unglücklichen, und froh und freudig sehe ich, wie ganze Scharen von Missionaren nach der Predigt des Evangeliums durch die Spendung der heiligen Sakramente das reinigende Blut des Opferlammes über die Häupter jener sprengen, welche mit dem Schlamm der Sünde beschmukt sind, und ich sehe, wie sie weiß werden wie der Schnee.

Aber die Zahl der Missionare reicht nicht aus, um allen den Segen des heiligen Blutes zu spenden, und Tausende und Millionen sehe ich verstoßen vom Heil, das auch für sie in die Welt gebracht wurde.

Und mit noch heißerem Verlangen schaue ich immer wieder aus nach neuen Engeln, denn es können ja nie genug sein für die Zahllosen, die unbezeichnet umherirren und der Macht des Teufels zum Opfer fallen. „O Heiland, ist denn Dein kostbares Blut für sie vergebens geflossen?“

Und könntest Du in Deiner Allmacht, Du, der Du die Herzen der Menschen in Deiner Hand hast, könntest Du nicht mit einem einzigen Akt Deines göttlichen Willens die Vielen an den Fuß des Kreuzes bringen, wo Dein heiligstes Blut aus Deinen heiligen Wunden direkt auf sie herniederträufelte, und sie rein waschen von aller Makel?

Du antwortest mir, daß Du uns wohl erschaffen hast ohne uns, aber daß Du uns nicht ohne uns erlöst.

Du sagst uns, daß der Mensch mitarbeiten muß beim Werke der Erlösung, und nicht allein jeder für sich, sondern auch alle für alle.

*

Wie kommt es, daß noch so Viele der Segnungen des Opfers am Kreuze nicht theilhaftig werden; daß das heilige Blut jene nicht reingewaschen hat, welche ihre Seele besudelten?

Es kommt auch daher, weil zu Wenige sind, welche diesen Segen offenbaren, welche den Sündern mitteilen, daß auch auf dem Kalvarienberg das göttliche Blut für sie geflossen ist; es kommt, weil es an Priestern gebricht, an Ordensschwestern, die das Werk der Engel übernehmen; es kommt, weil die Mitwirkung der Gläubigen fehlt.

Ich sehe endlich lange Reihen von Missionaren, Priestern, Ordensbrüdern und Ordensschwestern, welche in ihrem Eifer gehemmt sind, weil ihnen die Mittel fehlen, um ihre segensvolle Tätigkeit zu verrichten. Ich sehe mit größter Betrübniß, wie heilige Messen dargebracht, der Schatz der Kirche bereichert, die Kelche bis an den Rand gefüllt werden mit dem kostbaren Blute des Herrn; aber o weh, ich sehe auch den Weg leer, auf welchem diese Schätze denjenigen zugeführt werden müssen, die ein großes Bedürfnis danach haben.

Wie viele Priester, wie viele Schwestern würden in die Mission gehen können, wie viele herrliche fruchtbare Gründungen würden entstehen können, in einem Wort, wieviele Heiden und Ungläubige könnten des kostbaren Blutes theilhaftig gemacht werden, wenn die Liebe zum kostbaren Blut die Gläubigen zu Taten brächte, welche die Mission unterstützen, sei es durch Gebet oder durch materielle Opfer.

*

Durch Gebet.

Ja, auch Dein Gebet hat die Missionschwester nötig, Dein Gebet muß ihr von Gott die Gnade erwerben, um ihrem erhabenen Beruf treu zu bleiben und trotz allen Widerspruches und aller scheinbaren Unfruchtbarkeit in der jahrelangen mühsamen Missionstätigkeit zu verharren zur eigenen und zur Heilung anderer. Neben Deinem Gebet, lieber Leser, liebe Leserin, braucht sie auch noch Deine Unterstützung im Zeitlichen. Missionare und Schwestern tun, wozu auch Du zum Teil verpflichtet bist; sie vertreten Dich sozusagen, und darum muß jeder Gläubige Wert darauf legen, Jesus die Hochschätzung Seines kostbaren Blutes zu zeigen durch irgendwelche Mitarbeit, die beiträgt, diesen Segen in weiteren Kreisen bekannt zu machen und zu verbreiten. Das ist die werktätigste Weise Deiner Verehrung des kostbaren Blutes.

Vor mehr als 40 Jahren traten die Missionschwester vom kostbaren Blut in die Reihen der Missionare, und ihre Arbeit hat bereits Tausenden von Heiden den Segen des kostbaren Blutes zugeführt. Tausende und abermal Tausende strecken die Hände aus, um diesen Segen zu empfangen, aber einer so überaus großen Not stehen die Missionare machtlos gegenüber.

Wie reich die Ernte auch sein mag, es fehlen die Hände, um sie zu holen. Die Priester bringen die Heiden in das Heiligtum, aber es ist ihnen unmöglich, das, was sie gepflanzt, zum vollen Gedeihen zu bringen ohne die Hilfe der Schwestern. Darum ist Hilfe nötig in dem Sinne, daß stets neue Engel sich zu den andern gesellen und von diesen wieder die Kelche übernehmen, woraus der Segen des kostbaren Blutes über die ganze Welt ausgegossen wird.

Wer aber zu diesem Opfer nicht imstande ist, wer von Gott zu dieser Tat nicht berufen wird, der kann doch beitragen, daß andere zu diesem erhabenen Berufe gelangen können.

So müssen wir alle das kostbare Blut verehren durch werktätige Liebe, damit wir teilhaftig werden des reichen Segens von dem Blut desjenigen, der gesagt hat: „Wer viel geliebt hat, dem wird auch viel vergeben werden!“

P. T. O. C.

4

Wie die Station Kalimoni besetzt wurde

Kalimoni gehört zum Apostolischen Vikariat Zanzibar, liegt aber auf dem Festland. Die Schwestern, welche mit mir die Missionstätigkeit hier eröffnen sollten, kamen, ohne daß es beabsichtigt war, jede von einer anderen Seite her. Schwester Amadäa kam von der Insel und Stadt Zanzibar; Schwester Arnolda von Bura und Schwester Magda, welche mit anderen Schwestern von Europa nach Ost-Afrika gereist war, verließ in Mombassa das Schiff und stand da mutterseelenallein; ein verkehrt übersetztes Telegramm war Ursache, daß die arme Schwester in Mombassa nicht abgeholt wurde. Der hochwürdige Herr Superior der neu zu gründenden Station mußte sich einer Operation unterziehen, und deshalb sollten die Schwestern noch einige Tage warten. Ich glaubte sicher, daß sie alle in Nairobi zusammentreffen würden, aber dem war nicht so. Eine Woche später traf Schwester Arnolda in Nairobi ein, 14 Tage später kam Schwester Magda; aber die Letzte im Bunde, Schwester Amadäa, war immer noch nicht da. Nun beschlossen wir drei, unser Glück zu versuchen und am 2. Juli das neue Heim aufzusuchen.

Der hochwürdige Pater Bernhard, der Generalvikar unseres Vikariates, kam mit seinem Auto selbst zwischen 2 und 3 Uhr

nachmittags angefaßt, und unser guter Pater Superior, welcher schon einige Tage das Hospital verlassen hatte und im Konvent die heilige Messe las, bestieg mit uns das Auto, und es ging über Berg und Tal durch die Steppe, der neuen Heimat zu. Nach einer guten Stunde Autofahrt waren wir dort; aber unterwegs trafen wir das Lastauto, das unser Gepäck hinbringen sollte. Nicht weit von der Station war es stehen geblieben, und auf die Frage, was denn los sei, hieß es: „Wir können unmöglich weiterfahren.“ Als wir unsere Fahrt fortsetzten, da wälzte sich eine Schlange auf der Straße und versuchte schnell fortzukommen, aber unser hochwürdiger Herr lenkte das Auto so, daß beide Räder über sie fahren mußten, und wir sahen, wie sie sich im Kreise wand.

Endlich hatten wir Kalimoni glücklich erreicht. Von dort aus schickte man ein Auto zurück, um dem Lastauto zu Hilfe zu kommen und unser Gepäck zu bringen.

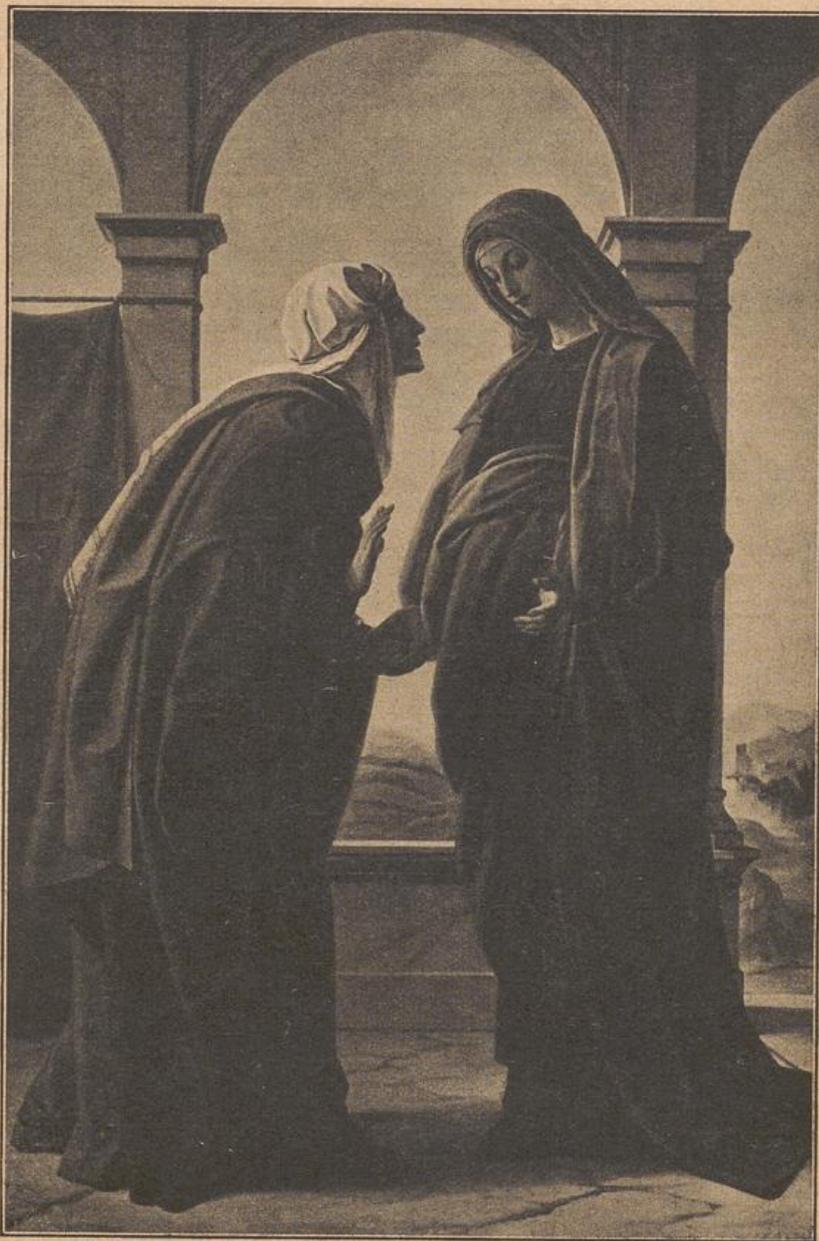
Der gute Bruder Josaphat empfing uns aufs herzlichste; und er hatte wirklich gut für uns gesorgt. Alles, was zum Anfang notwendig war, fanden wir, besonders hatte der gute Baumeister in hausväterlicher Weise für praktische Wand-schränke gesorgt. Nachdem wir das Haus besichtigt hatten, stand der Tee auf dem Tisch; der einfache Kuchen dazu lag aber noch in unserm Koffer auf der Straße im Auto. Wir öffneten einen Schrank und glaubten, in irgendeiner Schachtel Brot zu finden; da flog mir aber ein Lampenzylinder über den Kopf und lag in unzähligen Stücken mir zu Füßen. Pater Superior sagte mir, daß alle diese Zwischenfälle aufhören werden, wenn das Haus gesegnet wäre. In einigen Minuten erschien er mit Weihwasser, Stola und Rochette, und wir beten kräftig mit.

Glücklicherweise war auch schon ein Garten angelegt; selbst an die Kartoffeln hatte der gute Bruder gedacht.

Die Hauptsache war jedoch das Krankenhaus für die Eingeborenen, wo wir unsere Tätigkeit entfalten mußten. Es liegt eine Viertelstunde vom Schwesternhaus. In großen Sälen waren zwei lange Reihen von Betten ziemlich nahe aneinander; auch einige Kranke, welche Fieber und Wunden hatten, waren schon da. Neben diesem Krankenhaus ist ein großer aus Zement aufgeführter Wasserbehälter, worin das Regenwasser angesammelt wird für die Kranken. Nach europäischem Begriff ist natürlich noch sehr viel zu tun, bis es den ärztlichen Vorschriften entspricht; aber für alle Fälle ist hier Gelegenheit, eine herrliche segensreiche Tätigkeit zu entfalten; könnten wir nur Hilfe von Europa haben.

Möchten junge, großmütige Seelen sich doch entschließen, ihr Leben und Wirken der erhabenen Missionstätigkeit zu weihen!

Schw. M. Roselina.



E. VON STEINLE PINXIT.

BK

Die Gnadenvolle singt ihr Magnifikat.

Auf das Fest Mariä Heimsuchung

Wer hat im trüben Zeitgefilde
Dein Bildnis je noch recht gemalt,
Und ausgedrückt im ganzen Bilde
Wie himmlisch-schön dein Wesen strahlt?
Was auch an dir die Blicke schauen
Ist licht, wie Sonntagsmorgenschein,
Ist süß, wie Duft von Frühlingsauen,
Ist quellenklar und taubenrein!

Das Jesuskind an deinem Herzen
Ist deines Wertes Unterpfand,
Drum lodern der Verehrung Kerzen
Für dich weithin im Erdenland;
Aus Grüften aller Zeiten klingen
Dir Liebespsalmen froh und hehr,
Und fort in unsern Tagen singen
Die Gläubigen dir Lob und Ehr'!

In dir ist aufgetan die Pforte
Des Heils, wie Blütenschimmer hell
Das mild entströmt dem ew'gen Worte,
Dem Jesuskind, dem Gnadenquell;
Du bist die Heiligste der Frommen
Und Gottes reinsten Hochaltar,
Von dem uns Segensgrüße kommen
Ins franke Leben wunderbar!

Du bist der Weinstock sel'gen Nutes
Den Pilgern, die, fürs Kreuz entflammt,
Erstreben Perlen eines Gutes,
Das von den Himmelshöhen stammt;
Und sind die Wege dornverschlungen,
Und scheint das goldne Ziel so fern,
Dann blickst du in die Dämmerungen
Den Kämpfenden als Trostesstern!

Du bist die Mutter hoher Güte
Den Sündern, die erstorben sehn
In ihrer Brust der Unschuld Blüte,
Und die nun Büßertwege geh'n;
Enthoben sind durch dein Fürbitten
Die Weinenden der Qualennacht,
Und Jesus, der für sie gelitten,
Hat allen Gnade stets gebracht!

K

Auf Missionsreisen

Aus Morogoro, Ost-Afrika

Morgens gegen 8 Uhr sind wir mit Träger und Lasten von Morogoro aufgebrochen. Bruder Gerard brachte uns mit dem Lastauto bis Madamn, mehr als halbwegs Matombo. Nach gut zweistündiger Fahrt kamen wir dort an, und nun begann die Fußtour in die Berge. Es war ein äußerst beschwerlicher Weg, bergauf, bergab. Dreimal mußten wir uns durch den Mbezi-Fluß, den Anfang des großen Rufuslusses, tragen lassen. Wir hätten ihn ohne große Gefahr nicht selbst passieren können. Nach sechsstündigem, anstrengendem Marsch kamen wir endlich in Tegetero, der ersten Schule, an, wo der Hauptlehrer wohnt. Wir hatten vor, hier zu bleiben, um alle 6 Schulen zu besuchen und einmal nachzusehen, ob die Lehrer ihre Pflicht tun.

Kinole liegt sehr weit von Morogoro, und der Weg ist sehr mühsam. Nichts als Berge und Täler. Die Schwarzen sind von Kindheit an an die Wege gewöhnt und springen wie die Affen den höchsten Berg hinan. Es fällt ihnen darum auch gar nicht ein, bessere Wege anzulegen, und der Europäer ist gezwungen, sie auch zu gehen. Was das aber heißt, das muß man erfahren, erzählen kann man das nicht.

Es sind viele hundert Christen in Kinole, aber, dem lieben Gott sei's geklagt, auch viele hundert Abgefallene. Der Islam triumphiert hier und reißt alles an sich. O, wenn man doch hier eine Mission gründen könnte und die armen Schafe einen Hirten bekämen, ohne Zweifel wären die meisten zu retten. Es kann höchstens ein bis zweimal im Jahr ein Missionar dahin kommen.

Wir hatten uns erst bereden lassen, nicht im Zelt, sondern in der Schule zu schlafen; aber, o weh; in der Nacht kam ein Regen, der durch das Dach drang, und es tropfte mir beständig ins Bett. Dazu hatten sich in der Schule noch andere Gäste ein Quartier gesucht, nämlich die Moskiten, und weil wir keine Netze mitgenommen hatten, fanden sie ihre Freude daran, uns tüchtig zu zerstechen. Im Zelt ging's besser. Es ist wasserdicht, und es sind keine Moskiten darin. Etwas Angst hatten wir aber doch, wenn allerlei Tiere um uns herum ihre Stimme hören ließen. Die Schwarzen hatten uns jedoch so oft versichert, daß es keine Löwen und Leoparden hier gäbe, und so beruhigten wir uns immer wieder. Als die Morgensonne durchs Zeltfensterchen lugte, standen wir auf und verrichteten unsere Gebete. Unterdessen brannte nebenan ein lustiges Feuerchen; unser Koch Johanni bereitete auf seinem Herd (drei große Kieselsteine) das Frühstück. Nach demselben machten wir uns mit dem Lehrer Martin und einem andern Begleiter auf den Weg in die Schulen.

Bagiro und Nghenge sollte unser Besuch gelten. Die Wege dorthin sind sehr weit und derart, daß unser Begleiter mich beständig wie ein Kind an der Hand führen mußte. Es schwindelte einem an den Abgründen, an deren Rand der schmale Fußpfad hinführte. Die Wege hier sind unbeschreiblich. Nehmen Sie dieses Wort in seiner ganzen Ausdehnung, es ist nicht übertrieben. Schwester Amabilis, aus lauter Sorge, ich möchte den Strapazen nicht gewachsen sein, ließ mich in der Schule Bagiro zurück und setzte mit ihren Begleitern den Weg fort nach dem 2½ bis 3 Stunden entfernten Nghenge und Nyange. Ich examinierte unterdessen die kleinen Krausköpfe und erzählte ihnen vom lieben Gott, von Himmel und Hölle.

In Bagiro waren 26 Knaben in der Schule, keine Mädchen, und von diesen 26 sind 4 oder 5 Christen, alle andern Islami-ten und Heiden. Sie können sich nun vorstellen, wie traurig es da mit dem Religionsunterricht bestellt ist, wenn ich Ihnen erzähle, unter welchen Bedingungen wir die Schulen haben.

Um überhaupt Kinder zu bekommen, muß man von Anfang an dem Sultan und seinen Jumben sagen (die fast alle dem Islam angehören): „Es ist absolut kein Zwang für die Religion, jedes Kind ist frei und wird nur, wenn es selber will, getauft.“ Den Islamskindern prägt man aber von Anfang an so viel Haß gegen das Christentum ein, daß sie bezüglich der Religion verächtlich auf uns herabsehen. Wir suchen ihnen aber ganz leise beizukommen durch die Erklärung, daß es nur e i n e n Gott gebe für Christen, Heiden und Mohammedaner, und daß für alle Menschen die 10 Gebote gegeben seien. Im Katechismus werden die Kinder nur unterrichtet, wie sie diesem einen Gott zu dienen haben und wozu die Gebote verpflichten. Das leuchtete den Kleinen dann meistens auch ein, und damit hat man schon viel gewonnen, da sie wissen, daß dies nicht nur die Christen angeht. Sie sind dann ganz aufmerksam, während vorher viele lachen und spielen.

Schwester Amabilis hat die Gewohnheit, den Kindern jeder Schule die Geschichte von dem famosen Mohammed zu erzählen, und die Kleinen schauen dann mit großen Augen und offenem Munde die Schwestern an. Wie sie uns titulieren müssen, wissen sie nicht, und da klingt es dann immer prompt retour: „ndio bwana“, „ja, Herr“; denn „bwana“ nennen sie jeden Europäer oder hochstehenden Mann. Die es besser wissen wollen, sagen „Bibi“, „Herrin“. Ich habe mich aber gar nicht daran gestört, ob die kleinen Tröpfe Mohammedaner oder Heiden waren, und habe einfach das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, das Ave Maria, die 10 Gebote usw. abgehört.

Viele der Kleinen konnten das heilige Kreuzzeichen nicht machen, aber ich ließ nicht nach, und dann bekam der kleine Künstler ein Bildchen. Das zog! Anfangs wollte fast keiner

das Vaterunser können, nachher stotterten sie so lange, bis sie sich ein Bildchen holen durften. Nach der Schule hielt ich „Majina“, d. h. es wurden die Namen aller Christen des Taufbuches verlesen, und der Katechist sagte von jedem, wo er sei und was er treibe. Das Ergebnis war ein trauriges. Von den 298 eingetragenen Christen von Nghenge waren 61 gestorben und 146 abgefallen. Da blutete einem das Herz. Die Leute sind nicht so böse, aber sie sind ohne Hirt, und darum in großen Gefahren. Viele, viele kamen auf die Kunde von unserer Ankunft gelaufen, um uns zu begrüßen; sie wurden natürlich zur Rückkehr ermahnt, aber der Islam mit seiner Vielweiberei, das Heidentum mit seinen alten Gebräuchen, hält sie fest. „Mama“, sagte ein Mann, „früher wurden wir gehütet, jetzt haben wir niemand, der nach uns schaut. Läßest Du wohl eine Herde Ziegen allein, ohne Hirten?“

Was sollten wir sagen und antworten? Der Krieg hat hier Wunden geschlagen, die Jahre angestrengtester Arbeit nicht heilen können. Die Missionare sind gering an Zahl und können nicht alles bewältigen. Wir Schwestern helfen, wo wir können, aber unsere Arbeit bleibt immer nur eine kleine Beihilfe; Priester, viele eifrige Priester braucht das arme Afrika noch.

Abends, wenn es schon dunkel war, kamen wir müde und hungrig in unser Zelt in Tegetero wieder zurück; ein kleines Abendbrot und dann nach kurzem Gebet ins Bett, denn die heutige Bergtour hatte uns ganz erschöpft.

Am folgenden Tag sollten die Schulen in Hewa, Bewe und Siru besucht werden. Es war wieder ein weiter und beschwerlicher Weg, und wir kamen zu dem Entschluß, die Kinder der zwei weitesten Schulen nach Hewa kommen zu lassen, denn wir sahen, es ging über unsere Kräfte. Unterwegs kamen viele Leute und sprachen uns um Dawa (Medizin) an. Wir teilten aus und bestimmten ein Dorf, wo bei unserer Rückkehr die Kranken sich versammeln sollten. In der Schule trafen wir das gleiche traurige Bild wie in Bagiro. Der arme Lehrer David von Siru hatte fast nur Islamskinder in der Schule und wußte keinen Rat mehr mit ihnen. Die Kleinen waren uns gegenüber so scheu, daß sie sich immer möglichst weit entfernt hielten, um ja nicht angeredet zu werden. Wir waren ein wenig traurig, daß man hier vom Christentum gar nichts hören will und nur der Lehre Mohammeds folgt, als auf einmal drei kleine Buben zu uns kamen und uns sagten: „Mama, ich will getauft werden.“ Es tat einem ganz wohl, und wir verabredeten, sie auf die Mission kommen zu lassen, wo die Täuflinge noch besser unterrichtet werden.

Es sind z. Bt. über 40 Knaben zu diesem Zwecke in Morogoro, aber keine Mädchen; letztere bekommt man trotz aller Mühe nicht. Diese drei Bübchen konnten auch schon ganz schön

den Katechismus und traten offen und frei auf, ohne Furcht vor den Andersgläubigen. Vom Lehrer und einigen Kindern begleitet, begaben wir uns nach Schluß der Schule auf den Heimweg, nachdem die Kranken unterwegs versorgt waren. Um 4 Uhr langten wir in Tegetero an, wo bereits Christen und Abgefallene aus Bagiro und Nghenge, die wir bestellt hatten, auf uns warteten.

Nun waren die Schulbesuche erledigt, und wir konnten uns am Freitag den Kranken widmen. Es herrscht hierzulande die Wurmkrankheit sehr stark, an welcher viele Leute sterben. Wir hatten Medizin dafür mitgebracht und die Kranken für Freitag



Antilope.

bestellt. Dieselben machen eine Tynol-Kur, die sehr gut hilft, aber recht gefährlich ist. Darum muß man diese Medizin stets selbst verabreichen. Für den Nachmittag waren die Lehrer und für den Abend die Christen bestellt, um unterrichtet und zu neuem Eifer angespornt zu werden.

Von der Schule Tegetero allein konnten wir 16 Ehepaare notieren, deren Ehe noch nicht kirchlich geschlossen war, die aber nun dazu bereit sind. So ging der Tag schnell um, und am folgenden Morgen mußten wir uns zur Abreise rüsten. Etwas nach 4 Uhr standen wir auf, packten Bett und Zelt zusammen und traten nach einem guten Frühstück die Rückreise an. Die Sonne kam eben hervor und umzäunte die Wolken mit goldenen Rändern, als wir Tegetero verließen.

Unsere Träger waren noch mit Zusammenschnüren der Lasten

beschäftigt, während wir schon vorausgingen, da der Sumbe Ngoma uns unterwegs noch sprechen wollte. Er war schon zweimal bei uns gewesen und hatte ein Körbchen Reis, 1 Huhn und einige Eier als Geschenk gebracht. Mir machte er noch ein Extra-Präsentchen, indem er mir seinen Stock schenkte. Ein Häuptling hat hierzulande einen schönen geschnitzten Stock (langer Bergstock), der oben einen platten, breiten Kopf hat. Jedermann weiß, daß es ein Häuptlingsstock ist, und da meistens weder die Häuptlinge noch die Leute lesen und schreiben können, so hat es mit dem Stock eine eigene Bewandnis. Will der Häuptling z. B. jemand rufen, so schickt er diesen Stock hin, und der Betreffende weiß sofort, daß er zum Sumbe kommen muß. „Er ist mein Polizist“, sagte Ngoma. — Ich nahm den Stock gerne und werde ihn demnächst für das Museum senden. Natürlich mußte ich ihm ein Gegengeschenk, ein buntes Tuch oder Hemd, dafür versprechen.

Nachdem alle Zeremonien erledigt waren, setzten wir unsern Weg fort. Der Abstieg war fast noch schlimmer wie der Aufstieg, wenn auch nicht so beschwerlich, denn durch Regen und Tau waren die schmalen Bergpfade glitscherig, und ehe man sich versah, gab's unfreiwillige Rutschpartien. Am ersten Fluß mußten wir nochmals haltmachen, denn eine ganze Anzahl Leute hatte sich dort versammelt, um Medizin zu bekommen. Wohl oder übel mußten wir nochmals auspacken, um den armen Leuten zu helfen. Die Sonne brannte nun immer mehr, und mit beflügelten Schritten setzten wir unsern mühsamen Weg fort. Unterwegs sahen wir viele Spuren von Löwen, die überall den Wildschweinen nachjagen und deshalb von den Leuten sehr gerne gesehen sind.

Auch in Hewa, ganz nahe an der Schule, hatten drei Löwen in der Nacht vor unserm Besuch ein Wildschwein verzehrt, und in der Nacht nach unserm Dortsein standen sie an derselben Stelle, wo wir gefressen hatten und brüllten; später holten sie aus der Hütte des Dorfältesten eine Ziege.

Nach angestrengtem Marsch langten wir gegen Mittag in Madamn wieder an, wo der Bruder mit dem Lastauto schon bereit stand. Er hatte Holz für den Schulbau in Matombo geholt und hier, nach Vereinbarung, auf uns gewartet. Unterwegs sollte uns noch eine Ehre zuteil werden. Der große und alte Sultan dieser Gegend, Ringaru mit Namen, war vor zirka drei Wochen gestorben. Als wir am Montag in Kinole ankamen, wo der Sultan seinen Sitz hat, war eben Neuwahl gewesen. Wir wollten dem großen König einen Besuch machen und sandten zu diesem Zwecke einen Boten hin, uns anzumelden. Der neue Ringaru war sehr geehrt und gab bereits Anweisungen an seine Sumbe, daß jeder etwas als Geschenk für uns zu bringen habe, als ein Bote vom Bezirksamt kam und

156

Kingaru meldete, der Bezirksamtman erwartete ihn zwecks wichtiger Besprechungen in Kidugallo. Ganz entgegen den alt-hergebrachten Gebräuchen, nach denen ein neu gewählter König 3—4 Monate sein Haus nicht verlassen darf, mußte Kingaru gleich nach seinem Amtsantritt eine Reise machen. Er sandte uns einen Brief zurück, worin er bedauerte, uns nun nicht empfangen zu können, und versprach uns seine Hilfe für die Schulen. Es tat uns leid, daß wir gerade die Hauptperson nicht angetroffen hatten, denn man muß sehen mit dem Häuptling auf gutem Fuß zu stehen.

Als wir zirka eine halbe Stunde gefahren waren, sahen wir ganz unerwartet Kingaru ankommen. Wir baten den ehrw. Bruder zu halten, damit wir Se. Königl. Hoheit begrüßen konnten. Vor ihm her gingen 40—50 Weiber, die alle sangen und mit Zweigen und Blumen schwenkten, dann kamen Trommler, die Goma spielten, hinter diesen Kingaru, von 4 Männern auf einem mit Decken belegten Lehnstuhl getragen, und hinter ihm noch viele Leute. Es war ein ganzer Aufzug. Sobald Kingaru sah, daß wir ausstiegen, kam er auf uns zu, reichte uns die Hand, drückte sein Bedauern aus, daß er so schnell fort mußte, und fragte dann gleich, ob wir ihm nicht europäisches Pombe (Brantwein) besorgen könnten. Der Neger bleibt doch immer Neger und verleugnet sich auch auf dem Königsthron nicht, und so schämte sich auch Kingaru nicht, uns gleich anzubetteln.

Nach einigen höflichen Worten und abermaliger Zusicherung seiner Hilfe für die Schulen setzten wir beiderseits unsern Weg fort. Um drei Uhr langten wir endlich wieder auf der Mission an. Wer will für unsern armen Abgefallenen in Kinole beten?

Schw. M. Ancilla.

K

Ein eingegangenes Kirchenamt

Aus alten holländischen Rechnungen der protestantischen Kirche zu Harlem geht hervor, daß im Jahre 1625 ein gewisser Hans Zink wöchentlich M. 1.25 erhielt, um die Gläubigen aufzuwecken, die während der Predigt eingeschlafen waren. Harlem macht darin durchaus keine Ausnahme; denn nachweislich hatten zur damaligen Zeit viele Kirchen ihren Hans Zink.

Ja, die Chronik meldet: daß der Hans Zink zu Dortrecht in Holland abgesetzt wurde, weil er, nachdem er sein delikates Amt 20 Jahre zur Zufriedenheit verwaltet hatte, zuletzt selbst während der Predigt eingeschlafen war.

S

Nomdingile, ein erwachsenes Mädchen, spielte gerade vor dem Kraal ihrer Eltern, als der Missionar kam, um ihr krankes Brüderchen zu besuchen. Schüchtern schlich sie in eine Ecke, von wo aus sie alles sehen und hören konnte. Als nun der Priester von dem schönen Himmel sprach, der dem kleinen Brüderchen offen stehe, wenn ihm durch die heilige Taufe der Weg dazu bereitet würde, schlich Nomdingile ganz nahe zu ihm; die Furcht, der Pater Missionar werde sie mitnehmen und aufessen, wie ihr der Vater stets vorsagte, war verschwunden. Von einer Taufe wollte natürlich der heidnische Vater nichts wissen. Als nach einigen Tagen der Missionar wieder vorbeikam, eilten ihm Nomdingile und ihre Schwester schon entgegen, erzählten ihm allerlei, besonders aber, daß der Vater ihren kleinen Bruder nicht taufen lassen wolle.

Am folgenden Sonntag kamen beide Mädchen zum Gottesdienst auf eine Außenstation. Sie hatten sich heimlich vom Kraal entfernt unter dem Vorwande, ihre Freundinnen zu besuchen. Einige Tage kamen sie in Begleitung der Mutter, die das kranke Kind auf dem Rücken trug, zur Missionsstation, nicht um es taufen zu lassen, nein, nur um Medizin zu holen. Sie blieben drei Tage bei uns, wohnten der heiligen Messe bei und gingen auch unter Tags zur Kirche, so oft die Kinder einen Besuch beim Allerheiligsten machten. Sie staunte sehr, daß die Schulkinder so schön singen und beten konnten und so fröhlich waren. Wieder zu Hause angekommen, erlaubte die Mutter den beiden ältesten Mädchen, Sonntags den Gottesdienst besuchen zu dürfen, natürlich durfte der Vater es nicht erfahren. Er war zur Zeit bei der Arbeit und somit konnten sie ruhig gehen. Als er aber zurückkehrte, waren die Kinder recht vorsichtig. Es fiel ihm auf, daß die Kinder stets Sonntags längere Zeit abwesend waren. Als sie einmal vorgaben, zum Kaufladen gehen zu wollen, traute er ihnen nicht und schlich somit den Kindern nach. Er kam gerade zum Kapellchen auf der Außenstation, als die Kinder dasselbe verließen. Nomdingile als die Älteste mußte dem Vater Rede stehen. Sie gestand jetzt offen, daß sie beide schon seit längerer Zeit den katholischen Gottesdienst besuchen und heute zur Katechese gewesen seien, denn sie wollen mit den anderen Kindern getauft werden. Zu Hause angekommen, schlug der Vater unbarmherzig auf das Kind los. Die Mutter aber hatte Mitleid mit ihrem Kinde und verhalf ihm, heimlich zur Missionschule zu fliehen. Der Vater ließ sie ruhig bei uns. Sie lernte fleißig, war brav und arbeitsam und sparte sich gerne Früchte zusammen, die sie dann als Gruß heimschickte zu ihren Eltern. Schon oft hatte die Mutter

ihr Töchterchen Nomdingile besucht; nach einem Jahr kam auch der Vater und wohnte dann regelmäßig dem Gottesdienst bei. Jetzt mußten auch die anderen Kinder zum Gottesdienst. Alle hielten treu aus und die Eltern der kleinen Nomdingile zählen jetzt zu den eifrigsten Katholiken.

*

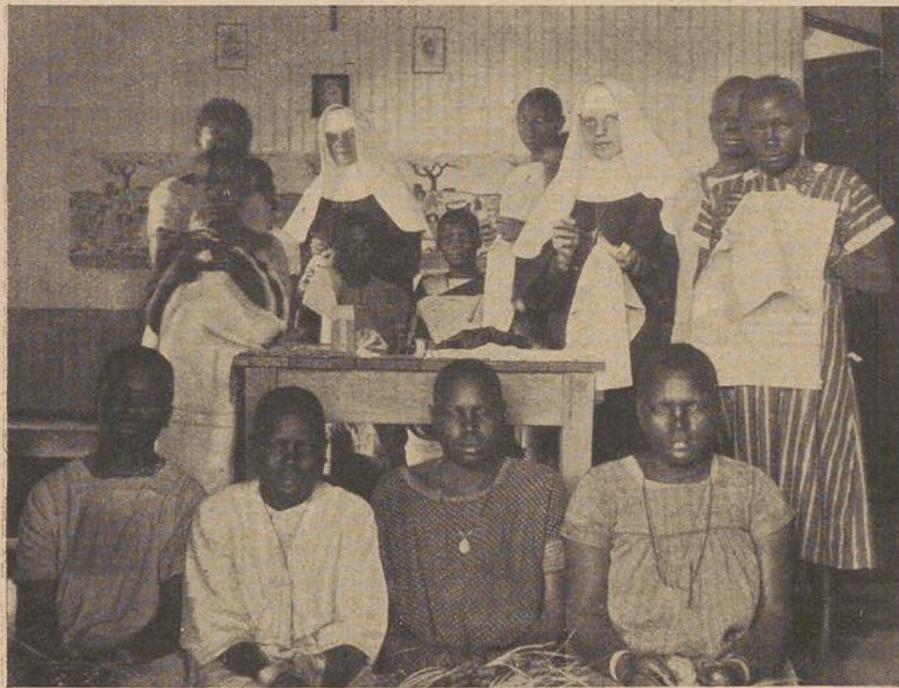
Mdwebu hatte zwei Kinder bei uns in der Schule. Anfangs holte er sie öfter nach Hause, aber die Kinder kamen immer wieder. Besonders ließ sich die ältere Powfibwe nicht abschrecken, hingegen war die jüngere Mlekiwe furchtsamer. So kam Powfibwe einmal bei uns an, als ihr Vater gerade einer heidnischen Hochzeit beiwohnte. Noch am selben Abend aber wurde sie wieder zurückgeholt. Auf dem Wege verschwand sie schnell in einem Gebüsch und war nicht mehr zu finden, so daß der Vater genötigt war, ohne sein Kind heimzugehen. Powfibwe lernte fleißig, war eifrig bei der Arbeit und zeigte große Freude, der heiligen Messe beizuwohnen oder sonst dem Heiland im Tabernakel einen Besuch abzustatten zu können. Freilich quälte sie zuweilen ein großes Heimweh nach ihrer Mutter und den jüngeren Geschwistern. Aber um keinen Preis wollte sie nach Hause gehen, da sie mit Recht fürchtete, dort vom Vater festgehalten zu werden. Endlich hatte sie Gelegenheit, ihre Geschwister bitten zu lassen, sie möchten sie doch an einem Sonntag besuchen. Powfibwe sparte schon eine ganze Woche hindurch Früchte zusammen und erbat sich zudem noch einen kleinen Kürbis. An einem Freitagnachmittag kamen ihre drei Geschwister an. Sie hatten Hunger, und Powfibwe beeilte sich, einen guten Brei für die Kinder zu erbitten und ihnen ihre ersparten Früchte für die Mutter mitzugeben. Freudentränen standen in den Augen der Kinder, und Mlekiwe wollte schon nicht mehr nach Hause. Powfibwe jedoch begleitete die Kleinen eine Strecke weit und lud sie wieder ein, zur Mission zu kommen, nachdem sie ihren Geschwistern vom lieben Gott erzählte und sie kleine Gebetchen gelehrt hatte. So oft sie nun kamen, ging sie mit ihnen zum Tabernakel, und es war rührend, das kleine Trüppchen halblaut beten zu hören. Nicht lange dauerte es, da kam auch das kleine Brüderchen Mgutshenis zur Schule. Nun hielt es Mlekiwe zu Hause nicht mehr aus und vereint mit ihrer älteren Schwester flehte sie zum lieben Heiland um die Bekehrung ihrer Eltern. Wohl kam die Mutter hie und da, um sich nach ihren Kindern umzusehen, aber für ihre Bekehrung war noch mehr Gebet notwendig. Bald erkrankte der Vater, und er verlangte von selbst nach der heiligen Taufe. Wir dürfen sicher hoffen, daß nun auch die Mutter auf das Gebet ihrer Kinder bald den wahren Glauben annehmen wird.

*

Nontombi, ein kleines Kaffernmädchen, wohnte in der Nähe eines großen Flusses, an dessen Saum sich mächtige Wälder ausstrecken. Dort sammelte sie oft mit ihrem Mütterchen Holz, da sie, als das älteste der Kinder schon allerlei kleine Arbeiten verrichten mußte. In der Nähe war eine große protestantische Schule, welche Nontombi jeden Morgen mit ihrer kleinen Schwester und ihren Freundinnen besuchte. Sie lernte zwar fleißig, aber ihr Herz schien immer etwas anderes zu suchen. Zuweilen begegnete sie einer Freundin, Franziska mit Namen, welche Sonntags zu unserem Gottesdienst kam. In der Nähe der Heimat dieses Mädchens haben wir nämlich eine Katechetenstelle, wo einmal im Monat eine heilige Messe gelesen wird.

Nontombi sagte sich, was macht es nun aus, wenn ich einmal mit Franziska zum Gottesdienst der Amaroma gehe. Niemand wird es erfahren und vielleicht finde ich dort, was ich suche. Gesagt, getan. Frühzeitig erwachte sie an einem Sonntag, um zu ihrer Freundin Franziska zu gehen, und dann in deren Begleitung zu dem trauten Kapellchen zu wandern, in welchem die heilige Messe gelesen wird. Schon schaute sie in das kleine Kirchlein und folgte nur langsam den Schritten ihrer Freundin. Sie verbarg sich in einem Eckchen, schaute sich alles neugierig an, denn so etwas hatte sie in ihrem protestantischen Gebetsort nicht gesehen. Als der Priester zum Altar schritt, drängte sie sich vor, um doch alles gut beobachten zu können. Ja, das war es, was sie suchte und was ihr Herz erfreute! Auf dem Heimwege erklärte ihr Franziska alles, was in der Kirche vorging. Sie mußte so schön vom lieben Gott zu reden, daß Nontombi am liebsten bei Franziska geblieben wäre. Am folgenden Tage mußte sie wieder zur protestantischen Schule, ihre Gedanken aber waren bei den Amaromas. Inzwischen hatten die Eltern erfahren, daß sie zum katholischen Gottesdienst gegangen sei. Sie wagte nicht mehr, vorläufig noch hinzugehen. Um so öfter besuchte sie ihre Freundin Franziska. Es kam die Erntezeit. Nontombi arbeitete fleißig mit und deshalb durfte sie die zurückgebliebenen Maiskolben sammeln, verkaufen und den Erlös für sich behalten. Dieses Geld reichte gerade zu einem neuen Kleidchen. Dann bat sie ihre Eltern, bei einem Farmer Tagelöhnerarbeiten verrichten zu dürfen, wofür sie auch noch etwas Geld erhielt. Fünf Schillinge hatte sie bereits zusammengebracht und nun wollte sie ihren Plan ausführen und heimlich zur Missionschule gehen. Schon am folgenden Morgen in der Dämmerung entfloh sie aus dem elterlichen Hause. Sie vermied die offenen Wege, eilte durch Gebüsch und langes Gras, denn sie mußte sich ja einen unbekanntem Weg suchen. Alle kleinen Gebetchen, welche sie Franziska gelehrt hatte, betete sie auf dem Wege, damit der Nkulunkulu, das ist der Gott der Christen,

ihr den Weg zeige und ihr erlaube, bei den Amaromas zu bleiben. Endlich sah sie unsere Missionsstation und freudig klopfte ihr das Herz bei dem Gedanken, jetzt wird sie ihr Glück finden. Es war bereits Mittag und die Schulkinder spielten im Freien, als Nontombi von ferne stehen blieb. Gar bald eilten ihr einige Kinder zu und brachten mir Nontombi mit der Bitte, sie möchte in der Schule bleiben. Selbstverständlich wurde das gerne gewährt. Aber nach einigen wenigen Tagen kam ihr Vater und wollte sie wieder nach Hause führen. Nontombi aber blieb fest. Auch die Mutter konnte sie nicht wankelmütig



Unsere Nähsschule in Nairobi.

machen. Endlich kamen auch ihre kleinen Geschwister zur Schule und der Vater erhielt in seiner Krankheit die Gnade der heiligen Taufe. So hatte Nontombi Gott gesucht und ihn auch gefunden.

*

Durch einen Traum bekehrt

Jenseits des großen Umzimkulu-Flusses lebte Masifeshi. Ihr Mann war ebenfalls Heide. Masifeshi bestellte ihre Felder, hielt den Kraal sauber in Ordnung und ging sehr wenig zu den Biergelagen. Im nahen Urwald holte sie Holz und am lustig dahinplätschernden Flüsschen schöpfte sie Wasser. Der liebe Gott schenkte ihr viele Kinder, doch der Tod raffte eines nach dem andern hinweg. Schon acht Kinder ruhten in kalter

Erde neben ihrem Kraal. Da schenkte ihr der liebe Gott wieder ein kleines Töchterlein. Es sah so zart und kränklich aus, als wollte es den anderen acht Geschwisterchen folgen. Die Mutter selbst war krank und der Kummer, auch die kleine Hlupekile wieder verlieren zu müssen, verzehrte sie.

Nun hatte sie einen sonderbaren Traum: „Zwei Männer in weißer Kleidung folgten ihr in den Kraal hinein und stellten sich vor sie hin. Sie erschrak, aber die beiden Männer schauten sie sehr mitleidig und wehmütig an, während der eine sprach: „Masifeshi, lies in diesem Buch, und du wirst glücklich werden.“ Er bot ihr dann ein großes Buch an, das sie mit Freuden annahm, und dann verschwanden beide Männer.“

Als Masifeshi erwachte, erzählte sie einer Nachbarin, die gekommen war, ihren Traum. Diese erwiderte sofort: „Du mußt dich bekleiden, Christin werden und die Bibel lesen, welche vom lieben Gott erzählt.“ Wohl sei der Glaube der Amaroma der beste, doch diese seien sehr weit von hier entfernt und gewiß würde ihr Traum auch in Erfüllung gehen, wenn sie sich der amerikanischen Kirche anschließe. Sobald sie sich ein wenig erholt hatte, ging sie auch dort hin. Sie nahm die kleine Hlupekile mit. Sie fand aber weder die Männer mit dem großen Buch, noch auch ihr Glück. Nun dachte sie sich, finde ich das Glück nicht, so werden es gewiß meine Kinder finden, und eifrig eilte sie zum Bethaus. Hlupekile wuchs heran, und als der liebe Gott ihr noch einige Kinder schenkte, ließ sich Masifeshi auf den Namen „Grace“ taufen, und auch ihre Kinder, und hoffte somit dieselben am Leben zu erhalten. Grace aber dachte noch stets an die weißen Männer mit dem großen Buch, und daß ihr jene Glück versprochen hätten, wenn sie in dem großen Buche lesen werde. Da war Grace eines Tages zum Kaufladen gewesen. Sie traf mit einigen Frauen zusammen, die das traute Kirchlein in Maria Trost besucht hatten. Sie ließ sich von denselben vieles erzählen und bat, dieselben nächstens begleiten zu dürfen, denn dort waren ja die weißen Männer mit dem großen Buch. Oft eilte sie einen Hügel hinauf, und die Frauen hatten ihr gesagt, daß hinter den Bäumen, die in weiter Ferne aufstauchten, Maria Trost sei, der Ort, wo sie ihr Glück finden werde. Grace ging jetzt nicht mehr in die amerikanische Kirche; wohl schickte sie die Kinder zur dortigen Schule, doch am Sonntag mußten sie zu Hause bleiben und mit ihr zum Gott der Amaroma beten.

Unser Katechet hatte noch ziemlich weit von ihrem Kraal entfernt eine Katechetenstelle. Grace hörte davon und eilte dorthin und schon drang ein Glückstrahl in ihr Herz.

Es war anfangs Februar, als eines Tages bei heftigem Regen Grace zwei Kinder zu uns in die Schule brachte mit der Bitte: „Unterrichte meine Kinder in der Gotteslehre, denn

auch ich will katholisch werden; lehre sie lesen und schreiben und brav sein. Zuweilen werde ich am Sonntag kommen und nachschauen, ob ihnen nichts fehlt."

Ein ganzer Monat war verflossen, als Grace zum ersten Male am Sonntag unserm Gottesdienst beiwohnte. Als ich sie nach demselben fragte, wie es ihr gefallen habe, sagte sie: „O, Schwester, wie glücklich bin ich jetzt; lange habe ich vergebens nach dem Glück gesucht; acht Kinder hat mir der liebe Gott genommen, sie haben das Glück nicht gefunden; fünf hat er mir gelassen, aber diese sollen glücklich werden, und dann habe ich sie zu Dir in die Schule geschickt. Hier ist der Mann, Priester, mit dem großen Buch, der mir im Traum gesagt, ich solle in jenem Buche lesen, dann werde ich glücklich werden. Gern will ich“, sagte die Frau, „alle Arbeiten selbst besorgen, wie Holz und Wasser herbeischleppen, die Felder anpflanzen und jäten usw., wenn nur meine Kinder glücklich werden, und das werden sie nur, wenn sie Religion lernen und in der Schule sind.“

Jetzt kommt Grace öfters Sonntags zur heiligen Messe, obgleich sie schon am Samstagmorgen ihren Kraal verlassen muß und erst am Montagabend wieder heimkommt. Schon wirbt sie für unsern Glauben und kommt nicht mehr allein zum Gottesdienst. Sie hat endlich das Glück gefunden und möchte auch andere an ihrem Glück teilnehmen lassen.

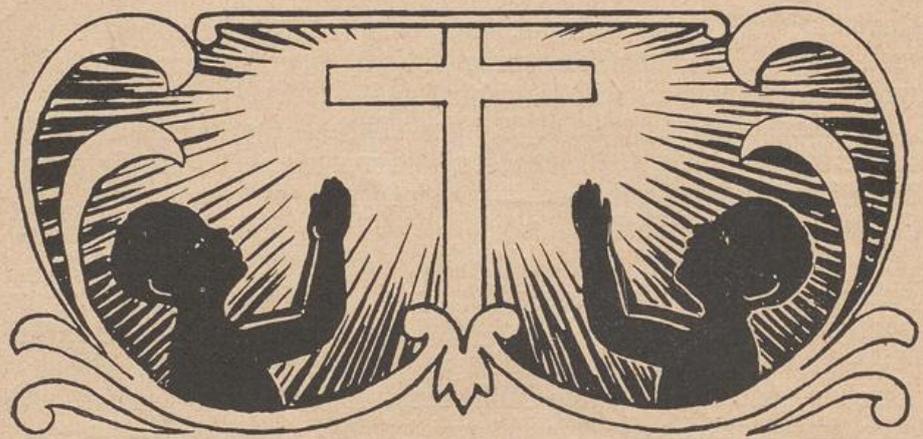
2

Jesus

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Das ist das Wort, so der Erlöser spricht:
Du bist der Weg, du bist die Himmelspforte,
Du bist mein Hoffen, meine Zuversicht.

Du bist die Wahrheit. All des Herzens Sehnen
Sucht Wahrheit. – Sag', wo kann ich finden sie:
Du bist die Wahrheit, denn du bist die Liebe,
Die Wahrheit, wie die Welt sie bietet nie.

Du bist das Leben; dieses Herz wird brechen,
Dereinst im Tod – dann komme, Jesu Christ,
Und führe' uns hin, wo Wahrheit wohnt und Leben,
Hinauf zu dir, weil unser Weg du bist!



F ü r d i e K i n d e r

Wer und wo sind diese drei rabenschwarze Engel oder Bengelchen? werdet ihr mich fragen, liebe Kinder. Also gleich Vorstellung gemacht. — In der Mitte steht mit süßem Lächeln des Königs jüngstes Töchterlein, also eine kleine schwarze könig=



liche Prinzessin „Mpenzi gangu“. „Mein Liebling“, nennt er sie, und bekommt im September 1931, wenn sie getauft wird, den Namen Berta. Ihr königlicher Vater läßt sich an demselben Tage taufen und viel Volk mit ihm. Das wird ein großes Fest in Uru, am Fuße des Kilimandscharoberges. Nun müßt Ihr,



Der kleine Ludwig.

liebe Kinder, aber noch viel für diesen Häuptling beten, denn es ist sehr schwer für ihn, ein Christ zu werden.

Des Königskindes Freundin ist unsere kleine Resi-Rita aus Uru, welche schon am dritten Tage ihres Lebens ihr Mütterchen verlor. Unsere gute Schwester Siena hat sie mühsam auferzogen. Resi ist ein gar liebes Kindchen, noch nicht zwei Jahre alt. Die Kleine lacht immer; nun läutete es aber gerade zum „Ave Maria“, und da durfte Resi-Rita nicht lachen.

Hinter beiden steht ein armer, armer Waisenknabe, geboren im Glendstal, im Aussäzigenheim. Seine Mutter hatte keine Zehen und keine Finger, aber unser Petri ist doch recht glücklich auf der trauten Missionsstation; da hat er ein Heim gefunden, denn der arme Knabe hat weder Freunde noch Verwandte. Sein sterbendes Mütterchen hat ihn dem guten seeleneifrigen Missionar übergeben, und dieser brachte ihn als vierjährigen Knaben zu uns nach Uru.

Dagegen ist unser kleiner hellblonder Ludwig mit den blauen Vergißmeinnicht-Augen immer viel glücklicher gewesen; er hat nicht nur seine guten Eltern, sondern auch noch besorgte Großeltern. Ludwig ist schon ein großer Freund der Mission; sein Großmütterchen arbeitet fleißig für die roten Caritasblüten, und seine Tante, unsere Schwester Stephana, hat ihm vor kurzem eine Photographie aus Nairobi geschickt, wo sie mit mehreren Kindern darauf stand. Lange und ernst betrachtete der Kleine dieses Bild; nach einer Weile sagte er kopfschüttelnd und treuherzig: „Die Kinderköpfe schauen doch aus wie Kollmöpfe.“ Aber deshalb hat Ludwig doch die kleinen Schwarzen sehr gerne, wenn sie ihm auch nicht besonders zu gefallen scheinen.

Nun wollen wir unser lauschiges Plätzchen unter den Palmen verlassen bis das nächste Mal, liebe Kinder.

5

Briefe eines schwarzen Mädchens, welches das Lehrerinnenexamen bestanden hat

An Schwester Gustavine:

Centocow, den 18. Jan. 1926.

Teure ehrwürdige Schwester!

Ich erlaube mir, Ihnen für all die Mühen zu danken, die Sie hatten, um mich durch dieses Examen Grad I zu bringen. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst, denn ich bin wirklich durchgekommen. Gott sei Dank!

Nochmals bitte ich um Verzeihung für den Verdruß, den ich Ihnen ohne meinen Willen bereitet habe. Ich war oft gegen meinen Willen ganz überwältigt von Mißtrauen und Ungeduld. Bitte, vergessen Sie, Schwester. Ich weiß, daß Sie mir verzeihen haben in demselben Augenblick, als ich Ihnen wehe tat, noch ehe ich um Verzeihung bat.

Nun aber, da ich fort bin, kann ich Ihnen ein kleines Geheimnis anvertrauen. Da ich Ihnen oft wehe tat, machte mir mein Gewissen peinliche Vorwürfe. Ich sah die Größe meiner Fehler in den Augen Gottes ein. Wie oft war ich versucht, den Mut sinken zu lassen. Manchmal unterließ ich sogar die

heilige Kommunion, denkend, daß ich Gott mißfalle, weil ich seiner Auserwählten wehe tat. Viele Gedanken der Verzweiflung überkamen mich. Nur ein Gedanke gab mir Mut, nämlich, daß Gott keine Seele verläßt, die auch nur ein wenig guten Willen hat. Glücklicherweise hatte ich 2 s 6 d (= zwei Schilling und sechs Pence) Geld in jenen traurigen Tagen. In meinem Kummer dachte ich, den bestmöglichen Gebrauch davon machen zu wollen. Dieser Gebrauch ist mein kleines Geheimnis, welches ich Ihnen jetzt offenbaren will. Ich dachte: um Gott zu verfühnen, werde ich von diesem Gelde eine heilige Messe lesen lassen für jene Seelen im Fegfeuer, die der Schwester Gustavina am teuersten sind. Ich weiß, daß ich ihr weh getan, aber wie wird sie sich freuen — auch wenn sie es erst in der Ewigkeit erfährt —, daß die geliebten Seelen im Fegfeuer Erleichterung fanden. Ich gab das Geld der lieben Schwester Clementia und die heilige Messe ward in der bestimmten Meinung gelesen. — Ich sah es als meine Pflicht an für den Trubel, den ich Ihnen bereitet hatte; deshalb will ich keinen Dank.

Ich werde Ihnen oft schreiben von meiner Arbeit in der Tagesschule.

Bitte, richten Sie meine besten Grüße aus an liebe Schwester Clementia, Schwester Maximina und alle studierenden Schwestern, wenn sie noch da sind.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr Sie liebendes und dankbares Kind
Johanna Dhlamini.

*

An Schwester Generosa:

Teure ehrwürdige Schwester!

Meine Hand ist nicht imstande niederzuschreiben, was ich fühle. Die Freigebigkeit des Herrn war so groß, auch mich beim Examen durchkommen zu lassen. Ich kann mir die lachenden Gesichter von Luisa und Angela vorstellen. O, wie wünsche ich, daß wir uns alle noch einmal wiederfinden möchten an Mutters Zelle, nun nicht mehr zagend und finster, sondern mit den freundlichsten Gesichtern, die Kinder jemals hatten. Der liebe Gott hat wirklich Schwester Gustavinas Arbeit gesegnet, wie Sie uns so oft gesagt haben. Möge das liebe Jesukind alle Sorgen hinwegnehmen, welche die jetzt so glückliche Gesellschaft Ihnen und Schwester Gustavina bereitet hat. Ich weiß, daß Sie beide am meisten zu leiden hatten. Ich werde mit meinen Kindern jeden Tag vor und nach der Schule ein Ave für Sie beten.

Ich mache jeden Tag einen Gang von beinahe zehn Meilen zu meiner Tagesschule, welche noch eingerichtet wird. Hoch-

würdiger Herr Vater Missionar hilft mir viel. Ich habe meine Arbeiten schon verteilt und meinen Stundenplan bald fertig.

Schwester, wie lange schlafen Sie jetzt? Ich denke, mindestens zehn Stunden. Ich habe vor, Ihnen, Schwester *Elementia* und Schwester *Gustavina* ein Säckchen mit Früchten zu schicken. Es ist ein Säckchen, weil ich noch keinen großen Sack schicken kann. Dicke Äpfel, damit sie ersetzen, was wir Ihnen genommen; saftige Pflaumen, welche die Tränen ersetzen sollen, die ich Schwester *Gustavina* ausgepreßt habe.

Ich hoffe, daß dieses Jahr niemand Schwester *Gustavina* Trübel machen wird und vor ihrer Zelle klagt.

Da ich jedoch niemals genug danken kann für den Erfolg beim Examen, will ich nochmals eine heilige Messe für die armen Seelen lesen lassen, besonders für unsere liebe Schwester *Ignatia*. Ich glaube, daß ich es ihrem und anderer frommen Seelen Gebete zu verdanken habe, daß ich durchgekommen bin.

Bitte grüßen Sie bestens von mir die liebe Schwester *Juliana*, Schwester *Augustina* und Schwester *Gottfrieda*.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr Sie liebendes Kind

Johanna Dhlamini.

✻

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Flammersheim Mk. 21, Maria; Recklinghausen Mk. 21, Paula; Münster-Maisfeld Mk. 21, Maria-Katharina; Mausbach Mk. 21, Peter; Schröck Mk. 21, Pauline; Wormeln Mk. 21. N.; Burgjohs Mk. 30, Heinrich; Dogern Mk. 21, Joseph; Pfaffendorf-Koblenz Mk. 40, Elisabeth und Augustinus.

Für die Mission: Altenbeken Mk. 5; Pfaffendorf-Koblenz Mk. 80; Wieschowa Mk. 5; Uttrichtshausen Mk. 2,50; Sigmaringen Mk. 5.

Antoniusbrot: Klein-Strehlich Mk. 3.

Für die Mission in Kilema: Altschalkowig Mk. 5.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott. Möge das kostbare Blut Sie besonders im Monat Juli, der dem Kaufpreise unserer Erlösung geweiht ist, besonders segnen und schützen!

Hängt all mein Glück auch nur an einer Spinne Faden,
Hält diesen nur der Herr — so fürcht ich keinen Schaden!

Gebetserhörung

Der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Erhörung in einem Anliegen.
L. in N.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Silbenrätsel: 1. Grammophon, 2. Elstel, 3. Seminar, 4. Entgegnung, 5. Gefängnis, 6. Nonsens, 7. en detail, 8. Trimeter, 9. Emental. — Gesegnete Pfingsten!

Rösselsprung: O nimm mich zum Geschenke, so unwert ich auch bin,
Maria! und dann lenke dein Kind zum Vater hin! Luise Henjel.

Caritasblüten

Nr. 8

1931



Dies ist der Wein, der Jungfrau sprossen
Und himmlisch schön erblühen macht;
Wo seine Ströme sich ergießen,
Wird selbst die Wüste voller Pracht;
Kein Malentau, kein frischer Brunnen
Geht je so süß der Seele ein,
Wer einmal diesen Wein gewonnen,
Der dürstet nur nach ihm allein!

Dies ist der Wein, der Jungfrau Seelen -
Unzählige - zum Himmel führt,
Die nur das Lamm als Lieb' erwählen,
Von keiner andern Lieb' berührt,
Der Wein, der einen Liliengarten
Gebracht auf diese Erde hat,
Den Engelhände treulich warten,
Und wehren, daß kein Feind ihm naht!
Cordula peregrina.

Ein afrikanisches Krankenhaus

Aus einem Briefe unserer Schwester Alfonsine aus Centocom entnehmen wir folgende interessante Beschreibung: Unser Krankenhaus ist eine Lehmhütte mit einem Strohdach; ein größeres und zwei kleinere Krankenzimmer, das ist die ganze Einteilung dieses primitiven Krankenhauses. Nach europäischer Berechnung kann man zehn Bettstellen aufstellen, nach afrikanischer Sitte aber finden die übrigen Patienten Platz auf dem Boden.

Ein hiesiger Patient kommt gewöhnlich nicht allein. Ist ein Kind krank, dann kommen Mutter und Großmutter mit, denn hier in Afrika hat die Großmutter mehr Recht über das Kind als die Mutter. Sie versorgt hauptsächlich die kleinen Kinder, während die Mutter derselben die ganze Haus- und Feldarbeit tun muß, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie ja bei der Heirat so viele Ochsen gekostet hat. Die Frauen haben hier noch ein schweres Dasein. Die Mutter muß alles über sich ergehen lassen, auch wenn die Großmutter die Kleinen mit allerlei abscheulichen Medicinen sozusagen füttert. Stirbt das Kind in Folge dieser Medikamente, so bekommt die Mutter die Vorwürfe, und sie ist die Schuldige. Freilich hat die Großmutter nicht die Absicht, die Kinder ums Leben zu bringen. Sind die Kinder gesund, dann gibt sie ihnen Medicinen von den vielen scharfen Kräutern, damit die Kinder nicht krank werden, und sind sie krank, so müssen sie diese Medikamente in noch größerem Maße nehmen, wodurch aber gewöhnlich kleine Kinder sterben. Es kommt ja auch bei Erwachsenen nicht selten vor, daß sie in Folge der scharfen Pflanzensäfte, welche sie bei der kleinsten Unpäßlichkeit nehmen, noch kränker werden, denn es ist oft sehr viel Gift, das sie aus Wurzeln und Baumrinden bereiten.

Viele Kranke, welche hier in unser Hospital kommen, sind vergiftet. Eine andere Krankheit, welche heftig bei den Eingeborenen auftritt, ist die Schwindsucht. Haben die armen Patienten keine Eltern oder gutgesinnte Verwandte, dann sind sie ihrem Elend selbst überlassen und siechen so dahin. Da muß die Mission eingreifen. Die Eingeborenen haben auch die Gewohnheit, lauter kleine Schnitte in die Haut zu machen, wenn jemand Lungenentzündung hat, und zwar an der Stelle, wo der Schmerz ist. Diese Einschnitte können oft sehr tief sein; Aderlaß ist nicht selten bei den Schwarzen. Hat der Kranke ein Fieber, so legen sie ihn einfach hinaus in den Wind, damit er abkühlt, und hat er Schüttelfrost, wird er ans Feuer gebracht.

Auch die Behandlung der Wunden macht den Schwarzen nicht viel Kopfschmerzen. Ein beliebtes Heilmittel bei ihnen ist der Lehm; damit schmieren sie alle Wunden zu.

Vor längerer Zeit kam ein Mann in unser Lehm-Krankenhaus mit einer großen Wunde am Arm. Diese Wunde war auch schon zum Teil mit Lehm verschmiert, während ein Teil desselben schon von der Unreinigkeit aufgeweicht und weggefallen war. Als ich mich diesem Mann näherte, sagte mir der schlechte Geruch schon, daß es unter dem alten Lappen, mit dem der Arm verbunden war, nicht gut aussehe. Ich nahm diesen ganz provisorischen Verband weg, aber da wimmelte es von Würmern. Ich dachte wohl an die heilige Rita, welche die Würmer, welche von ihrer Kopfwunde herunterfielen, ihre



Der europäische Arzt und seine Patienten; im Hintergrund Schwester Alfonsine.

Engelchen nannte. Dazu fühlte ich mich in diesem Augenblick gar nicht stark genug, ihnen solchen Rosenamen zu geben, sondern ich suchte sie durch Bäder und dergleichen so bald wie möglich zu vernichten. Der Mann war aber auch höchstwahrscheinlich durch schädliche Medicinen vergiftet. Er konnte, Gott sei Dank, noch getauft werden und starb schon nach einigen Tagen.

Nun muß ich wieder auf unser famoses Krankenhaus zurückkommen. Der Operationsaal ist nur ein kleines Zimmerchen mit einem Fenster, das oben im Dachgiebel ist, denn die Zimmerdecke wird durch das Strohdach ersetzt. Der Fußboden ist teils mit roten Ziegelsteinen, teils mit einfachen Bruchsteinen belegt; zum Ausfugen der Steine hat ebenfalls der Lehm den

Zement ersetzen müssen. Als Waschtisch benutzen wir eine große Kiste; in eine alte Nähmaschine fügte ich in die Öffnung wo die Maschine selbst saß, ein Brettchen, und der fahrbare Instrumententisch war fertig. Die Sorge für den Instrumentenschrank bleibt uns erspart, da wir ja keine Werkzeuge haben; die muß der Arzt bei jeder Operation selbst mitbringen.

Sie sehen, daß Krankenpflege schon etwas beschwerlich ist in Süd-Afrika, um so mehr, weil wir bei unserm Krankenhaus kein Wasser haben. Will ich einen Tee bereiten für den Kranken, oder brauche ich warmes Wasser, dann muß ich zur Schwesternküche eilen, die ziemlich weit von unserm Krankenhaus entfernt ist. Aber alle diese Opferchen bringt man so gerne; sie nehmen ja das Glück und die Zufriedenheit nicht weg.

In Gottes freier Natur atme ich ja wieder auf. Wenn ich die stattlichen Bäume und blühenden Sträucher und die duftenden Blumen sehe und die herrlich gefiederten Vöglein betrachte, wie die meisten durch ihren lieblichen Gesang ihren Schöpfer preisen und die Menschheit erfreuen, dann lebe ich wieder auf und nehme mit neuem Mut in meiner Lehmhütte die Krankenpflege wieder auf. Wenn die Blumen auch bei der großen Tageshize ihre Köpfschen müde sinken lassen, so erholen sie sich wieder über Nacht und stehen am Morgen wieder da in ihrer vollen Pracht.

Zum Schluß noch eine kleine Episode.

Als ich eines Abends vom Schwesternhaus zum Hospital ging, um bei den Kranken Umschau zu halten und zu sehen, ob alles in Ordnung sei, wollte ich keine Laterne mitnehmen, weil der Mond so freundlich lachte. Eine innere Stimme sagte mir aber: „Nimm die Laterne mit.“ Ich hielt es für überflüssig. Aber immer wieder mahnte mich dieselbe Stimme, Schließlich kehrte ich doch wieder um und holte mir eine Laterne. Als ich in die Nähe des Krankenhauses kam, wo einige hohe Bäume stehen, die einen dunklen Schatten auf den Weg werfen, sah ich zu meinem Schrecken eine Schlange quer über den Weg liegen. Ich eilte zur Knabenschule und holte einige Jungens, damit sie die Schlange totschlagen sollten; doch als wir hinkamen, war sie fort. Nun kam mir die ganze Sache zum Bewußtsein, und ich dankte meiner himmlischen Mutter und dem hl. Schutzengel für die eigentümliche Hilfe.

So vertraue ich auch auf Gottes Hilfe, daß unser Lehmhaus einmal ersetzt wird durch ein aus Stein hergestelltes Gebäude. Wir machen keine Ansprüche auf ein hochmodernes Hospital; mit festen Wänden, einem soliden Fußboden und einem Dach, das dem Regen keinen Einlaß gewährt, sind wir schon zufrieden. Das gebe Gott!

3



Schw. Edelrieda Schmühl, Reinharda Rübsam, Kostka Bormann, Sofina Kaiser,
Schw. Kreszentiana Kiebler, Celine Weißenborn, Hedwigis Fuchs.

Am letzten Tag des Herz-Jesu-Monats bestiegen sieben unserer jungen Missionarinnen in Rotterdam den deutschen Dampfer „Watussi“, der mittags 1 Uhr seine Anker lichtete, um seinen Kurs nach dem fernen Süden zu lenken. Mutig zogen sie aus zum Weinberg des Herrn, und wir hoffen, bald die Nachricht einer glücklichen Ankunft zu erhalten. Fünf dieser tapferen Heldinnen landen Ende Juli in Durban und reisen von da nach Mariannahill, wo ihnen ihr Arbeitsfeld angewiesen wird.

Schwester Kreszentiana Kiebler und Schwester Kostka Bormann verlassen das Schiff endgültig erst in Beira und werden in Rhodesia von ihren dortigen Mitschwestern erwartet.

Mögen ihnen recht viele hochherzige Seelen aus den deutschen Gauen nachfolgen, um sich am großen Werk der Seelenrettung zu beteiligen.

4

Der Kampf um ein kleines Negermädchen

Von einer Missionschwester

Manaiti, so hieß das kleine Mädchen, von dem ich jetzt erzählen möchte, um den lieben Lesern einmal verständlich zu machen, wie es den armen schwarzen Kindern manches Mal ergeht. — Es war an einem Abend im Monat Februar, als uns eine Frau dieses kleine, ungefähr sechsjährige Mädchen zur Mission brachte. Diese Frau war nur eine Bekannte dieses Kindes und erzählte uns, daß dieses kleine Mädchen keine Mutter mehr habe. Als das Kind drei bis vier Monate alt gewesen, sei seine Mutter gestorben, vom Vater habe man nie etwas vernommen, wer er sei, oder wo er lebe; man habe ihn nie gesehen.

Wie es eben bei den Negern Sitte ist; wenn die Kinder klein sind, kümmert sich fast niemand um dieselben; nur wenn es Mädchen sind, will nachher jeder der Herr über sie sein, weil die Mädchen, wenn sie groß sind, verkauft werden um vieles Geld, Kühe oder Ziegen usw. Der Brautwerber kommt nämlich zum Vater des Mädchens und bittet um dasselbe; dann werden große Verhandlungen geführt. Was der Vater verlangt, muß der Bräutigam geben; natürlich besteht eine ungefähre Taxe, je nachdem wie die Braut groß und wohlgenährt ist, muß bezahlt werden. Auch muß der Bräutigam noch alles bezahlen, was die Braut von Geburt an gekostet hat an Kleidern usw. Zudem muß er auch alles bezahlen, was das Mädchen zerbrochen hat an Töpfen, Geschirr, an Gerätschaften, wie Hacken, Spaten usw. Und die Eltern des Mädchens wissen das so genau, ohne daß sie es notiert haben; denn die Mehrzahl von ihnen kann ja nicht schreiben. Aber darin entgeht ihnen nichts, aber auch gar nichts, woran sie an Wert verlieren würden.

Wenn nun der Bräutigam die ganze Summe bezahlt hat, gehört das Mädchen ihm und er kommt, es abzuholen. Es ist dem Vater des Mädchens vollständig gleich, ob der Mann ein Christ oder Heide ist, ob er gut oder schlecht ist; die Hauptsache ist das Geld, und da kann es seinem Kinde gehen wie es will, das läßt ihn ganz kalt und ist ihm gleich.

Ach, diese armen Kinder Afrikas, werdet ihr, liebe Leser, sagen. Gewiß, sie sind sehr zu bedauern in manchen Fällen; aber trotzdem sind sie auch wieder ergeben in ihr Schicksal, denn es ist eben der alte Gebrauch so bei ihnen, und sie wissen, daß da nichts zu machen ist. Wie oft haben wir schon unter uns gesagt, es ist gut, daß die armen Kinder nicht wissen, wie es in Europa, in einer echt christlichen Familie ist, sonst könnten sie wirklich nicht leben vor Kummer.

Es ist sogar in gewisser Beziehung gut, daß die Mädchen hier

alle gekauft werden von dem Bräutigam, und daß sie sehr teuer sind; denn sonst würde die Vielweiberei überhand nehmen und für die Missionare würden die Schwierigkeiten sich zu mannigfaltig gestalten. Doch nun wieder zu unserer kleinen Manaiti zurück. Dieses arme Würmchen hatte nun doch eine mitleidige Seele gefunden in einer Frau aus demselben Stamme, dem es angehörte, genannt Mnandi. Sie hatte das Kind mit in ihre Hütte genommen und es ernährt, als ob es ihr eigenes gewesen wäre. Dieses kleine Mädchen machte ihre ganze Freude aus, und sie liebte es sehr, denn es war sehr geweckt und klug.

Die Eingeborenen lieben die Veränderung und ziehen gerne von einem Ort zum andern. So war es auch hier der Fall, und die kleine Manaiti kam mit ihrer Pflegemutter in die Nähe unserer Station. Sie war nun ungefähr $1\frac{1}{2}$ —2 Jahre hier, und wir kannten sie als eine gute Christin. Wir alle hatten Freude an der Kleinen, denn es war wirklich ein liebes Kind, und es konnte oft sehr drollig sein.

Es mochten ungefähr vier bis fünf Monate vergangen sein, als mir eines Morgens auf dem Wege zur Stadt ein Mann begegnete, den ich nicht kannte. Er sagte mir, er möchte Manaiti haben. Ich war etwas stutzig für den Moment und dachte, wie doch die Neger schlau sind; da haben sie doch schon wieder herausgefunden, daß die Pflegemutter nicht die eigentliche Mutter ist, also auch nicht ein direktes Anrecht auf das Kind hat. Es wurde mir schon etwas bange um unsere kleine Manaiti. Ich verwies den Mann an den Pater Superior. Dieser verweigerte ihm selbstverständlich das Kind, denn der Mann habe durchaus kein Anrecht darauf. Wäre es ein Knabe gewesen, so hätte niemand ihn haben wollen, sondern alle hätten gesagt: Gut, daß wir den los sind.

Es verging eine kurze Zeit, da kam dieser Mann ein zweites Mal. Um mich zu hintergehen, sagte er, er habe Erlaubnis vom Pater Superior; ich dürfe ihm das Kind aushändigen. Ich sagte ihm, ich hätte andere Weisung bekommen; und dann ging er davon. Weil er sich in seinem Vorhaben getäuscht sah, steckte er sich hinter einen Muselman, Ali mit Namen, daß dieser ihm helfen möge. Dieser Ali war nun schon zum Bezirksamtman gewesen und hatte diesem allerlei vorgelogen. Er kam mit einem Zettel, der mit der Schreibmaschine geschrieben war, um uns zu täuschen; denn er hatte gedacht, daß wir glaubten, was auf dem Zettel stand. Weil es nun auch noch mit der Schreibmaschine da geschrieben stand, daß das Kind sein Eigentum sei, so glaubte er sicher, wir wären ängstlich gewesen und hätten ihm so ohne weiteres das Kind gegeben. Aber er sah sich getäuscht, denn es fehlte jede Unterschrift.

Nun besprach sich dieser Ali mit einem Heiden, aus dem Stamm der Massay, und dieser sagte nun, er sei der Großvater des Kindes. Eines Abends spät kam Ali zu uns und sagte, wir sollten doch um keinen Preis dem Massay das Kind geben, denn er wolle es haben. Allem Anschein nach hatten der Ali und der Massay Streit bekommen, denn jeder wollte jetzt der Besitzer sein. Ich verwies ihn an Pater Superior; aber er getraute sich nicht dort hinzugehen.

Die arme Pflegemutter war schon oft bei uns gewesen und hatte uns wiederholt gebeten, wir sollten doch das Kind nicht herausgeben, und wir versicherten ihr, alles zu tun, um es zu behalten. Auch Pater Superior versicherte ihr dasselbe. Die arme Frau war auch schon zum Bezirksamtmanne gewesen und hatte ihm alles erklärt; aber es hatte ihr nicht viel genützt. Es tat uns allen so leid. Es verging nun wieder eine kurze Zeit in Ruhe, und wir dachten schon, alles sei erledigt und wir könnten die Kleine behalten.

Da auf einmal kam der Massay mit einem Brief vom Bezirksamtmanne, daß das Kind ihm gehöre. Wir waren alle ganz erstaunt über eine solche Ungerechtigkeit. Ich verwies ihn ebenfalls an Pater Superior. Er fragte: Wo ist der Pater? Ich sagte, er sei in der Stadt. Da wurde er frech und glaubte er sei Herr im Hause hier, weil er uns allein glaubte, er nahm seinen Stock, schlug damit vor mir auf den Boden, und schimpfte und spektakelte. Ich sagte ihm, er solle sich ruhig verhalten, oder ich würde mich an die Polizei wenden. Ja, sagte er, kannst du denn nicht lesen, was in dem Brief steht? Das Kind gehört mir. Dann schlug er nochmals auf den Boden und sagte: Ich bin die Lauferei bald satt vom Bezirksamtmanne zu euch, von euch zum Pater usw., ich wende mich an das Gericht. Schließlich, als er sah, daß wir nicht bange waren, ging er doch, und wir waren froh, daß wir den wüsten Menschen los waren.

Doch am andern Morgen kam er schon wieder, nachdem er zuvor wieder beim Bezirksamtmanne gewesen war. Letzterer hatte nun an Pater Superior ein Briefchen geschrieben, wir möchten noch einen letzten Versuch machen und das Kind in Gegenwart des Massay fragen, ob es mit ihm gehen wolle; der Bezirksamtmanne hoffte, wenn das Kind selbst sich weigern würde, würde der Massay auch davon abstehen, und in diesem Falle hätten wir es behalten können. Aber der alte Heide bestand darauf, er wolle das Kind, und wenn wir es nicht gäben, ginge er zum Gericht.

Wir holten nun die Kleine, und als das Kind den großen Heiden sah, schrie es, so laut es konnte: Ich gehe nicht mit, ich bin kein Massay, ich bin aus dem Stamm der Mnandi. Der Alte hatte noch seine heidnische Frau mitgebracht, damit diese

das Kind an sich locke. Sie redete dem Kinde allerlei vor; unter anderm: „Ich bin deine Mutter, ich habe dich geboren.“ Da schrie das Kind: „Du lügst; es ist nicht wahr, du lügst.“ Dann lief das arme Kind in unser Haus und verkroch sich. Als ich es auf Wunsch von Pater Superior nochmals herausholen sollte, konnte ich die Kleine nirgends finden, bis ich sie hinter einem Bett hervorziehen mußte. Es war zum Erbarmen, wie sie sich wehrte. Wir fragten nochmals: „Willst du mitgehen?“ „Nein, nein“, und schon war sie wieder davon, und in die Kapelle gelaufen. Der alte Heide war sehr böse und auch seine Frau; indem er mit dem Stocke drohte, ging er davon.

Dann kam die Kleine aus ihrem Versteck mit rotgeweinten Augen und sagte: „Wenn er mich mitnimmt, ich laufe doch wieder davon.“ Es war uns allen so hart. Pater Superior war noch selbst zum Bezirksamtmanne gegangen, und hatte ihm gesagt, wenn er das Kind haben wolle, möchte er selbst kommen; wir können nichts mehr tun. Es wollte absolut nicht fort.

Am andern Morgen kam der Amtmann. Er sagte, er wolle es noch einmal auf seinem Büro versuchen, obschon er wenig Hoffnung habe. Er wünsche nicht, daß der Massay uns noch länger auf der Mission belästige. Denn dieser sei ein böser Mensch, und wenn er zum Gericht ginge, könnten große Schwierigkeiten für uns daraus entstehen.

Also unsere kleine Manaiti mußte mit, obschon sie ihre bittersten Tränen weinte und es dem Bezirksamtmanne selbst sehr leid tat. Nach kurzem kam ein Brief vom Amtmann, es sei ihm unmöglich gewesen, das Kind freizubekommen und der Massay habe es mitgenommen. Wir alle hätten weinen können, als wir es hörten, und auch unserm guten Pater Superior kamen fast die Tränen. Die arme Pflegemutter war untröstlich. Aber was konnten wir noch mehr tun, was wir nicht getan hätten? Wenn die Regierung gesprochen hat, dann hat man hier zu schweigen, sonst —. Ein Glück noch, daß das Kind noch nicht getauft war; sonst wäre seine heilige Religion bei dem Heiden in großer Gefahr gewesen.

So geht es den armen Kindern Afrikas. Hätten wir Geld gehabt, so hätten wir das Kind kaufen können, denn es wäre dem alten Heiden gleich gewesen, wem er sein Kind verkaufte. Wenn wir es ihm bezahlt hätten, hätte er es uns gelassen. Aber es steht halt nicht immer in der Macht der Missionare, solche Kinder freizukaufen. Denn es kommen öfters solche oder ähnliche Fälle vor. So auch dieses Mal: wir mußten unsern Liebling gehen lassen. Wer weiß, wo das arme Würmchen jetzt steckt; wir haben nichts weiter von ihm gehört. Möge der liebe Gott ihm doch die Gnade geben, daß es noch einmal eine Christin wird. Und möge der liebe Gott in der Heimat viele

Herzen erwecken, die die Missionare unterstützen durch Gebet und auch durch Almosen, damit ihnen ihre schwere Berufsarbeit so ein wenig erleichtert wird.

3

Große Jagd

Von Schw. M. Alfreda, Triashill, Rhodesia

Es war gerade die Zeit, wo hier das hohe Gras abgebrannt wird. Nach dem Morgen-Gottesdienst hatten es die großen, der Schule entlassenen Mädchen, welche zur Nähstunde kommen sollten, sehr eilig. Auch die Kleinen riefen schon: „Schwester, laß uns doch bald nach Hause gehen, wir haben ja heute großen Hunger; Du weißt, wir sind noch nüchtern.“ Es war eine eigenartige Bewegung unter den Kindern. Den Kleinen dauerte die Schule fast zu lang, und den großen Mädchen kam die Nähstunde auch viel länger vor wie sonst. Kaum war die Schule aus, da steht schon ein ganzer Schwarm Kinder um mich herum. Ich frage: „Was ist denn heute los, daß Ihr so unruhig seid?“

„Ach, Schwester, hast Du nicht einige Haken (kleine Drahthaken) und seien es auch ganz alte, wir wollen heute Mäuse fangen.“

Nun wußte ich genug und konnte mir ihren Hunger erklären. Ich sagte darum zu den Kindern: „Haken könnt ihr haben, aber ihr müßt sie wiederbringen und mir euren Fang zeigen.“ Aus allen Kehlen schallte es: „Ja, das tun wir auch, und dann ging es im Sturm hinaus in die naheliegenden Wiesen, wo gerade das Gras abgebrannt wurde. Im Nu waren alle an der Arbeit. Die Mäuserinnen waren ja jetzt gut zu sehen, und so ging es jetzt an die Jagd. Wehe, wenn sich ein Mäuslein sehen läßt, es wird uns nicht entwisphen, auch wenn es noch so schnell in sein Loch schlüpft. Die Löcher werden aufgehakt und die Mäuse ganze Strecken weit in der Erde verfolgt, bis das arme Tierchen in den letzten Schlupfwinkel seines langen unterirdischen Hauses geflüchtet ist, wo es ganz sicher erwischt wird.

Die Kinder waren bereits zwei Stunden an der Arbeit gewesen und noch keines zurückgekommen. Es dauerte noch eine geraume Zeit, bis sie endlich mit ihrer Beute nach Hause kamen. Ihre Taschen, wenn sie solche hatten, waren mit Sicherheitsnadeln zugesteckt. Als sie nun ihre Mäuse hervorzogen, wurde es mir ganz schauerlich zumute, denn diese waren ja so groß wie Katten. Die großen Mädchen hatten je 14 Exemplare oder noch mehr; die Kleinen wollten mit ihrer Beute nicht recht zum Vorschein kommen, obwohl keines von ihnen weniger als 7 Mäuse erlegt hatte. Sie schämten sich nur ein wenig, dieselben

aus ihrem Versteck hervorzuziehen, denn sie hatten sie alle unter das Kleidchen gesteckt. Sie trugen die Hemdchen über das Röckchen, es wurde ein Strick über das erstere gebunden, und die Taschen waren fertig. Zu Hause ging es dann ans Braten und Schmausen. Wir sind überzeugt, daß ihnen diese sauer verdienten Braten besser gemundet haben wie manchem Weißen ein guter Kalbsbraten.

Während die Mädchen und die Kleinen es auf die Mäusejagd abgesehen hatten, waren die Buben ausgezogen, um Hasen zu fangen. Auch die Hasenjagd ist viel erfolgreicher, wenn das Gras abgebrannt ist.

Kaum war die Schule beendet, so waren die Buben schnell wie der Blitz entflohen; sie brauchten ja nur Stöcke für ihre Hasenjagd, und dann gab's Laufpartien, alle den Hasen nach. Unser Fido, der Haushund, tat mit. Bereits hatten sie fünf Hasen erlegt; das war viel, denn jeder Hase muß im Laufschrift verfolgt werden. Wenn dann die tapferen Jäger nach Hause kommen, wird alles ehrlich auf die große Menge verteilt; schließlich erhält jeder doch nur ein ganz kleines Stückchen, aber das ist genug, denn der Schwarze ist genügsam.

„Wie auch wir!“

Der heilige Johannes, der Almosengeber, hatte öfter einen vornehmen Herrn aus Alexandria ermahnt, sich mit seinem Feinde auszuöhnen. Da er ihn halsstarrig fand, ließ er ihn eines Morgens zu sich bitten, führte ihn in eine Kapelle und verrichtete dort in seiner Gegenwart das heilige Messopfer. Niemand als der Ministrant durfte diesmal anwesend sein. Zu jener Zeit war es üblich, daß der Priester das „Vaterunser“ zwischen der Wandlung und Kommunion mit dem Volke gemeinschaftlich laut betete. Als nun der Heilige zu der fünften Bitte kam, schwieg er plötzlich und winkte dem Ministranten zu schweigen, so daß der vornehme Herr, dieses nicht bemerkend, allein die Worte hersagte: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Da wandte sich der Heilige zu ihm und sagte voll lieblicher Sanftmut: „O denket, ich bitte euch, an das, was ihr soeben zu Gott gesagt habt. Als ihr nämlich um Verzeihung batet, da habt ihr bezeugt, daß ihr auch dem vergeben wollt, der euch beleidigt hat.“ Der Herr ward durch diese Anrede innigst gerührt, und seine Schuld erkennend, fiel er dem heiligen Johannes zu Füßen und rief unter Tränen aus: „Euer Diener ist zu tun bereit, was ihr zu tun ihm befehlet.“ Er ging dann hin und söhnte sich ohne Verzug mit seinem Feinde aus.



Maria, Himmelkönigin,
 Lenk meinen Geist und meinen Sinn.
 Schau erdentwärts
 hier auf mein Herz,
 Und mach es klar
 und mach es rein,
 Und mach es bar
 von allem Schein;
 Und mach es reich
 und voll Geduld,
 An Liebe reich
 und arm an Schuld.
 Mach's demutvoll,
 wie dir es lieb;
 Wie sein es soll
 ein Herz mir gib.
 Gib Gottvertrau'n,
 Beharrlichkeit,
 Auf dich soll's schau'n
 zu aller Zeit.

Ersleh mir Kraft
 von deinem Sohn,
 Die Liebe schafft,
 der Liebe Lohn.
 Bricht dann herein
 das Abendrot
 Und hintendrein
 der bitt're Tod,
 Trag himmelwärts,
 o Mutter, du,
 Das müde Herz,
 zur ew'gen Ruh,
 Zur Gottesruh,
 zum ew'gen Licht,
 O Jungfrau du,
 vergiß mein nicht!

Allerlei aus der Mission

Ein schöner Leckerbissen

Von Schw. M. Siena

Gestern kam unsere Klotilde mit der Nachricht zum Vater, daß ein Huhn totgegangen sei. „Nun“, sagte der gute Vater, „was tot ist, ist tot; grab es nur ein.“ Unsere guten Jungens standen in kurzer Entfernung und warteten darauf, wo wohl Klotilde das Huhn begraben werde. Nicht lange, so war das tote Hühnchen in den Händen der so sehnsüchtig auf diesen Leckerbissen wartenden Buben. Alle wollten helfen rupfen. Warum? Damit es nachher verteilt werde für die, die es gerupft hatten. Alle wollten diesen Leckerbissen kosten. Nun aber läutete es zum Abendgebet. Sorgfältig wurde dieses kostbare Ding versteckt und zur Kirche geeilt. Nach dem Abendgebet kamen die Mädchen, welche die Hühner besorgen, zu mir und baten um die Erlaubnis, Gemüse holen zu dürfen. Gemüse! — dachte ich, was mag wohl das für ein Gemüse sein? Doch ich ließ sie gehen mit der Bedingung, schnell zurückzukommen. Aber es verging eine ganze Stunde, und die Mädchen waren noch nicht zurück.

Was war geschehen? Sie hatten das Huhn in den Händen der Buben gesehen und dachten sich, „wir sollen den Stall reinigen und nichts davon haben? Nein, das geht nicht!

„Haya, Jungens, gebt uns das Huhn her!“

„Ha, wir haben's gerupft, und ihr wollt es essen. Das wäre noch schöner. Die Federn könnt ihr haben.“

„O, die Federn wollen wir nicht, wir wollen das Huhn.“

„Das Huhn bekommt ihr nicht.“

Nun wurde gestritten, und so lange gestritten, bis die armen Buben das Geschnatter müde waren und das halbe Huhn für die Mädchen abgaben. Nun war dieses arme Hühnchen ein Leckerbissen für 30 Personen geworden, die es verzehrten unter lautem Jubel und Gelächter. Ein jeder schnitt sich ein Stückchen ab, band es an ein Stück Holz, hielt es ein wenig über das Feuer, bis es warm geworden war, dann wurde es verschmaust.

*

Aus St. Michael

Von Schw. M. Anacleto

Einer meiner früheren Schüler, Michael mit Namen, den ich schon lange Jahre nicht mehr gesehen hatte, erzählte mir Folgendes aus seiner Kindheit:

„Als ich noch klein war, hatte eine alte Frau mich gewarnt vor Dir, der dünnen Schwester. Sie sagte mir, Du kämst so oft in den Kraal, um die Kinder zu holen, sie zu töten, zu braten und zu essen. O, Schwester,“ sagte Michael, „welche Angst habe ich ausgestanden, als ich mich bereden ließ, in der Schule zu bleiben. Als es Abend wurde, zündete man eine große

Lampe an. So ein Ding hatte ich noch nie gesehen, dann wurden wir in den Schlaffaal geführt, dann konnte ich nicht schlafen, denn ich erwartete nichts anderes mehr, als daß die hagere Schwester kommen würde, mich zu verzehren. Aber bald fand ich, daß man in der Schule nichts zu fürchten habe, und daß die hagere Schwester mir eine besorgte Mutter war.“

Dieser Michael war fleißig, brav, war längere Zeit Ministrant, und nachdem er seine Schulzeit beendet hatte, kam er in Durban in den Dienst und war bei seiner Herrschaft sehr beliebt.

Eines Tages fand er auf der Straße einen Schlüssel und sah gleichzeitig einen Europäer, der hin- und herging und etwas suchte. Michael zeigte ihm den Schlüssel und fragte ihn, ob er diesen vielleicht verloren habe. Der Europäer staunte und fragte ihn freudig: „Bist Du ein Christ?“ Michael bejahte es.

„Ja, ich sehe es,“ sagte der Herr, „denn Du bist ein ehrlicher Bursche.“ Zum Dank gab er ihm eine Banknote in die Hand. Michael ist jetzt ein guter Familienvater.

*

In alten Blättern unserer Missionsberichte lese ich in der Beschreibung einer Tauffeierlichkeit in Mariatal von der großen Sehnsucht, welche die Eingeborenen nach der hl. Taufe haben, wenn sie einmal von der Gnade erfaßt sind.

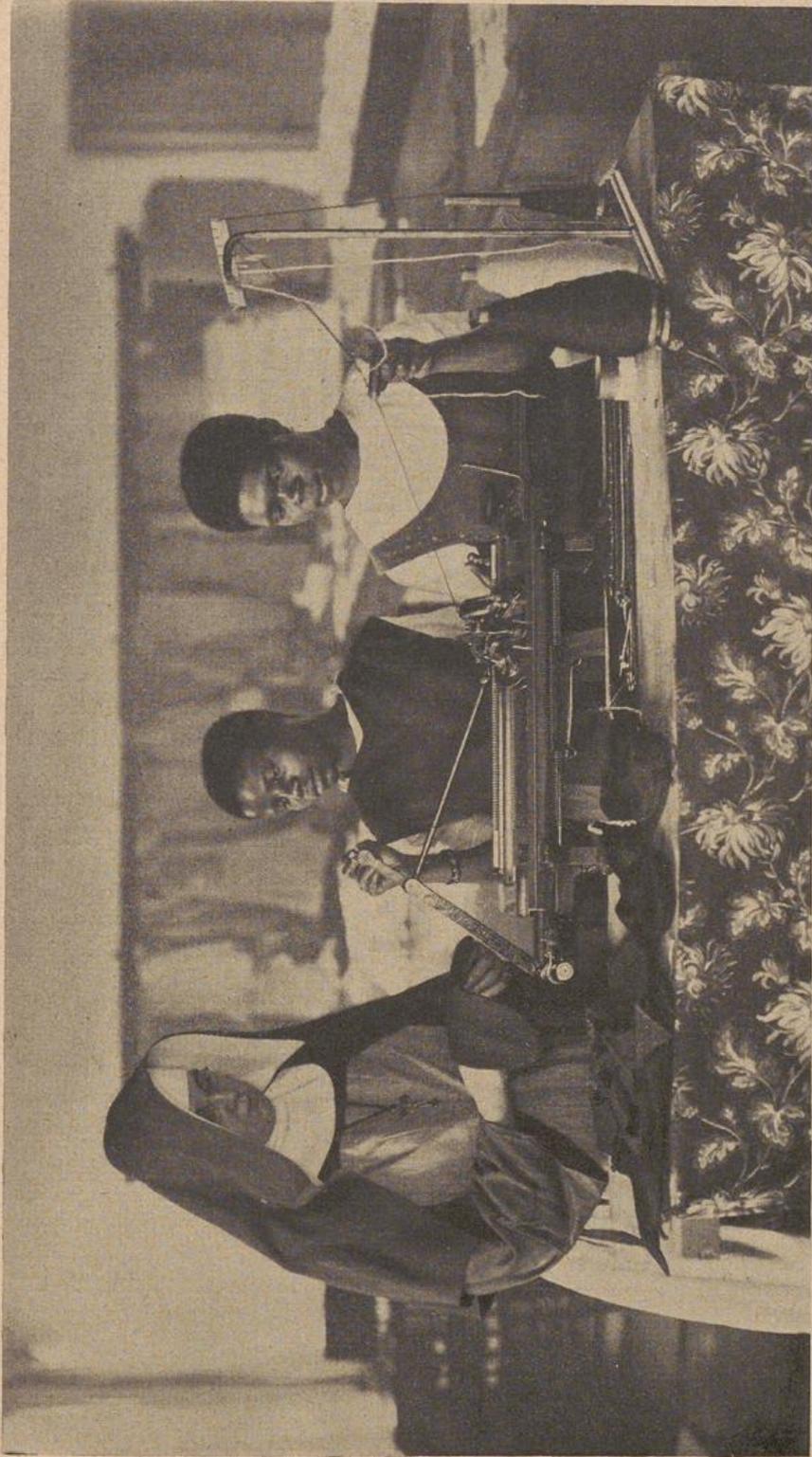
Schwester Gaudiosa schreibt:

Ein heidnischer Knabe Namens Kunka rechnete lange auf das Glück der hl. Taufe. Als aber die Zeit der Auswahl herannahte, wurde er vom Pater Missionar wegen der verhältnismäßig kurzen Vorbereitungszeit noch zurückgesetzt. Welche Enttäuschung für unsern Kunka! Er ließ jedoch nicht nach; er versuchte durch Tränen und Bitten den Missionar umzustimmen, aber umsonst. Trotz der kindlichen Bitte des Knaben verweigerte der Missionar entschieden die Einwilligung. So kam unser Kunka wieder zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Er sagte zu seinen Kameraden: „Der Baba will mich nicht zulassen. Jetzt gehe ich, um mit dem Herrn zu ringen; ich will doch sehen, ob mich der liebe Heiland auch nicht hört.“

Schnurstraks ging er zur Kirche. Lange und innig betete er dort vor dem Tabernakel. Nach wenigen Stunden erschien auch seine noch heidnische Mutter, um Fürsprache für Kunka einzulegen.

Einem solchen Drängen konnte der Missionar nicht widerstehen, und er taufte ihn am folgenden Tage auf den Namen: „Wilhelm“. Wer war glücklicher als dieser Junge? Er ist ein sehr eifriger, lernbegieriger Knabe von ungefähr 11 Jahren.

Einem anderen Knaben, Gena mit Namen, wurde das Glück der heiligen Taufe unter ähnlichen Umständen zuteil. Auch er war wegen zu kurzer Vorbereitungszeit zurückgesetzt worden. Was war da zu tun? Es war schon der vorletzte Tag vor der heiligen Taufe, und seine Heimat war mindestens eine Tage-



Strumpfstickerei der Missionschwestern vom kostbaren Blut in Mariannhill.

reise weit entfernt. Das jedoch schreckte den kleinen Helden nicht ab. Im Lauffsturm ging's dem heimatlichen Kraal zu, um den Vater zu bewegen, Fürbitte für ihn beim Missionar einzulegen.

Der folgende Tag ging vorüber, und unser Gena kam nicht. Hatte er vielleicht schon alles beiseite geworfen, nachdem er zurückgesetzt worden war? O nein. In der frühesten Morgenstunde des Taufstages waren die Täuflinge schon alle vollzählig versammelt in unserer Mädchenschule. Der Pater Missionar gab ihnen noch einige väterliche Ermahnungen über diesen wichtigen Schritt. Da entdeckte er unter den Täuflingen auch Gena. „Was willst Du denn hier?“ fragte er erstaunt den Knaben.

„Getauft möchte ich werden, Baba“, war seine Antwort.

„Und Du bist hier ohne hochzeitliches Kleid?“ erwiderte der Pater Missionar. Schuldbewußt und zugleich innig flehend schaute der Knabe den Priester an. Da trat auch schon sein heidnischer Vater hinzu und beide baten so inständig und unaufhörlich, daß der Pater Missionar einwilligte. Gena wurde nun unter die Zahl der Glücklichen aufgenommen. Zuerst mußte er sich noch gründlich säubern, denn er kam ja vom heimatlichen Kraal, und da geht es nicht so sauber her. Nun hätten Sie die Eilfertigkeit seiner Schulkameraden sehen sollen. Wie ein Bienenschwarm fielen sie über Gena her, dem noch zuguterlezt das Glück hold gewesen war. Sie kamen mit einer Schere und schnitten ihm das wollene Haupthaar ab, damit das Taufwasser ungehindert fließen könne; ein anderer ergriff eine Waschwanne, ein dritter eine Bürste, um ihn gründlich zu säubern, ein vierter zog ihm ein Kleidungsstück an, ein fünfter Schuhe und Strümpfe, zuletzt steckte man ihm noch ein weißes Krägelchen um den Hals, denn das liebt der Neger gar sehr. Wir Schwestern waren Augenzeuge dieser Kur, die fast mit Blitzesschnelle über den Glücklichen erging, und konnten uns eines herzlichen Lachens nicht erwehren. Im Nu stand unser Gena blitzblank da und wurde eine Stunde später auf den Namen „Gerhard“ getauft.

Was wurde aber mit seinem Vater? Ihn schien die Gnade während des Taufaktes gerührt zu haben, und auch er bat dringend für sich um die hl. Taufe. Ja, er erklärte, er werde die Station nicht verlassen, bis man auch ihn taufe. Da er früher schon etwas Unterricht erhalten hatte und schon lange mit dem Heidentum und seinen Gebräuchen gebrochen hatte, und weil man außerdem seiner Lebenskraft nicht mehr viel zuschreiben konnte, durfte auch er auf die baldige Taufe hoffen. Während drei Wochen wurde er unterrichtet, und als dann wieder 20 Täuflinge vor der Kirchentüre standen, befand sich auch der alte Greis darunter.

Er erhielt den Namen „Simeon“. Als er beim Taufakt vom Priester gefragt wurde: „Willst Du getauft werden?“, er-

widerte der gute Alte ganz unwillig: „Wie kannst Du nur so fragen? Ich habe Dich ja schon so oft darum gebeten.“ Nach vollendetem Taufakt war niemand glücklicher als er, da er mit dem hl. Greis im Evangelium sagen konnte: „Nun entlässest Du, o Herr, Deinen Diener in Frieden.“

Wir Schwestern schenkten ihm noch ein schönes Bild, das den hl. Simeon mit dem Jesuskind darstellte; und in überströmender Freude verließ er die Station.

Ahrenlese

Von Schw. M. Garlindis

Marakane Miya, ein heidnischer Knabe von ungefähr 15 Jahren, fühlte einen unwiderstehlichen Drang in sich, eine katholische Schule zu besuchen, um dort etwas zu lernen. Sein Vater war noch Stockheide; seine Mutter seit zwei Jahren eine Christin, auch seine Geschwister waren noch ungläubig, drei starben als Heiden. Nach langem Bitten und Betteln ließ ihn sein Vater endlich gehen, und so kam er zu uns auf die Station.

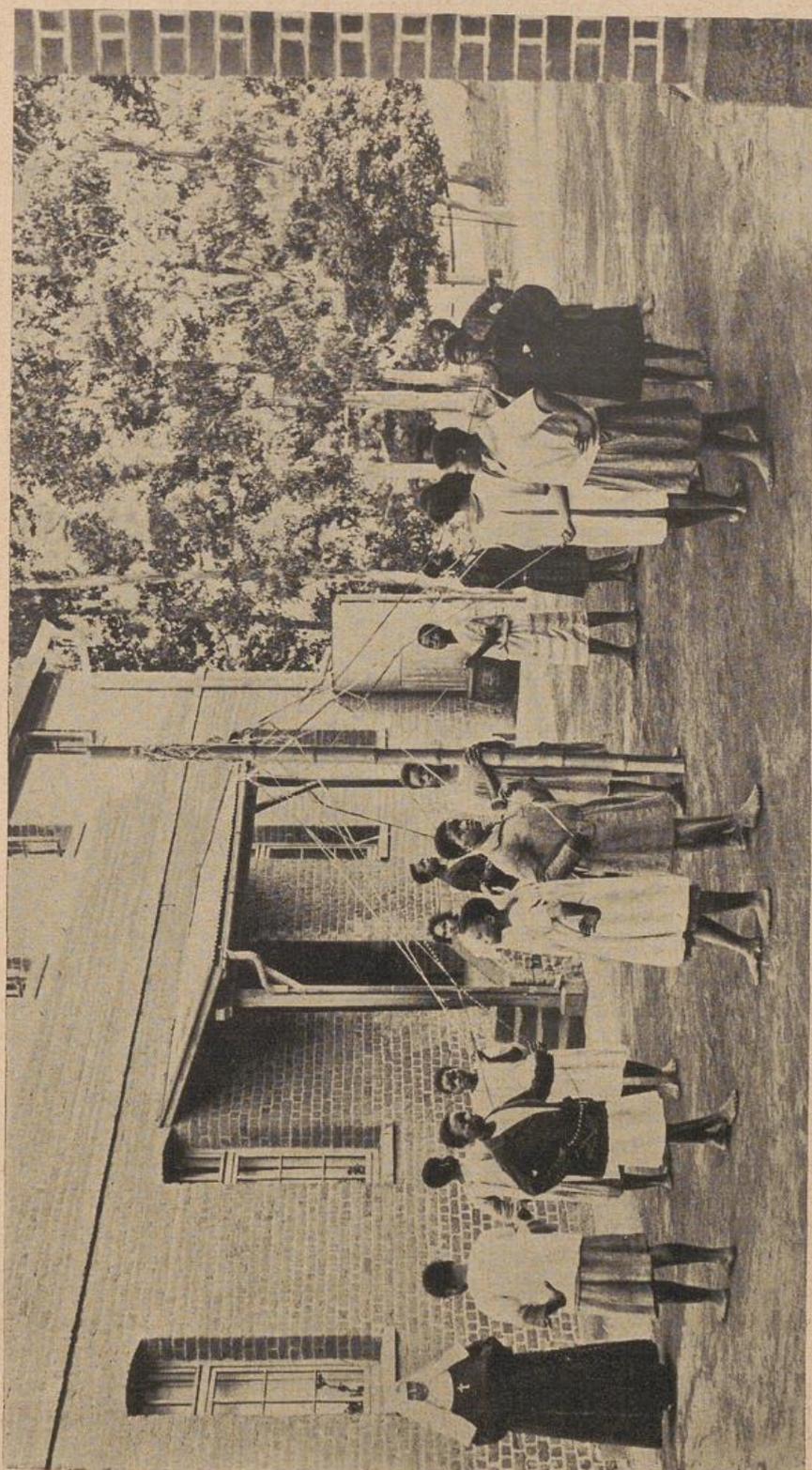
Wie selig war Marakane, daß auch er jetzt lernen durfte! Doch nicht lange sollte dieses Glück für unsern neuen Schüler dauern; kaum war ein halbes Jahr verstrichen, als er wieder geholt wurde, um bei einem Farmer, auf dessen Grundstück seine Eltern wohnten, zu arbeiten. Das war für den armen Tropf sicher kein geringes Opfer, doch beim Abschied sagte er: „Wenn der Sommer vorüber ist und der Farmer nicht mehr so viel Arbeit hat, komme ich wieder.“ Bald war wieder ein halbes Jahr vergangen. Da, gerade bei Schulanfang, war auch unser Marakane Miya wieder unter den Schülern von Maria-thal. Es war Februar 1927. Doch von Anfang an kränkelte er; er war groß und stark gebaut, aber seine bleichen Wangen (diese sieht man nämlich auch durch die schwarze Hautfarbe), seine trüben Augen, ließen erkennen, daß er nicht gesund sei. Von März ab mußte er das Bett hüten. Hohes Fieber stellte sich ein und wollte nicht mehr weichen, und schon mußte man annehmen, daß er ein Opfer der galoppierenden Schwindsucht sei.

Am 16. März empfing er die heilige Taufe und erhielt den Namen Alois. Ruhig und still, wie er in gesunden Tagen war, blieb er auch in seiner Krankheit. Selten findet man einen solchen geduldigen Patienten wie unser Alois. In diesen Jugendjahren, voll Hoffnung und Freude, und nun auf einmal heißt es: „Du mußt bald sterben!“ Wie würde da manches Herz sich aufbäumen. Nicht so Alois. Ganz ergeben in Gottes heiligen Willen trug er sein Kreuz. Jetzt hieß es auch noch lernen für die heilige Beichte und Erstkommunion. Wie begierig lauschte er den Worten des Katecheten, und wie freute er sich auf den Tag der ersten heiligen Kommunion. Der sollte

bald kommen, und keine Schmerzen schienen ihm jetzt mehr schwer, da er ja alles gerne ertrug für die große Gnade, die ihm bald zuteil werden sollte, und zwar am Dienstag in der Karwoche. Am Montag legte er seine erste und letzte heilige Beichte ab. Das Krankenzimmer wurde geschmückt zum Empfange des hohen Gastes. Die Nacht ging schnell vorüber, und endlich nahte die lang ersehnte Stunde, wo der liebe Heiland zum ersten Male Einkehr halten wollte in sein Herz, das sich so sehr nach ihm gesehnt in langen Leidensstunden. Unser hochwürdiger Herr Prälat Dr. Brommer sollte selbst die Feier unternehmen. So erschien er bald mit dem Allerheiligsten, begleitet von zwei Patres, vier Ministranten und den Schulkindern, die Kommunionlieder sangen. Der hochwürdige Herr hielt noch eine kurze Ansprache an unsern Erstkommunikanten, ein Lied wurde noch gesungen, und der große Augenblick war da. Gewiß waren das selige Augenblicke für beide, — für den Heiland und ihn. Jetzt wurde noch die Danksagung nach der heiligen Kommunion gebetet, ein Lied gesungen, und dann zog die Prozession, wie sie gekommen, wieder zur Kirche zurück. Am andern Morgen empfing Alois wieder die heilige Kommunion und danach die heilige Ölung. Außer Karfreitag und Kar Samstag empfing er von nun an täglich den Heiland, das Heil der Kranken. Jeden Tag glaubte man, sein letzter Tag auf dieser Erde sei gekommen. Wie oft bat er mich, ihn doch nur einmal in die Kirche hinauf gehen zu lassen, was ich aber wegen seiner großen Schwäche nicht erlauben konnte. Am Osterfeste jedoch bat er so flehentlich und inständig, daß es unmöglich war, es ihm abzuschlagen, und so ging er hinauf in die Schwesternkapelle. Woher er die Kraft hatte zu gehen, nachdem er schon wochenlang immer 40 Grad Fieber hatte, verstehe ich heute noch nicht.

Wer von den Europäern macht ihm das nach? Wir haben uns alle erbaut an der Andacht, mit der er der heiligen Handlung am Altare folgte, bis der letzte Segen gegeben war. (Es war ein feierliches Hochamt und dauerte sehr lange.) Nachher ist er noch einmal zur Segensandacht hinauf zur Kirche gegangen — doch das sollte das letzte Mal sein.

Von Tag zu Tag nahmen seine Kräfte ab, und ich mußte nur immer seine Geduld bewundern, mit der er seine Schmerzen ertrug. Nie kam ein Laut der Klage über seine Lippen. Wie oft schien es fast unmöglich für ihn zu kommunizieren wegen des Hustens, doch der liebe Heiland konnte das Verlangen dieser unschuldigen Seele nicht ungestillt lassen. Immer gab es einige Minuten Ruhe von dem lästigen Husten, bis er kommuniziert hatte. Als ich ihn einmal fragte, ob er noch einmal beichten wollte, gab er die schöne Antwort: „Schwester, ich habe nichts zu beichten.“ Ein anderes Mal wurde er gefragt,



Gymnasist, Mariannhüll.

ob er gerne sterbe, und er antwortete: „Ja, jetzt sterbe ich gerne, meine Seele ist noch ganz rein, und da werde ich ein Engel im Himmel sein; was aber aus mir werden würde, wenn ich gesund würde, weiß ich nicht.“

An ein Gesunden war nicht zu denken. Bald kam der Tag, wo der liebe Heiland seinen treuen Diener zur ewigen Herrlichkeit rief. Es kam der 2. Mai. Ruhig und still war er an diesem Tag, und es kam mir der Gedanke: „So einen guten Tag hat er lange nicht mehr gehabt.“ Nachmittags $\frac{1}{2}$ 3 Uhr besuchte ich ihn; lächelnd bat er mich, noch einmal das Bett zu richten; dann sagte er: „Schwester, gib mir das Kreuz.“ Er blickte auf das Sterbekreuz neben seinem Bette, nahm es, betete einige Stoßgebetchen nach, bat dann um Weihwasser, und unter dem Gebetchen „Jesu ngiykulilela usw.“ „Jesus, Dir leb' ich“ flog seine schöne Seele dorthin, wo es keine Schmerzen und Tränen mehr gibt. Seiner Mutter, die in seiner langen Krankheit beständig bei ihm war, versprach er sein Gebet, damit auch sie bald zu ihm komme. Er hielt Wort. Noch waren keine drei Wochen verstrichen, als es hieß, Alberta, die Mutter des Alois, sei krank. Drei Wochen nach dem Tode ihres Sohnes senkte man sie zu seiner Rechten in die kühle Erde. R. I. P.

z

Regenschauer.

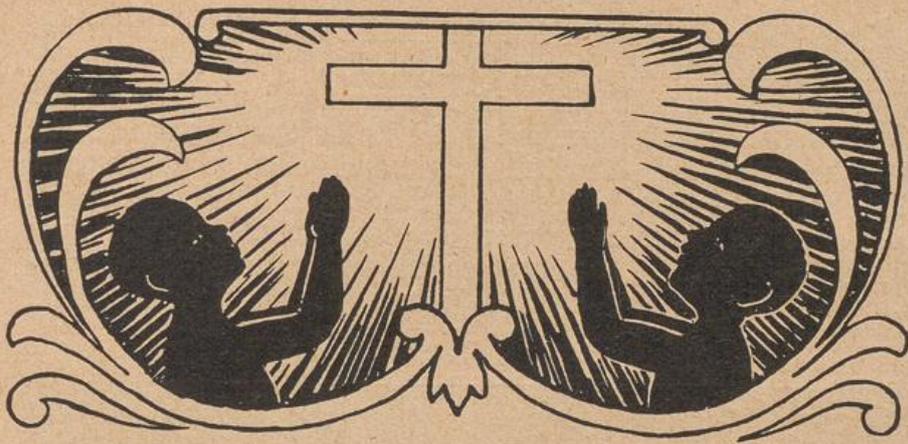
Blumen auf der Flur gedeihen
Nicht durch Sonnenglut allein:
Das Gedeihen wird verleihen
Regen nur mit Sonnenschein.

Schau' in Sturm und Regenschauer
Steh'n die Blümlein bang gebückt;
Nach des Sturmes kurzer Dauer
Hebt ihr Haupt sich froh beglückt.

Wann des Glückes warme Sonne
Stetig strahlt ins Menschenherz,
Stirbt der Tugend Himmelswonne,
Wandelt sich in Leid und Schmerz.

Mag es schauern, mag es stürmen,
Dir zum Segen wird es sein:
Gottes Liebe wird dich schirmen,
Senden dann den Sonnenschein.

Dankend magst empor du schauen
Zu dem Herrn mit frommem Blick,
Aberlasse voll Vertrauen
Seiner Liebe dein Geschick!



F ü r d i e K i n d e r

Unter Palmen

Von Tante M. Engelsrieda

Lieblich ist es hier, meine lieben Kinder, tief in Ost-Afrika unter den Palmen zu sitzen nahe dem Garten, wo so vielerlei Blumen blühen. Kommt nur und lauschet dem sanften Rauschen. Über uns der azurblaue Himmel und das Spielen und Necken der Sonnenstrahlen mit dem Schatten der nahestehenden großen Stauden hoher Sonnenblumen, welche den Gartenpfad umsäumen. Das jauchzende Schwirren lebenslustiger Schmetterlinge —, dieses allein wird euch gut gefallen. Dazu will ich noch ein ganz extra schönes Märchen erzählen, wozu mir die Betrachtung der Sonnenblumen hier reichlichen Stoff liefert. Also seid schön still, setzt euch zu mir im Geiste wenigstens und hört die lehrreiche Geschichte von den großen, schönen Augen.

Trude war ein lustiges Kind. Wenn es durch den Garten sprang und sein Goldhaar im Winde flatterte, leuchteten die schwarzen Augen wie zwei Sterne. O, wie das dem Trudchen gefiel! Wenn nur einer ihre Augen lobte, so riß sie dieselben weit auf, daß die Leute ihre Augen auch recht bewundern sollten. So wurden diese dann allmählich recht groß. Nun sagten die Leute: „Was hat doch Trudchen für schöne, große Augen!“ Trudchen aber meinte ein übriges tun zu müssen und riß die Augen immer weiter auf. Kam nun ein vernünftiger Mann und sagte: „Trude, du darfst die Augen nicht so aufreißen, das ist nicht gut und nicht schön“, so sagte sie: „Große Fenster zieren das Haus.“ Und das hatte sie von schlechten Beratern gehört.

Wenn sie sonst in fröhlichem Spiel herumsprang, so leuchtete ihr Gesicht wie die Sonne; das flatternde Haar erschien wie goldene Strahlen.

Jetzt hütete sie sich vor wildem Laufen und Jagen, denn das könnte ihren schönen Augen schaden. Auf so etwas hörte sie. Aber weil sie ihrer Eitelkeit nicht genug tun konnte, so wurden ihre Augen immer größer, so daß die Leute schon sagten: „Nein, was bekommt doch die Trude für unnatürlich große Augen.“ Das sagten sie aber hinter ihrem Rücken. Doch Trude merkte bald, daß sie immer verwundert angesehen wurde, aber in ihrer Eitelkeit meinte sie, daß ihre großen Augen die Leute zur Bewunderung hinrissen, und so sperrte sie die Augen immer weiter auf.



Schwester Leontine und Schwester Stanisla mit den Kleinen.

In einer Nacht erschien ihr im Traum ein Engel, der sprach: „Trude, Trude, hör auf, Du kommst sonst durch Deine Augen ins Unglück.“ Trude aber hörte nicht darauf und machte große Augen.

In der folgenden Nacht erschien der Engel wieder, und da Trude nicht auf seine Warnung hörte, erschien er auch in der dritten Nacht. In der Hand hatte er eine große Blume, deren Mitte war schwarz wie ein großes Auge, und um dieses Auge waren die Blätter wie goldene Strahlen. Diese Blüte neigte er dreimal zu Trude hin, dann verschwand er.

Sie dachte wohl, daß dieses eine Warnung sein müsse, aber sie achtete nicht darauf; sie glaubte noch immer, wie schön ihre Augen seien und machte sie so groß wie sie nur konnte.

Da auf einmal erschien es ihr, als ob in den Augenwinkeln etwas gerissen sei; doch sie achtete nicht weiter darauf. Als sie

aber am andern Morgen erwachte, waren ihre Augen so groß wie ihre beiden Handflächen. Da merkte sie wohl, daß es mit ihren schönen Augen vorbei war. Und sie weinte so sehr, daß sie sechs Taschentücher zum Trocknen der Tränen gebrauchen mußte.

Am folgenden Morgen waren ihre Augen so groß wie zwei Fenster. Ach, gab das ein Weinen. Sie konnte sich nicht mehr vor den Leuten sehen lassen. Bald waren ihre Augen so groß, daß es gar nicht zu sagen ist, und sie gebrauchte zum Trocknen der Tränen, die sie jetzt fast immer vergoß, so viel Taschentücher, daß sie nicht zu zählen waren, und dann mußten sie den ganzen Tag zum Trocknen in der Sonne hängen, sonst wäre Trude noch nicht damit ausgekommen. Aber was half alles Klagen und Weinen, was half alle Reue; das Unglück ging weiter, und zuletzt waren Trudes Augen so groß, daß sie wie ein Auge erschienen. Sie konnte sich nirgendwo mehr sehen lassen und wünschte sich den Tod. Da kam in einer Nacht der Engel wieder zu ihr und sprach: „Du hast in Deiner Eitelkeit und Verblendung nicht auf meine Warnung gehört; da wäre es noch Zeit gewesen, Dich zu bewahren, nun aber mußt Du auch deine gerechte Strafe erleiden. Jetzt sollst Du aber, da Deine Reue wahrhaft und aufrichtig ist, von Deiner Plage erlöst werden. Eine Blume, wie ich sie hier in der Hand halte, sollst Du werden; Du kannst Dich und andere erfreuen, aber Du wirst auch für jeden eitlen Menschen eine Warnung bleiben.“

Als Trude am andern Morgen erwachte, stand sie im Garten auf einem Beet; sie hatte ein großes, schwarzes, glänzendes Auge, und ihr Haar glich goldenen Strahlen, die das Auge umsäumten. „Ach“, riefen die Kinder, „sieh, welch schöne, stolze Blume! „Und sie nannten sie „Sonnenblume“.

Ihr kennt wohl alle die Sonnenblume? Sie erreicht eine beträchtliche Höhe unter ihren Blumenschwestern, und ihr Antlitz ist immer der Sonne zugewendet. Sie ist auch nützlich, und mit ihren reichlichen Samenkörnchen speist sie viele hungrige Vögelein; und wenn viele beisammen stehen, schön in einer Reihe, bilden sie auch eine Zierde im Garten und erfreuen das Menschenherz.

Das also ist die Geschichte von den großen Augen, ein Märchen, das euch gefallen wird.

K

Gebetserhörnung

Dem hlst. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Erhörnung in einem Anliegen.

N. N.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Neuenbeken 21 Mk., Gertrude; — Pachten 42 Mk., Katharina und Maria-Theresia; — Roden 130 Frs., Joseph-Wilhelm; — Walldürn 21 Mk., Martha; — Mülheim (Ruhr) Styrum zum Dank für wiedererlangte Gesundheit 21 Mk., Johannes.

Für die Mission: Wetten 10 Mk.; Markelsheim 2 Mk.; Roden 30 Frs.

Für die Mission Kilema: 1 Mk. aus Schachtebich.

Almosen: Münstermaifeld 5 Mk.; Saarlouis 7,50 Mk.

Für die Missionschule zur Ausbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Wetten 10 Mk.; Killburg 10 Mk.; Wattenscheid 5 Mk.; Köln zu Ehren des heiligen Antonius und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu in zwei schweren Anliegen 7,50 Mk.; für einen Freiplatz Ung. 180 Mk.

Ein tausendfaches herzliches Vergelt's Gott allen, die uns helfen Missionskräfte heranzubilden, die die Liebe des göttlichen Herzens und die Früchte des kostbaren Blutes hinaustragen in die weite Heidenwelt, sei es durch Verbreiten der Caritasblüten oder durch Almosen spez. für unsere Missionschule. Maria, die glorreiche Himmelskönigin, segne sie im Leben und bereite ihnen ein schönes Plätzchen im Himmel, im festlich geschmückten Hochzeitssaale ihres göttlichen Sohnes, wo die geretteten Seelen ihren lieben Wohltätern Dankeslieder singen durch die ganze Ewigkeit. Dieser Dankeswunsch wird mit täglichen Gebeten von Schwestern und Kindern begleitet.

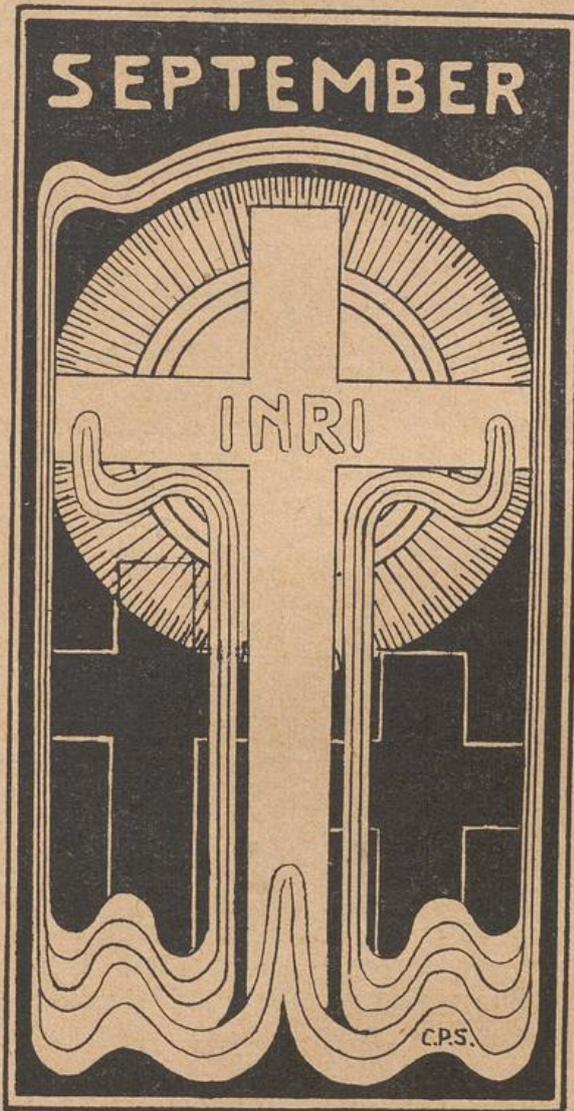
Rätsel

1. Wieviel Pfund wiegt der Mond?
2. Welches ist der höflichste Fisch?
3. Was ist fertig und wird doch jeden Tag gemacht?
4. Wer hat keinen Körper und ist doch sichtbar?
5. Je mehr du davon nimmst, desto größer wird es.
6. Welches Eisen wird von Blech gemacht?
7. Welche Mühle ist am kleinsten?
8. Was entsteht im Winter, stirbt im Sommer und wächst mit der Wurzel nach oben?
 9. Nicht ferne von dir jemand wohnt,
Der, wie von ihm die Sage geht,
Auf Wetterkunde sich versteht;
Er zeigt sich wie ein Herr vom Stande
In einem bunten Prachtgewande,
Trägt einen purpurroten Hut
Und wandelt doch im Schnee und Sande
Stets unbestiefelt, unbeschuh't.
 10. Ich schwimme stets im Wasser frisch
Und bin doch weder Frosch noch Fisch,
Ich bin kein Vogel und doch geschwind
Dehn ich die Segel im flatternden Wind,
Ein Bote bin ich zu jeder Stund
Und laufe mir doch keine Füße wund,
Willst du alles wissen auch,
Kaffee und Zucker hab ich im Bauch.
 11. Ich habe einen Kopf und vier Beine,
Doch wenn du mich berührst,
Erscheine ich ohne Kopf und Beine,
Rund wie ein Knäuel, greiffst du mich an,
So ist dein Finger übel daran.

Caritasblüten

Nr. 9

1931



Kreuzerhöhung

Baum des Lebens, der gestanden,
Unberührt vom Ruhmesstrahl,
Wie gedrückt von Winterbanden,
Blätterlos und traurig - fahl;
Prangst nun als die gnadenreiche
Himmelspflanzung, frisch und hehr,
Und im Schatten deiner Zweige
Tobt des Bösen Sturm nicht mehr!

Halten will ich fest umschlungen
Dich, du heil'ger Segensstamm,
Wo der Herr für uns gerungen,
Und geblutet Gottes Lamm;
Will oft ruh'n zu deinen Füßen,
Will recht oft im Andachtsleh'n
Und mit frohen Dankesgrüßen
Auf zum großen Dulder seh'n!



Maria, die Zuflucht der Sünder

Im schönen Maimonat steht in Europa alles in herrlicher Blüte; alles jubelt und singt der Maienkönigin entgegen. Kein guter Christ vergißt seine himmlische Mutter. — Nun wirst Du, lieber Leser, vielleicht fragen, ob in Afrika auch die liebe Mutter Gottes so verehrt wird. Ob da auch alles in der Natur wieder neu erwacht, grünt und blüht. Ob da auch die Leute so zur Maiandacht gehen.

Hier in Ost-Afrika, wo es keinen eigentlichen Winter gibt, regnet es Tag für Tag im schönen Monat Mai. Da sieht man die Sonne nur ganz selten; es ist Regenzeit; die Flüsse schwellen gewaltig an, die Wege sind schmutzig, und da es hier so gebirgig und hügelig ist, so ist es den Leuten, die Stunden, ja oft Tagereisen weit von der Mission entfernt wohnen, nicht möglich, so oft zur Kirche zu kommen. Aber nichtsdestoweniger wird die liebe Mutter Gottes auch hier geliebt und verehrt. Man trägt ihr ganz einfach und schlicht seine Bitten vor, und gar mancher kehrt mit freudigem Herzen vom Bilde Mariens, der Zuflucht der Sünder, zurück. Gerade im Maimonat gibt es hier viel Krankheit und Todesfälle, weil es naß und kalt ist und die armen Leuten hier fast keine Kleidung haben; sie gehen oft vom Morgen bis zum Abend mit dem einen durchnäßten Tuch herum, weil die Armut so groß ist. Diese Opfer werden aber von den schwarzen Christen mit viel Großmut gebracht. „Es war der Wille Gottes und seiner heiligen Mutter“, so ist meistens die schöne Antwort, die man erhält, wenn man sie trösten will. „O, die liebe Mutter Gottes wird einem abgefallenen Christen dafür die Gnade der Bekehrung erfliehen.“ So sieht man in den Mutter-Gottes-Monaten oft, daß der liebe Gott von den guten Christen nicht selten viele Opfer verlangt, um abgefallenen Christen die verlorenen Gnaden wiederzugeben. Es kam vor, daß die guten christlichen

Mütter ihre kleinen Kinder durch den Tod verloren; kaum hatten sie das Licht der Welt erblickt und waren getauft, so flog ihr Seelchen schon zum Himmel. Ich wußte nicht, warum die liebe Mutter Gottes im schönen Maimonat so viele Kinderchen zu sich nahm. Aber bald sollte ich es erfahren. Diese kleinen Engel sollten sicher die Zuflucht der Sünder erflehen, für einen Sünder, der sich nicht bekehren wollte.

„Schwester, da ist August mit einem Kind und möchte gern Medizin haben; alle seine Kinder sind Christen, und ich bin noch sogar Taufpatin von einem derselben, und jetzt — Mama, jetzt gehen sie alle verloren“, so jammerte meine Gehilfin in der Krankenpflege. Sie hatte Mitleid mit diesem Abgefallenen und kannte die Tränen nicht verbergen. Ich bat sie, doch Maria, die Zuflucht der Sünder, anzurufen und alle Opferchen, die ihr in diesem Monat begegnen würden, dafür aufzuopfern. Nun war sie ein wenig getröstet. Dann ging ich mit ihr zur Apotheke, um dem Manne die gewünschte Medizin zu geben. Jedoch bevor ich ihm die Medizin für den Leib der Kinder gab, suchte ich auf seine eigene Seele einzuwirken. Durch seine stolzen Antworten, die ich auf alle meine Fragen erhielt, fand ich bald, daß es für ihn schwer sei, wieder zurückzukommen. Ich suchte ihn zu bewegen, im Maimonat die liebe Mutter Gottes einmal zu besuchen; aber es erfolgte wieder eine ganz kurze, stolze Antwort, die mir sehr wehe tat. Auf die Hilfe der lieben Mutter Gottes vertrauend, entließ ich ihn, nachdem ich ihm die gewünschte Medizin verabreicht hatte.

Auf meinem Heimweg ging ich eben in die Kirche, um eine kurze Anbetung zu halten. Und wen sah ich dann so einsam und allein in der Kirche knien? Vor dem Bilde der lieben Mutter Gottes? Es war der August. Ich konnte vor lauter Freude nichts anderes sagen, als: „Mutter, du Zuflucht der Sünder, erflehe ihm die Gnade der Bekehrung.“ Sollte seine Stunde schon gekommen sein? Und so schnell?

Nach einigen Tagen fand sich August wieder vor meiner Apotheke ein. Ich begrüßte ihn freundlich und fragte ihn nach seinem Befinden. Seine Antworten waren nun ruhig und demütiger, so lange ich nicht von der Kirche und dem Glauben sprach. Nun suchte ich ihn zu bewegen, zum Pater Missionar zu gehen.

„Der Pater soll mich erst bitten, daß ich komme“, war die Antwort.

„So, da ist der hochwürdige Herr Pater kleiner als Du? Er soll Dich um Verzeihung bitten, wo Du gefehlt hast und zuerst gehen solltest? August, nicht wahr, Du ließest Zauberer zu Deinem kranken Kind kommen, und als Dir das vom Pater verboten wurde, verließest Du Glauben und Kirche? War das recht? Jetzt verlangt der Missionar nur von Dir,

vor allen Christen um Verzeihung zu bitten. Das willst Du nicht. Wie töricht bist Du; beuge doch Dein stolzes Haupt!"

„Schwester, gib mir Medizin, dann kann ich geh'n“, erhielt ich als Antwort.

„Für den Leib bist Du besorgt, aber was wird mit Deiner kranken Seele werden?“

„Ich weiß es.“

„Nun, August, ich bitte Dich noch einmal, beuge Dein stolzes Haupt und bitte um Verzeihung.“

„Das kann ich nicht, Schwester“, war die Antwort.

Ich konnte fast nicht verstehen, daß alles umsonst sein sollte. Dann erzählte ich ihm von der lieben Gottesmutter und fragte ihn, ob er sie nicht gern hätte.

„Ja,“ sagte er, „ich habe die liebe Mutter Gottes recht gern.“

„Nun, August, dann gehst Du nicht verloren. Mache ihr und mir die Freude, daß Du in diesem Mutter-Gottes-Monat zur Kirche zurückkehrst. Ich werde sie bitten, daß Du Kraft bekommst.“ Mit diesen Worten schieden wir auseinander. Nun wurde die heilige Jungfrau bestürmt. Tag für Tag, und besonders bei den Worten „Du Zuflucht der Sünder“ wurde an August gedacht.

Die Zeit verstrich; auch dieser Monat ging wieder seinem Ende zu. Da, am letzten Tag im Mai, als in der Kirche am Schluß der Andacht die Worte verklungen waren „Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns“, erhob sich auf einmal ein Mann und bat mit lauter Stimme alle anwesenden Christen um Verzeihung. Wer war es wohl? Unser August!

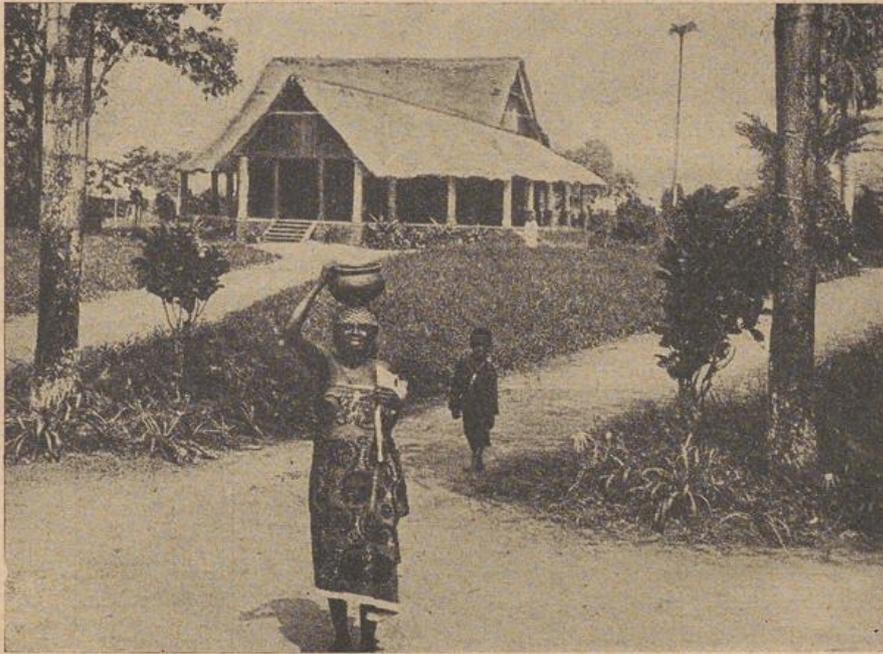
Darum freuet euch mit mir, liebe Leser, und danket mit mir der lieben Mutter Gottes: vergessen wir nie in der Lauretanischen Litanei die vielen abgefallenen Christen und die vielen verstockten Heiden von Gare.

Sieh uns hier zu deinen Füßen,
Jungfrau, Mutter, Königin;
Laß dich auch von mir begrüßen,
Ob ich ein Sünder bin.
Auch der Heiden dich erbarme,
Die dich, Mutter, kennen nicht,
Fleh' für alle diese Armen
Um das wahre Glaubenslicht!

3

Botuli, der Schmied, eine Autorität in der Mission

Der Botuli ist bei den Nkundonegern (im Äquator-Distrikt) der weiseste Mann im ganzen Dorf; er bekleidet in den meisten Fällen das Amt eines Bürgermeisters, hält Ratsversammlungen ab und gibt Befehle, welche von allen befolgt werden. Sein Handwerk hat in der Familie seine Tradition und geht vom Vater nur auf den Sohn über; andere Lehrlinge werden nicht angenommen.



Die Arbeitsmethode beim Schmied ist dieselbe wie vor Urzeiten. Die nötigen Metalle verhandeln und vertauschen die Stämme untereinander, ehe die Weißen kommen. Der Blasbalg besteht aus vier irdenen Töpfen, die nach unten in eine Art Röhre auslaufen, die in das Feuer geleitet wird. Die Töpfe selbst sind mit Bananenblättern so zugebunden, daß dieselben nur etwas Spielraum haben. Diese vier Töpfe sind nun nach oben an einen Stab gebunden, woran der Blasbalg durch Heben und Senken in Tätigkeit gesetzt wird.

Der Schmied sitzt mit seinem kleinen Amboß am Boden oder auf einem kleinen Schemel vor dem Feuer, in dem das Metall liegt, und formt, klopft und hämmert. Er verfertigt kleine Hacken und Spaten zum Arbeiten auf dem Feld; diese bekommen aber keine Holzstiele wie bei uns, sondern sie sind

kurz, denn gewöhnlich wird auch das Feld in hockender, sitzender Stellung bearbeitet.

Außerdem verfertigt der Schmied Spieße und Lanzen in allen Formen, teils zum Fischfang, teils für die Jagd; auch Messer macht er in Lanzetform. Ferner gießt der Botuli das Geld in Form von Kupferdraht; 20 Zentimeter lange gebogene Stäbchen werden immer zu zehn zusammengebunden und haben den Wert von 40 Pfennig. Seit mehreren Jahren ist europäisches Geld (belgisches) im Verkehr; aber unter sich handeln die Eingeborenen immer noch mit Kupferdraht, „Mitako“ genannt.

Das Geld für die kongonesische Geldfabrikation wird in eine nasse, saftige Rinde der Bananenpflanze gegossen, welche je nach der Dicke des zu gießenden Kupferdrahtes ausgefüllt wird.

Auch macht der Botuli die Schmucksachen; für die Männer eiserne Armbänder, schlangenförmig gewunden. Der Schmuck und die Auszeichnung der reichen Lieblingsfrauen besteht in einem 10—20 Kilogramm schweren Kupfering (Halsband), auf welchem Palmblätter und andere Figuren eingraviert sind. Die Frau trägt das Halsband Tag und Nacht; sie kann es selbst nicht abnehmen, der Botuli hat es angelegt und am Hals zugelötet, manchmal steht es auch hinten 1 Zentimeter weit offen. Wenn es wieder einmal abgenommen werden soll, muß der Schmied es wieder mit seinem Instrument mit nicht geringer Kraftanwendung abnehmen. Die Frau ist stolz damit und wird trotz der Beschwerden und der Last, welche dieser Schmuck mit sich bringt, mit niemand tauschen, denn sie ist dadurch eine afrikanische Schönheit geworden.

Ferner macht der Botuli auch noch Manschetten für die Beine, schlangenförmig gewunden, von fingerdickem Kupferdraht, welche von den Knöcheln bis zu den Knien reichen; das ist für die vornehme Frau. Auch fabriziert er Arm- und Beinbänder.

Ebenso ist der Botuli Glockengießer; er verfertigt 8—10 Zentimeter große Schellen aus Eisen- oder Kupfermetall mit einem eigenen Klang. Der feinen heidnischen Frau darf bei ihrem Festschmuck die Schelle vom Botuli nicht fehlen. Öfter sieht man kleine Kinder, welche keine andere Bekleidung haben, als eine solche Schelle an einer Perlschnur um den Leib gebunden.

Zuletzt sorgt der Botuli noch für Musik-Instrumente. Er macht kleine Zithern von Eisenstäbchen, welchen der Tonkünstler schöne Töne entlocken kann.

Der „Botuli“ ist eben, mit einem Wort gesagt, ein großer Künstler, und alle sehen mit Bewunderung zu ihm empor.

„Jagd“ in Monte Cassino

Von Schwester M. Gaudiosa

Löwen gibt's heutzutage nicht mehr in „Southern Rhodesia“, wohl aber Leoparden. Kürzlich störten uns dieselben mit ihrem Geheul mehrere Male während der Betrachtung am frühen Morgen. Vor einigen Wochen besuchte ich den Kinderschlafsaal noch gegen 9 Uhr abends. Da war alles fest verrammelt, Türen und Fenster. Man hatte Leoparden Spuren gesehen und gehört in der Nähe des Schlafsaales, darum diese Vorsicht. Doch das gehört zu den Seltenheiten.

Allein eine andere Plage ist hier an der Tagesordnung: Die Matiro! The Baboons? Die Affen! Ja, da gibt es ganze Herden Affen. Wenn die in unsere Maisfelder eindringen und nicht rechtzeitig davongesprengt werden, dann — o weh! Tag für Tag müssen die Knaben der Missionsstation abwechselnd Wache halten in der Nähe der Maisfelder wegen dieser Räuber. Wenn so ein Rudel Baboons in ein Maisfeld hineinkommt, dann richten dieselben wohl mehr zugrunde als sie eigentlich verzehren. In Natal sah ich vielfach nur die kleinen Affchen, wie man sie daheim auch wohl im Zirkus usw. sah; allein hier gibt's welche, die einem gewöhnlichen Kalb an Größe nicht nachstehen. Nun, diesen Räubern sollte wieder einmal der Krieg erklärt werden.

Am 5. Mai stellten sich sieben Schützen mit ihren Gewehren vom St.-George's-College in Salisbury ein. Die armen Affen! Wenn sie es gewußt hätten! Am nächsten Morgen kam auch noch der Native Kommissionar unseres Distriktes, Mr. Bosselt, mit seiner ganzen Familie daher: seine Frau, zwei Töchter und drei Söhne; zwei derselben waren schon erwachsen und hatten auch ihre Gewehre mitgebracht. Also drei Schützen mehr! Die zwei Brüder von der Station und unser Schmied, ein Eingeborener, der sehr gut schießt, gingen ebenfalls mit ihren Gewehren mit. Also 13 Mann mit Schießwaffen. So zogen sie „siegesebewußt“ den Hügel hinauf beim ersten Morgengrauen, voller Erwartung der großen „Beute“, die sie erlegen würden. Die Glocken der Missionsstation schwiegen an diesem Morgen, um die Baboons nicht zu stören. Da — ein Schuß fällt! Und wir daheim dachten schon: „Jetzt geht es aber los!“ Wir horchten und horchten. Aber es war der einzige Schuß, den wir vernahmen.

Ja, die Affen waren noch schlauer gewesen als die Schützen. Sie hatten sich zeitig aus dem Staub gemacht. Es wurde 8 Uhr, — 9 Uhr. Da sah man die so „siegesebewußte“ Armee von 13 Schützen mit langen Gesichtern heimkommen — enttäuscht! Und was war die Beute? Ein Affchen! Ein junger Affe von der Größe eines Hasen, das war die ganze Beute!

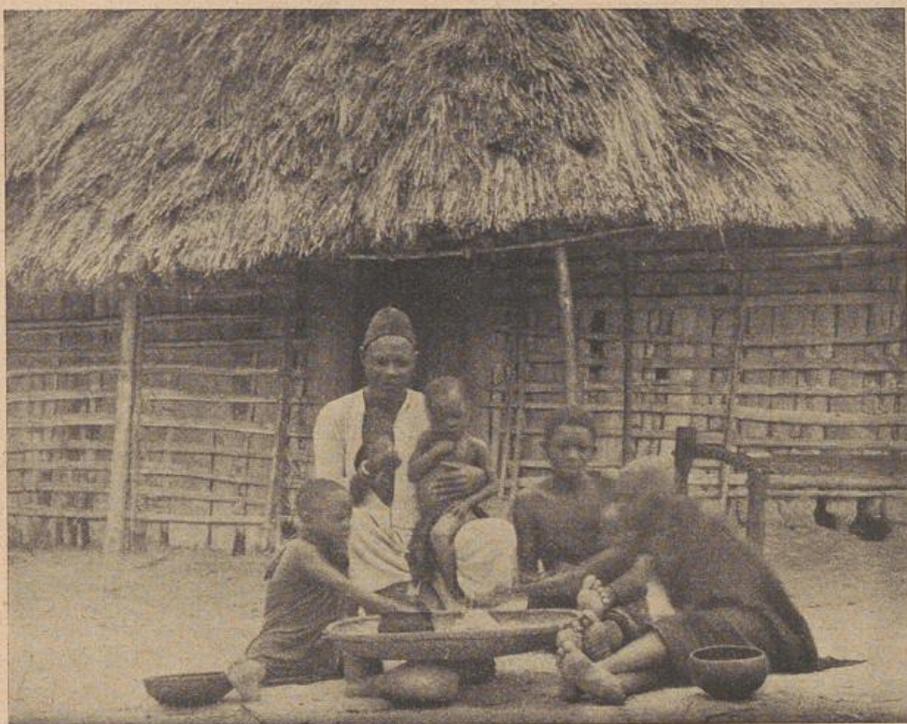
Zwei Burschen trugen das geschossene Affchen; der eine hielt den langen Schwanz, der andere einen Vorderpfoten. Und diese enttäuschten Gesichter!! 13 Schützen! Und als Beute einen jungen Affen! Nein, diese Schande konnten sie doch nicht auf sich ruhen lassen.

Am nächsten Morgen ging's vor Tagesanbruch wieder hinaus, aber in entgegengesetzter Richtung. Um 10 Uhr kamen unsere Schulbuben schon mit einigen Affen dahergeschleift, und so wußten wir, daß man heute etwas mehr Erfolg gehabt hatte. Nach einem guten Imbiß zogen nun die etwas ermutigten Schützen nochmals hinaus. Wir hörten mehrere Schüsse in der Ferne. An diesem Tage belief sich die Beute auf etwa 36 Baboons. Ungefähr die Hälfte wurde von unsern Schulknaben heimgeschleift. Und warum? Wäre es nicht leichter gewesen, dieselben draußen liegen zu lassen als ein warnendes Beispiel für ihre Gefährten? Doch unsere Schwester Hiltrudis, die ihre Freude an einer tüchtigen Hühnerzucht hat, wußte eine bessere Verwertung: die gefallenen Baboons wurden der Reihe nach zusammengesleppt; die Mädchen brachten eine gute Portion dörres Gras, und dann gab's ein lustiges Feuerchen, um den Baboons das zottige Haar abzubrennen. Dann wurden dieselben zerhackt und in einem großen Kessel gekocht! Ha! Da hatten die Hühner aber Festtag! Wie das mundete! Die Eier waren während der folgenden 14 Tage bedeutend größer als sonst. Viele derselben hatten zwei Eidotter. Statt einer Kiste konnte Schwester Hiltrudis nun zwei Kisten zum Markt schicken. Und erst die Küchlein! Ja, die Armen waren geschäftig in jenen Tagen. Schwester Hiltrudis meinte sogar: „Die wachsen zusehends.“ Es machte nur einen eigentümlichen Eindruck, wenn die Schädel, die Arme, die Vorderpfoten, die einer Menschenhand sehr ähnlich sind, im Hühnerhof herumlagen. Somit mußte man bald damit aufräumen.

Nach zwei Tagen waren die Schützen wieder fort. Als sie mit ihrem Auto zur Station hinausfuhren, stimmten die Affen auf den nahen Hügeln ihr Geheul an. Unsere Kinder meinten, die übriggebliebenen Affen singen den abziehenden Schützen das Abschiedslied nach.

Ungefähr drei Duzend Baboons sind's nun weniger; aber wieviel Duzend wohl noch da sein werden? Gestern abend konnte man sie wieder lärmen hören. Kürzlich meinte jemand, ob die Affen auch wohl in der Arche Noes gewesen seien. Auf alle Fälle hätten sie in der Sündflut umkommen dürfen; denn ich wüßte nicht, zu was anderem die nütze wären, als die Hühner damit zu füttern.

3



Aus dem Congo: Bamania einst und jetzt

Wenn man in unsere Missionen am Ruki einmal einen Rückblick hält und sich die Verhältnisse vorstellt, in denen dieselben sich vor 30 Jahren befanden, so muß man mit freudigem Ausblick zum Himmel von ganzem Herzen „Deo gratias!“ sagen. Als wir Schwestern kamen, waren nur einige erwachsene Jungen getauft, doch alle eifrig, voll guten Willens, die viel für die Zukunft versprochen und auch die Mission größtenteils nicht getäuscht haben, denn wackere Katecheten sind aus ihnen hervorgegangen. Aber getaufte Mädchen gab es noch nicht. Es wurden uns zunächst einige vom Staat überwiesene, arme Waisen, von denen die Eltern zur Zeit von Aufständischen niedergemacht wurden oder in Kriegen geraubte oder entlaufene Sklavinnen; und unsere Aufgabe war es, diesen Armen eine christliche Erziehung zu geben, ihnen die Wahrheiten der heiligen Religion einzuprägen und sie zu guten Hausmüttern heranzubilden.

Im Jahre 1899 konnten denn auch die ersten Paare zum Traualtar treten, und unser erstes christliches Dorf „Bamania-St.-Joseph“ nahm seinen Anfang. Doch im Beginn waren es nur einige kleine Häuschen von Palmblättern, von unsern

Leuten selbst errichtet, die das ganze Dorf ausmachten. Das große Heidendorf Bamania, welches einige Minuten von dort entfernt lag, gewährte einen andern Anblick als unser stilles „St. Joseph“. Das war ein Heidenvolk voll Heidenlärm, kann man sagen; der Bokonji (Häuptling) des Dorfes besaß ein Regiment von Weibern; er war dem christlichen Glauben abhold, und er ist auch trotz des eifrigen Bemühens der hochwürdigen Patres ohne die heilige Taufe gestorben. Doch viele seiner Weiber hatten die Schwestern in unserm Hospital wegen Schlafkrankheit, und diesen ist, Gott Dank, das Glück der heiligen Taufe zuteil geworden. Mit den Müttern erhielten wir auch einzelne Kinder, aber das setzte erst jedesmal einen tüchtigen Streit ab, ebenso, wenn eine seiner Sklavinnen bei uns um Aufnahme bat.

Heute ist das heidnische Bamania verschwunden; fast das ganze Volk war an Schlafsucht gestorben, wie auch der Häuptling, und der Rest siedelte sich an einem andern Platze an, auch nicht weit von hier. Und nun liegt an der Stelle des großen Heidendorfes unser christliches Dorf „St. Joseph“, welches schon über 100 schöne Lehmhäuser zählt, und durch welches zwei lange Straßen führen, die mit Palmbäumen besetzt sind. Statt der schreienden kleinen Heidenschar, die früher vor den weißen Mamas eiligst wegflüchtete und sich in allen Ecken verbarg, kommt einem nun eine Schar lieber Christenkinder entgegengeläufen, und von allen Seiten heißt es: „Mama, eleko (Bist Du da)?“ „Bonkanda ekek' ea na (Wann beginnt der Unterricht)?“ Denn täglich dürfen die kleinen Helden zur Bewahrschule kommen, wo sie beten, singen und spielen lernen, woran sie eine große Freude haben.

Und wenn man die Häuser unserer Getrauten betritt, so strahlt einem schöne Ordnung und Sauberkeit entgegen.

Die größte Veränderung zwischen früher und jetzt jedoch findet man, wenn man Sonntags die große Schar von Gläubigen sieht. Das weite Gotteshaus faßt sie nicht; viele stehen vor der Türe. Und wenn dann erst ein Festtag oder Prozessionstag ist und man die Anzahl von Kommunikanten und die vielen Menschen wahrnimmt, o, dann kommt unwillkürlich ein jubelndes „Deo gratias“ aus dem Herzen, dann klingen aus Tausenden von Kehlen außer den lateinischen kirchlichen Liedern sogar auch deutsche Weisen mit passenden kongonesischen Versen wie: „Hier liegt vor Deiner Majestät.“

3

Tue zuerst deine Pflicht, dann such' Erholung und Ruhe. Tue das Schwerste zuerst, dann wird dir das Leichteste wie nichts sein. Horch nicht auf die Stimme der Aufschub erheischenden Trägheit.

Al l e r l e i a u s d e r M i s s i o n

Gnocks Vater, noch ein Heide, und seine Mutter, eine Protestantin, schickten den kleinen Taugenichts mit zwei älteren Schwestern zur Schule; er aber liebte es, zu Hause zu liegen und kam nicht mehr. Eines Tages sahen wir in unserm Feld einen großen Teil unserer Kürbisse mit einem Hackmesser zerschnitten und Bambusstauden ganz und gar abgehauen. Es war der Enock, der sich dieses Vergnügens erlaubte. Sein Vater fürchtete sich, ihn zu strafen, weil er der einzige Sohn war.

Nach einiger Zeit wurden uns die schönsten Wattelbäumchen abgehauen. Als unsere Kinder einmal in der Nähe arbeiteten, sahen sie, wie eben zwei kleine Burschen ein Bäumchen fällten; schnell hatten sie einen ergriffen und zur Schule gebracht, welcher dann nach einer guten Tracht Prügel wieder heimkehrte. Sein Helfershelfer aber, der kleine Enock, war wieder entwischt. Am folgenden Tage aber fingen ihn unsere Kinder auf, und auch er empfing seinen Lohn bei der Schule, nachdem er hoch und teuer versprochen hat, es nicht wieder zu tun. Wider alles Erwarten hatten wir seinen Eltern eine große Wohlthat erwiesen. Das Bübchen fing an, ihnen zu gehorchen ganz gegen seine Gewohnheit. Sie dankten uns immer für die Hiebe, die er bekommen.

Im Februar kam er von selbst wieder, um in der Schule zu lernen.
Schwester M. Tschildis.

*

Auffallende Hilfe Gottes

Von Schwester M. Arsenia, Nairobi

Wir hatten unsern Kindern zur Belohnung eine Freude versprochen, und zwar, einen Ausflug zu machen nach einer unserer nächsten Missionsstationen. Unser Plan war auf den 11. Februar, einen Mittwoch, festgesetzt.

Ein guter schwarzer Christ stellte uns sein Lastauto zur Verfügung und Schwester Stefana und Schwester Hildeberta mit ungefähr 40 der kleinsten Kinder fuhren am Morgen des genannten Tages nach der heiligen Messe fort. Alles ging gut. Es war ein schöner Tag, und die Kinder hatten große Freude. Schon war die Mission, das Ziel des Ausfluges, zu sehen, und in wenigen Minuten sollte man da sein. Aber gerade vor der Mission mußten sie noch einen ziemlich steilen Berg hinauffahren. Der Boy, der das Auto führte, wußte nicht, daß der Berg so steil war und hat aller Wahrscheinlichkeit nach nicht genug Benzin genommen, um den Berg schnell hinauf zu fahren. Das Auto kam somit ans Zurückgehen und ans Rutschen. Alles Bremsen half nichts; das Auto ging immer

mehr dem Abgrund zu. Da, ein Ruck, und Schwester Stefana wurde aus dem Auto geworfen und fiel mit dem Kopf auf einen Baumstamm. Zum Glück hatte sie ihren Tropenhut auf, der sie vor einem tödlichen Sturz schützte, obwohl sie zweimal ohnmächtig wurde. Das Auto fiel ganz sachte in den Abgrund und blieb — o Wunder! — mit einem Vorderrad an einem vorstehenden Stein hängen; die Kinder fielen oder rutschten alle ganz langsam, wie wenn man einen Haufen Sand abschüttet, ins Gras, ohne die Gefahr auch nur richtig bemerkt zu haben; denn keines von ihnen hatte geschrien. Sofort waren alle wieder munter und lachten; nur eines hatte sich beschädigt. Andere auswärtige Kinder hatten dem hochwürdigen Pater der Mission, zu dem die Ausflügler wollten, Nachricht gebracht, er möchte schnell kommen, denn das Auto wäre umgefallen. Der Pater Missionar hatte sich das Bild vorgestellt, alle, oder doch viele als Leichen zu finden, und wollte fast gar nicht kommen vor Schrecken. Wie staunte er aber, als er alle, Schwestern und Kinder, vergnügt und munter sah. Der alte ehrw. Bruder sagte gleich: „Der heilige Joseph hat geholfen, denn heute ist Mittwoch, und es ist alte Gewohnheit von mir, zu Ehren des heiligen Joseph zwei Kerzen zu brennen.“ Und mir kam es in den Sinn, die Gebete, die wir am Mittwoch aufzuopfern haben zu Ehren des heiligen Joseph für die Kinder und auch unsere täglichen Gebete zu Ehren der kleinen heiligen Theresia für die Kinder sind nicht umsonst gewesen.

Beiden lieben Heiligen innigen Dank für ihre Hilfe!

*

Wie es Raphael ergangen hat noch vor seiner Hochzeit

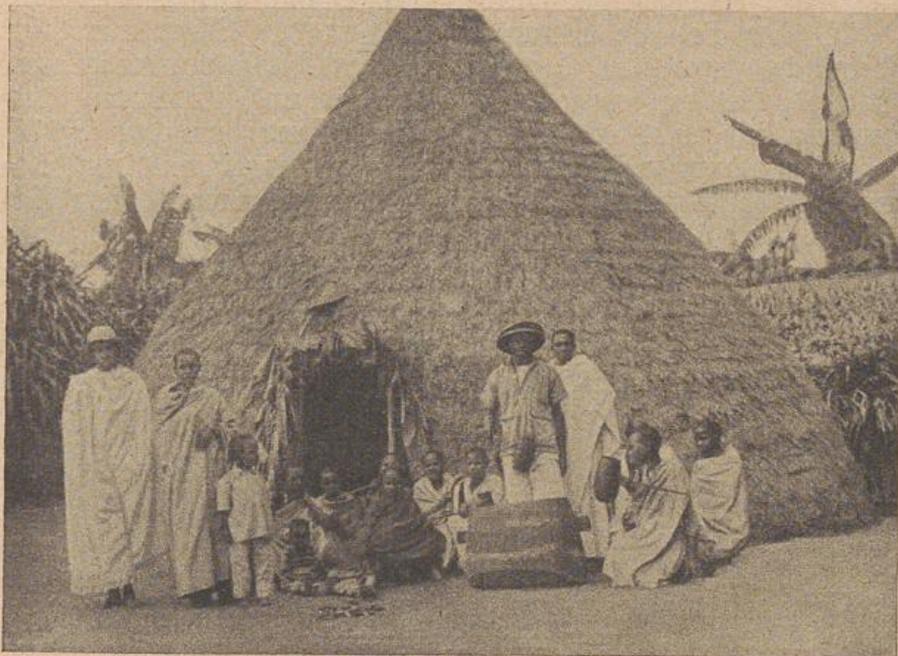
Von Schwester M. Verona

Raphael, ein früherer Schuljunge von hier, war Pfingsten mit seinem Mädchen zur Station gekommen, um hier getraut zu werden. Die Hochzeit war festgesetzt worden auf den Pfingstmontag, doch er hatte sich zu früh gefreut. — Raphael hatte seiner Braut die Kleider noch nicht alle gekauft, die sie beanspruchen durfte, und so sagte sie am Sonntag mittag zu ihm: „Geh, kaufe mir erst meine Kleider, dann gehe ich mit dir“. Also blieb unserm Raphael nichts anderes übrig, als zur Stadt zu fahren und das Gewünschte zu kaufen. Die Trauung wurde auf den folgenden Mittwoch verschoben.

Doch ein zweites Mißgeschick wartete auf ihn. Es war Dienstag geworden. Der Hochzeitskandidat war zurück und hatte seine Braut befriedigt. Am Abend läutete es an der Pforte. Und wer war da? „Raphael“, ganz ängstlich und

aufgeregt; hinter ihm her unsere großen Schuljungen. Auf die Frage nach seinem Begehren sagte Raphael: „Ich wünsche den Father Superior.“ Ich schickte ihn denn auch dorthin. Es dauerte aber nicht lange, so hörten wir, daß Raphael eine tüchtige Tracht Prügel von unsern Schuljungen erhalten hatte, weil er gesagt habe, sie hätten ihm seine Hose gestohlen. Das wollten sich die Jungen nicht gefallen lassen, zumal der Verdacht unberechtigt war, wie es sich herausstellte, denn er hatte die gesuchte Hose an, eine über der anderen.

Der Father Superior mußte nun richten, entscheiden! Die Hochzeit wurde nochmals um einen Tag verschoben, da Ra-



Biergelage. Das Bierfaß ist aus einem Baumstamm gemacht, die Krüge sind halbe Flaschenkürbisse, künstlich mit Brennarbeit verziert

phaels blutige Nase erst wieder heilen mußte. Was mußte der arme Schlucker durchmachen, bis er endlich mit seiner Braut am Altare kniete. Er wird es wohl zeitlebens nicht vergessen.

Raphael hat aber noch eine schöne „weiße“ Hochzeit bekommen. Eine weiße Hochzeit nennen die Eingeborenen nämlich eine solche, wenn die Braut im weißen Kleid, geschmückt mit Kranz und Schleier zum Altare treten darf; hingegen sagen sie eine „schwarze“ Hochzeit, wenn das Brautpaar in der Sakristei getraut wird und die Braut keinen Schleier und Kranz tragen darf. Erstere gefällt unsern Mädchen und Knaben doch besser, und wir wollen hoffen, daß sie mit der Gnade Gottes immer mehr erkennen, was es Hohes und Schönes ist, wenn sie rein zum Traualtar treten können.

Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Ein uraltes Büchlein liegt auf meinem Schreibtisch, ganz zerrissen, stellenweise unleserlich; ich habe es vom Feuertode gerettet, durchgeblättert und mit höchstem Interesse angefangen, darin zu lesen. Land und Leute, von denen es erzählt, kenne ich gut. — Die Reise-Erlebnisse, die uns die vergilbten Blätter schildern, sind mir nicht fremd.

Es handelt sich um einen sehr braven, hoffnungsvollen Sohn, der von seinem Vater in Geschäftsangelegenheiten nach Natal in Süd-Afrika geschickt wurde. Sein Name war Alfons.

Auf der Seereise erkrankte er, denn das Meer war sehr stürmisch, zumal an dem gefürchteten Golf von Biskaya. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit und Erfahrung des tapferen jungen Kapitäns und seiner Leute, um das Schiff „Neptun“ durchzubringen; aber nachdem es einmal dem Bereich des gefürchteten Golfs glücklich entronnen war, schien sich die Wut der Winde zu legen. In der Ferne tauchten die Vorgebirge der spanischen Nordwestküste auf, und je weiter der Dampfer nach Süden vordrang, desto freundlicher gestaltete sich die Witterung. Nach einem kurzen Aufenthalt in Lissabon wurde die Fahrt fortgesetzt. Inzwischen war auch Alfons, der jüngste und beliebteste Passagier vom „Neptun“ wieder besser geworden und blickte fieberfrei mit seinen klaren, braunen Augen hoffnungsvoll der Zukunft entgegen. Niemand war froher, als der junge Schiffskapitän, denn er glaubte nichts anderes, als daß Alfons, den er indessen sehr lieb gewonnen hatte, eine Speise der Fische werden würde.

Da tauchte eines Morgens am Horizont ein dunkler Streifen auf. „Madeira“, rief jubelnd der Kapitän und schwang freudestrahlend seine weiße Mütze.

Näher und näher rückte das tieffatte Grün des fruchtbaren Eilandes, und bald konnten die Reisenden das blendende Weiß der Häuser und die Kirchtürme der Hauptstadt Funchal mit unbewaffnetem Auge sehen. Zwei Stunden später rasselten die schwarzen Anker in die Tiefe, und der noch schwächliche Alfons stieg mit dem Kapitän ans Land, denn hier war dessen Heimat.

Die Familie des Kapitäns nahm ihn in liebenswürdigster Weise auf, und der Jüngling erholte sich zusehends. Der Vater des Kapitäns war ein äußerst feingebildeter Herr, und Donna Alma, seine Gattin, war die personifizierte Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Acht Tage lang verblieb Alfons bei diesen gastfreien Menschen. Innerhalb dieser Zeit war der „Neptun“ reisefertig geworden. Unter den innigsten Segenswünschen der Eltern und Geschwister des Kapitäns

schifften sie sich wieder ein. Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als der „Neptun“ die Anker lichtete und die Reisenden in den endlos sich dehnenden Ozean hinausdampften, der am Horizonte im Purpur der scheidenden Sonne wie Gold flutete. Als sich die Schatten der Nacht auf die unbegrenzte Wasserwüste herabgesenkt hatten, erschienen am Himmel die glänzenden Myriaden der südlichen Sternwelt. Herrlicher als alle Gestirne aber erglühete das Sternbild des südlichen Kreuzes. Auf dem weißen Schaume, der die Wände des Schiffes bedeckte, funkelten Millionen grünlicher Phosphorlichter; aus der Tiefe herauf strahlte es in



Wohnung der Schwestern in Zanzibar, direkt an der Küste

lichtem Scheine wie rotes Gold, feurige Kugeln hoben und senkten sich auf den Fluten, lange blitzende Furchen zogen hinter dem Schiffe her, und der ganze Ozean schien eine riesige Masse von Feuer und Flammen zu sein. Noch nie hatte Alfons das Meer in so wundervoller Pracht leuchten sehen. Dankbaren Herzens pries der edle Jüngling die Wunderwerke Gottes, denn er war gläubig und gehörte nicht zu den armen Toren, welche mitten in diesen Wundern dennoch den Schöpfer leugnen. Auch der Kapitän und seine Mannschaft waren gläubig.

Am andern Tag fuhr der „Neptun“ an den übrigen kanarischen Inseln vorüber. Wie ein einsamer, ins Weltmeer verbannter Riese erhob der Pik von Teneriffa voll ruhiger Majestät sein schroffes Felsenhaupt aus der Tiefe des Ozeans.

Es war der 23. März 1880, ungefähr 10 Uhr morgens, als die Reisenden am Horizonte die Küste von Süd-Afrika und speziell die Plattform des Tafelberges begrüßten.

Hier möchte ich die Erzählung unterbrechen, um dem Leser aus eigener Erfahrung, die ich im Jahre 1886 bei meiner Reise nach Afrika machte, zu sagen, daß auch ich damals voll gespannter Erwartung meine Blicke auf die vor uns sich entfaltenden Reize der Landschaft richtete, denn man hatte uns gesagt, daß die Schönheit der Landschaft den in den Hafen von Capetown Einlaufenden mit Entzücken erfülle. Wirklich darf sich das prachtvolle Bild von Kapstadt mit den berühmtesten Naturschönheiten der Erde messen.

Im Rücken der Stadt thront wie ein Herrscher, voll Ruhe und Würde, der mit dunklen Pinien bewachsene steile Tafelberg, während sich im Westen ein mächtiger Fels in Gestalt eines riesigen Löwen, der sogenannte Löwenkopf (lions rump) hinstreckt; auf der entgegengesetzten Seite schließt der Teufelspik die in bunte Farben gehüllte Hügelkette ab, zu deren Füßen der brandende Ozean seine Silberwellen an den wilden Klippenformen emportreibt.

Nie kann ich dieses reizende Bild meiner Einreise vergessen, obwohl seitdem 45 Jahre verstrichen. So mag es wohl auch dem kaum 18jährigen Jüngling Alfons ergangen sein, als er zum ersten Mal Kapstadt besuchte und den bunten Wechsel von Gestalten, Farben und Menschen sah. Hier ereignete sich auch sein erstes Begegnen mit seinem später so oft erwähnten treuen Diener, dem Neger Simba, d. h. „Löwe“.

Alfons saß glücklich neben seinem Freunde, dem Kapitän, bei einer Flasche Madeira und gebackenem Schinken und Spiegeleiern, als sie vom Deck her einen gewaltigen Lärm hörten. Beide eilten hinauf und sahen, wie eine Anzahl Matrosen einen Neger umkreisten.

„Was geschieht hier?“, fragte der Kapitän.

„Herr,“ antwortete einer von den Matrosen, „der Mann wurde unten im Kohlenraum gefunden. Er hatte sich dort versteckt, natürlich in der Absicht, einige Flaschen Whisky oder so etwas bei der Landung in Natal zu holen.“

Alfons hatte sich den Neger ein wenig näher angesehen und erkannte in ihm denselben Eingeborenen, welcher gestern auf der Straße von Kapstadt als Dieb verfolgt wurde. Auch der Kapitän erkannte ihn als denselben.

„Do you speek English?“ fragte der Kapitän den armen Kerl, der zitternd vor ihm stand.

„Ja, Herr“, versetzte der Afrikaner.

„Wie heißt Du?“, forschte der junge Schiffsherr weiter.

„Simba, Herr“, antwortete er und versuchte dabei, getreu der Bedeutung seines Namens, ein wenig mutvoller auszusehen.

„Wie kommst Du auf mein Schiff?“, verlangte der Kapitän zu wissen. „Wenn ich nicht irre, bist Du doch derselbe, welchen man gestern in Kapstadt wegen eines Diebstahls verfolgt hat.“

Simba warf einen erregten Blick auf den Schiffsherrn; dann richtete er sich auf einmal auf, und er sah dabei wirklich stattlich aus, denn er maß seine sechs Fuß, blickte zuerst den Kapitän und dann Alfons an und begann hierauf in einem lebhaften Tone und in sehr gutem Englisch zu erzählen.

„Gentlemen, ich bin kein Dieb; ich bin Simba und stehle nicht; das tun bloß die Hottentotten und Buschmänner und auch die Ingisi (Engländer). Ich war in Kapstadt, um Arbeit zu suchen, denn mein Weib und meine Kinder sind hungrig und wollen essen; sie sind in Natal und warten auf mich. Gestern kam ich in das Haus eines Gentlemen und wollte um Arbeit bitten; mit mir kam ein Engländer. Im Vorzimmer, wo wir beide warteten, stand auf dem Tische ein kleiner Silbertopf für Blumen. Der Gentlemen rief mich zuerst herein; er hatte aber keine Stelle für mich, und ich ging wieder. Da hör ich auf einmal rufen: ‚Packt den Schwarzen, er ist ein Dieb; er hat mir einen kleinen Silbertopf gestohlen.‘ Es war der Gentlemen, bei dem ich um Arbeit bat. Wie der andere das hört, verschwindet er unter den Leuten, die gleich anfangen, mich zu ergreifen. Da dachte ich an mein Weib und an meine Kinder und lief, um mich zu retten. Alle hinter mir her. Ich lief und lief wie eine Inkonko (Antilope), und sie konnten mir nicht mehr folgen. Nun will ich nach Durban, habe aber keinen Pfennig Geld, und da versuchte ich, heimlich auf ein Schiff zu kommen, welches dahin fährt, und so bin ich jetzt da.“

Der Kapitän hatte die Erzählung Simbas ruhig angehört. „Also bist Du wirklich kein Dieb, sondern ein ehrlicher Mensch?“, fragte er Simba. Da legte dieser die Hand aufs Herz zum Zeichen der Beteuerung und antwortete:

„Sir, Simba stiehlt nicht, Simba ist arm, sehr arm, aber er stiehlt nicht.“

Aber Du hättest doch wenigstens um Erlaubnis bitten sollen, mitreisen zu dürfen. Warum tatest Du das nicht?“

„Ich fürchtete, geschlagen zu werden, Herr.“

Der Kapitän blickte Simba mitleidig an. Nach einer Weile sagte er zu ihm: „Du mußt aber jetzt arbeiten, umsonst bist Du nicht auf dem Schiff.“

„O Herr, ich will gern arbeiten“, rief Simba freudig und ließ alsbald suchend den Blick umherschweifen, um zu sehen, ob es nichts für ihn zu tun gäbe.

Der Kapitän beauftragte den Oberbootsmann, Simba für die Dauer der Reise als Matrose anzusehen. Der Afrikaner aber drückte seinen Dank in einem Schwall von Worten aus, wobei er in

der Freude seines Herzens Englisch und seine Muttersprache, das Suaheli, durcheinander mengte. Simba stammte nämlich von der nordöstlichen Küste Afrikas. Er war schon als Knabe mit seinen Eltern nach dem Süden ausgewandert und seitdem bald in Natal, bald in Kapstadt bedienstet gewesen, daher die für seinen Bildungsgrad vorzügliche Kenntniss des Englischen. Jetzt zählte er 30 Jahre und war stellenlos.

Der Kapitän hatte nicht zu bereuen, sich des armen Negers angenommen zu haben. Simba tat alles, was ihm befohlen wurde, ja oft noch mehr, als ihm oblag, und er war glücklich, wenn ihn ein anerkennender Blick seines Schiffsherrn traf. Ohne mutwillig und ausgelassen zu werden, zeigte er doch stets eine heitere Miene und wußte auch die Schiffsmann-



Missionsstation Kalimoni (Ost-Afrika), Schwesternhaus

schaft durch seine belustigenden Einfälle zu ergötzen, so daß ihn die Matrosen in kurzer Zeit lieb gewannen.

Die Reise nach Port Durban, welche damals 8 Tage dauerte, verlief ohne Störung, und nach mehreren Tagen begrüßte die Reisenden der Leuchtturm dieser Hafenstadt. Während die Mannschaft an Bord blieb, wollte der Kapitän, auch Alfons und die andern europäischen Reisenden, welche von Kapstadt mitgekommen waren, ans Land. Aber die Landung damaliger Zeit war nicht gar so leicht, denn der Hafen von Durban erschwerte dieselbe durch wandernde Sandbänke. Den Weg vom Hafen bis zur Stadt Durban legten sie mit der Eisenbahn zurück; aber der Zug kroch so langsam dahin, daß man ohne viele Mühe gleichen Schritt mit ihm hätte halten können.

Endlich fanden die Reisenden im Hotel Royal Aufnahme. Meine lieben Leser, könnt Ihr Euch das Gefühl, das Empfinden ausmalen, wenn man nach mehrwöchiger Seereise

wieder für längere Zeit festen Boden unter den Füßen fühlt? Ich glaube kaum.

Alfons war übergücklich und begab sich in Begleitung des Kapitäns gleich daran, die Geschäftsangelegenheiten seines Vaters, welcher so große Hoffnungen auf dieselben setzte, auszuführen. Er hatte an dem erfahrenen Kapitän große Hilfe; dessen Scharfsinn und Ansehen trug viel dazu bei, daß die Geschäfte prompt und präzise geordnet wurden und der Firma beträchtlichen Gewinn versprachen. Alfons war hoch erfreut, dankte Gott und auch seinem treuen Freund und schrieb sofort einen langen Brief an die sich in großer Sorge befindlichen Eltern in der Heimat.

Während seines Aufenthaltes in Durban unternahm er täglich Ausflüge zu Fuß, indes der Kapitän mit dem Ankauf von Zucker, Elfenbein und Wolle beschäftigt war.

Eines Nachmittags schlug Alfons die Richtung nach Maritzburg ein, verließ jedoch die Fahrstraße und wandte sich einer in saftigem Seidengrün schimmernden Wiesenfläche zu, wohin ihn eine prachtvolle Pflanze „Amaryllis“, eine Lilienart, lockte. Diese Blume nimmt unter dem entzückenden Reichtum der Flora Natal's den Rang einer Königin ein und entzückt durch ihre großen lilafarbigten und weißen Glocken.

Eben war Alfons im Begriffe, sie auszugraben, um seine Pflanzensammlung zu bereichern, da vernahm er dicht neben sich ein scharfes „fss fss“. — Alfons sah hin und gewahrte eine etwa anderhalb Meter lange, graugelb gefärbte Schlange. Es war die sogenannte „Puffotter“, von den Eingeborenen „Tbululu“ geheißten. Wegen ihres tödlichen Bisses ist sie sehr gefürchtet. Die Bestie züngelte ganz wütend, rührte sich aber nicht von der Stelle. Alfons faßte seinen Stock mit beiden Händen und hieb ihr so kräftig über den Kopf, daß sie augenblicklich tot hinfiel.

Dieses war sein erstes Abenteuer, das ihm auf dem afrikanischen Boden begegnete, deren aber noch viele und schreckliche kommen sollten, und welche Alfons wohl nie ohne die Hilfe und den tapferen Mut seines treuen Negers Simba überstünden hätte
(Fortsetzung folgt.)

z

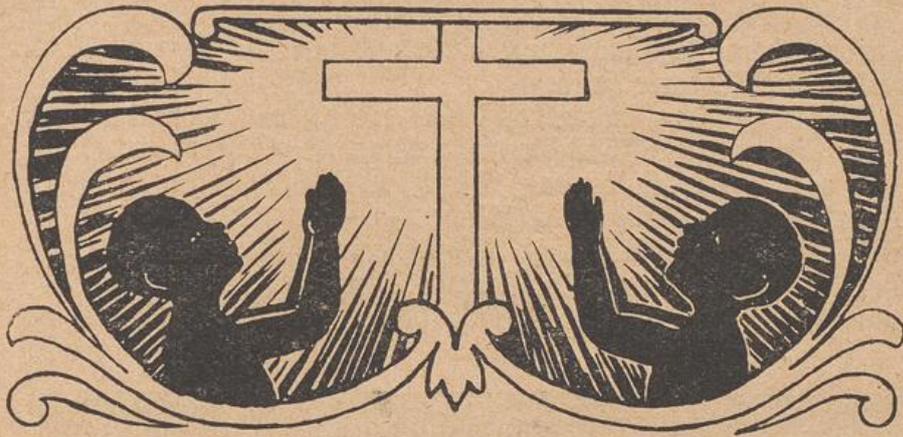
Auszug aus dem Brief der Schwester M. Gaudiosa, Vikarin in Rhodesia, vom 29. Juni 1931

Zur Zeit bin ich auf Visitationsreisen. Man feiert hier in der Driefonteiner Mission gerade das 25jährige Jubiläum des Bestehens der Mission. Es sind seit einigen Jahren sieben unserer Schwestern hier tätig, in der Tat, eine der blühendsten

Missionsstationen Rhodesias. Gestern kam ich von einem dreitägigen Besuch einer Außenstation von Driefontein zurück, Holy Croß (Hl. Kreuz) genannt. Diese Außenstation liegt in einem Landstrich, der für die Eingeborenen reserviert ist. Da gab's aber eine Menge Christen! Da sahen diese Eingeborenen ihren Priester wieder, der vor 25 Jahren diese Mission angefangen hatte. War das eine Freude und ein Jubel! Und der Priester (ein geborener Rheinländer) sprach ihre Sprache so fließend und mit solchem Nachdruck! Es war für uns Europäer schon ein Genuß zuzuhören. Was muß es erst für die Eingeborenen gewesen sein, jemand so in ihrer Sprache reden zu hören. Die guten, schlichten Leute waren aber auch ganz Auge und Ohr. Wegen der Menge der Leute wurde die Predigt auf dem freien Platz vor der Kirche gehalten. Ich hatte vor, ein Photo zu machen während der Predigt, um Ihnen eine Idee zu geben vom Gottesdienst im Heidenland; aber ich war so sehr davon eingenommen, daß ich ganz auf das „Abknipsen“ vergaß. Nach der Predigt ging's dann in die Kirche. Nur die Christen durften hinein, da die Kirche nicht alle fassen konnte; die Heiden mußten draußen stehen bleiben. Ich stand auf der Veranda des Schwesternhäuschens und hörte von da die Predigt und übersah das ganze Bild. Als dann die hl. Messe begann, fand ich noch ein Plätzchen hinten in der Kirche. Da war Krauskopf an Krauskopf. Und die Lieder in der Landessprache! Da stimme ich gerne aus ganzer Seele ein; viele derselben sind unsern deutschen Melodien angepaßt und der Sinn der Worte ist meistens auch recht zu Herzen gehend. O ja, der liebe Gott hat mich glücklich gemacht in seinem heiligen Dienste im Heidenland. Könnte ich nur recht viele Seelen begeistern fürs heilige Missionswerk! O, wieviel wäre da zu tun. Wieviel Stationen könnten wir noch übernehmen, wenn wir nur noch mehr Schwestern hätten! Aber sehr oft, wenn Anfragen um Missionschwestern gemacht werden, muß man halt traurigen Herzens sagen: „Leider haben wir nicht genügend Schwestern!“ Und dann bleibt das blühende Missionsfeld „brach“ liegen oder fällt gar den Protestanten in die Hände. O, es ist so schade! Und daheim in Europa wissen die jungen Leute oft gar nicht, was sie tun sollen. Würde der liebe Gott doch recht vielen, vielen jungen Leuten die Gnade des Missionsberufes schenken.

2

Bange nicht schon im Voraus, was geschehen wird; solange wir das Kreuz nur noch aus der Ferne sehen, erscheint es uns schwer und entsetzlich, wenn es aber der Herr wirklich schickt, kommt er selbst mit, und dann können wir's tragen.



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Meine lieben Kinder!

In der vorigen Nummer habe ich Euch die Geschichte von den großen Augen der kleinen Trude erzählt; heute weiß ich ein anderes Geschichtchen, das aber kein Märchen ist. — Rose-Marie war ein bildschönes Mädchen, die Augen so licht und blau wie ein Bergkleeblatt, die Haare blond wie goldener Sonnenschein. Das bescheidene Vaterhaus stand am Ufer des schönen Mainflusses, von Reben umspinnen und von blühenden Blumen umgeben. In der Mitte des Vorgärtchens stand ein mächtiger Kirschbaum, und wenn dieser im Frühling in voller Blüte stand, dann glich er so recht dem jungen Menschenkinde, welches so gerne unter seinen Zweigen saß und sich Kränzlein flocht fürs blonde Haar.

Rose-Marie hatte einen guten, christlichen Vater und eine fromme, geistvolle Mutter, und so war es denn kein Wunder, daß das kleine Mägdlein, voll idealer Gesinnung, für alles Hohe und Schöne entflammt wurde. Ihr erster Gang am Morgen war in Begleitung der Mutter zur Kirche; dann aber wanderte sie singend und trillernd durch den schattigen Tannenwald, durch Auen und Fluren, über Berg und Tal. Am liebsten promenierte sie an den Ufern des Main und sah mit sehnsüchtigen Blicken den Schiffen nach, welche in die Ferne zogen. Sie hatte sich ein schattiges Plätzchen, ein kühles Versteck, von Silberweiden und schimmernden Birken umgeben, gesucht, und hier lauschte sie den Wogen und Wellen des Flusses.

Sie war immer ein gutes gehorsames Kind gewesen, rein und unschuldig, ohne dabei besonders fromm zu sein. Sie verspürte in sich ein Sehnen in die Ferne; sie wollte etwas

Großes, Berühmtes werden. Dazu kam, daß Rose-Marie eine wundervolle Singstimme hatte und viel Gefallen an Konzerten und Theater fand.

Oft hörte das heranwachsende Mädchen, wie man ihre Schönheit und ihre Singstimme bewunderte. Eine ihrer Freundinnen besuchte häufig das Theater und bildete sich selbst in der theatralen Kunst aus. Daher kam es, daß Rose-Marie auch gerne eine berühmte Theaterprinzessin werden wollte. Der gute Onkel aus der Großstadt, welcher zu Besuch kam, wünschte sein schönes Nichten mitzunehmen und dann auf



BK

seine Kosten als Sängerin ausbilden zu lassen. Darauf war Rose-Maries Wachen und Träumen bedacht. Sie stand am Scheidewege, eine 16jährige Knospe. Sie liebte schöne Kleider, und nur die treue Sorge der Mutter beschützte sie vor dem Falle. Ihr Ideal war, eine Sängerin zu werden, und dabei dachte sie zuweilen an die heilige Cäcilia, und sie gab vor, wie diese zur Ehre Gottes singen zu wollen.

Der gute Vater, welcher ebenfalls poetisch veranlagt war und seine freien Augenblicke am liebsten bei seinen Vögeln und besonders bei den Tauben zubrachte, war daran, es zuzugeben, daß Rose-Marie mit dem Onkel in die Großstadt ziehe. Die kluge, fromme Mutter wußte jedoch ihr Töchterchen von diesem

Vorsatz nach und nach abzulenken. Eines Abends saß Rose-Marie zu den Füßen ihrer guten, klugen Mutter, legte den Kopf auf ihre Knie, und dann träufelten heiße Tränen still und un gesehen auf der Mutter Schoß. Dann sprang das Mägdlein auf, eilte zur nahen Kirche, warf sich im Dämmer schein vor dem Bilde des Herzens Jesu nieder, und ihrem Herzen entquoll ein heiliges Versprechen, daß sie nur für den Herrn leben, sich für ihn opfern wolle für Zeit und Ewigkeit. Eine ungeahnte Seligkeit und wunder same Ruhe erfüllte nun plötzlich die Seele des jungen Mädchens, eine Opferfreudigkeit, wie sie sie nie zuvor empfunden. Sie ahnte förmlich die Freude des göttlichen Herzens, mit welcher dasselbe ihr Versprechen entgegengenommen, und sie schreckte vor nichts mehr zurück. Sie wollte und mußte eine „Braut Christi“ werden, eine „Herz=Jesu=Nachtigall“. Schon wenige Wochen danach hatte sie Aufnahme in einem Kloster gesucht und gefunden, und nun wandert schon seit vielen Jahren Rose-Marie im Nonnen schleier und weißen Ordenskleide durch den heißen Steppen sand, um Seelen zu retten, sie zu unterrichten, zum Herrn zu führen und um im Hause Gottes mit ihnen zu singen zu seinem Lob und Preis.

*

Nun möchte ich euch noch etwas Lustiges erzählen von einer afrikanischen Hochzeitsgesellschaft.

Es waren drei glückliche Paare, brave, schwarze Missions zöglinge. Als ihre Namen in der Kirche abgelesen wurden, lachten alle so vergnügt und kamen in der heitersten Stimmung aus der Kirche. Die Namen lauteten nämlich nach deutscher Übersetzung von einer Braut: Fräulein Petersilie, und der Bräutigam Süßholz; vom zweiten Paare hieß das Mädchen „shugari“ (Zucker) und der Bräutigam „Tangana“, d. h. Essiggurke; vom dritten lustigen Negerpaar hieß die Braut Schnapsflasche und der Bräutigam Hammelkeule. Ihr könnt euch denken, daß das eine fröhliche Hochzeit gab, und schon durch die wohlklingenden Namen fehlte es nicht an gutem Appetit.

5

Rätsel

Die Buchstaben: a - a - d - d - e - e - g - l - l - n - o - o - p - r - r - u sind in ein vierzeiliges Quadrat so zu verteilen, daß senkrecht und wagerecht gelesen vier Wörter von nachstehender Bedeutung sich ergeben: 1. Metall, 2. Musik stück, 3. Frauennamen, 4. Nebenfluß der Donau.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

1. Ein Pfund, denn er hat $\frac{1}{4}$.
2. Der Bückling.
3. Das Bett.
4. Der Schatten.
5. Das Loch.
6. Das Reibeisen.
7. Die Kaffeemühle.
8. Eiszapfen.
9. Der Hahn.
10. Das Schiff.
11. Der Igel.

Gute Bücher

Das 194.—210. Tausend erscheint soeben.

Das Neue Testament von P. Konstantin Rösch „die beste deutsche Übersetzung genannt“. Geb. in biegs. Ganzlwd. 10,5×16,5 Zentimeter auf gutem, weiß. Dünndruckpapier gedruckt. Einzeln 1,80, 25 Stück à 1,75 Mk., 50 Stück à 1,70 Mk., 100 Stück à 1,65 Mk. Bessere Ausgaben von 3,— Mk. an. Große illustrierte Ausgabe von 7,50 Mk. an. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Auf biblischen Pfaden. Reiseerinnerungen. Von P. Konstantin Rösch. 256 S. kart. 4,20 Mk., geb. 5,— Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Für alle Freunde des Heiligen Landes. Die biblischen Ereignisse, Personen und Orte, Flüsse und Berge, usw., wie sie in der Bibel des Alten und Neuen Testaments vorkommen, sind in dem Buche aus dem Dunkel der Jahrtausende in das Licht der neueren und neuesten Forschung gerückt und gewinnen so vor unseren Augen neue Gestalt und neues Leben.

Unsere Königin. Ein tiefgreifendes, weitausholendes Buch über unser Verhältnis zur Mutter Christi und Königin der Welt. Zum 1500jährigen Jubiläum des Marianischen Konzils zu Ephesus. Herausgegeben von Leo Gommenginger. 600 Seiten. Ausgabe in einem Band geb. Mk. 7,50 Mk. Ausgabe in zwei Bänden kart. Mk. 6,—, geb. Mk. 8,—. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Am 22. Juni sind es 1500 Jahre her, seitdem in der großen Kirchenversammlung zu Ephesus (431) der erste, wichtigste und fundamentalste Glaubensartikel über die allerheiligste Jungfrau verkündet wurde, der sie als die „Gottesmutter“ erklärt. Mit Jubel und Freude wurde von der ganzen Christenheit diese Glaubenserklärung begrüßt. Christus ist, so erklärt das Konzil, der menschgewordene Sohn Gottes. Diesen aber hat Maria geboren, und im Lichte dieser Wahrheit gibt die heilige Kirche der seligsten Jungfrau als Mutter des menschgewordenen Gottessohnes den dogmatischen Titel „Mutter Gottes“ oder „Gottesgebärerin“. Es ist dieses also nicht bloß ein Ehrentitel für Maria, sondern ein Glaubensbekenntnis an die unvergleichlich hohe Würde der Mutter Gottes. Unzählige Seelen haben schon durch die vollkommene Andacht zu Maria ihr Lebensglück gefunden.

Der Heilige Vater erhofft von diesem Jubiläum eine Neubelebung der Marienverehrung.

Caritasblüten

Nr. 10

1931



Ich kenne nur einen König, der herrschet über das All,
In dessen endlosem Reiche noch Grenze ist, noch Wall;
Und keiner kann Ihn besiegen, auch nicht der Hölle Mut,
Er gab für seine Getreuen sein eigenes, kostbares Blut.
Ich kenne nur einen König, es ist der allmächtige Gott,
Sein Reich ist endlos und ewig, es ist Christus, der liebende Gott!
Und allen, die ihn bekriegen, zeigt er Seine göttliche Macht,
Und alle, die für Ihn kämpfen, schaun einst Seine himmlische Pracht. M. B.



Der Rosengarten Unserer Lieben Frau

Von Fr. M. Engelberta

Meine Mutter liebt die Rosen,
Rosen weiß und purpurfarben,
Goldnen wie des Abends Glühen,
Wie des Sommers lichte Farben.

Sitze hier in schlichter, kleiner Klosterzelle, im wilden Afrika, nahe eines mächtigen Urwaldes, am Fuße des Kibo, des Bergriesen von Ost-Afrika. Wo, sollte man denken, sollen da Rosen herkommen, wo noch so viele gefällte Baumriesen herumliegen, wo noch hohes Gras, Farnkraut, Dornestrüpp und nicht selten böse Giftpflanzen wuchern.

Und doch, wenn ich durch das kleine Zellenfenster hinaus blicke, so sehe ich im Garten vor dem Schwesternhäuschen Rosenbüsche stehen, herrlich blühend, süß duftend, in allen Farben: weiß, rosa, golden; alle Sorten und die edelsten Gattungen sind vertreten.

Auf der kleinen Missionsstation Uru steht auch der Rosengarten unserer lieben Frau in herrlichster Blüte. Vom Kirchlein, noch so arm und schlicht, führt der Weg rechts und links durch eine weiß blühende Rosenhecke bis zum hölzernen Häuschen, das ganz idyllisch mit zwei Turmzimmerchen versehen ist und dem hochw. Pater Missionar und dem Bruder eine kleine Wohnung bietet. Ein breiter Weg, rechts und links mit Cypressenbäumchen und Rosensträuchern besetzt, führt den ziemlich steilen Bergabhang hinauf bis zum Schwesternhäuschen, welches 40 Meter höher als das Kirchlein liegt. Nicht weniger als 74 Rosenbüsche mit ebenso vielen Cypressen sind an jeder Seite des Weges angepflanzt; zwar sind sie jetzt noch klein, weil der Weg noch nicht lange angelegt ist, aber es stehen auch noch große, edle Rosenbüsche dem früheren schmalen Fußpfad

entlang. Rosen, überall Rosen, weiß, rot und golden blühen hier zu Ehren Unserer Lieben Frau, und wohl noch schönere als diese, sind die vielen „Ave“ des heiligen Rosenkranzgebetes, welches man unwillkürlich den Weg hinab und hinauf zum Schwesternhäuschen betet.

„Meine Mutter liebt die Rosen!“

Sa, Rosen soll sie haben und an deren süßem Duft sich laben. Vor meinem schneeweiß gedeckten Schreibtischchen an der hölzernen Zellenwand hängt ein Madonnenbild. Uralt, ganz zerissen, kohlschwarz, fand es sich auf dem Speicher unter allerlei Gerümpel, ohne Rahmen; es mußte schon lange, lange vor dem Kriege da gelegen haben und unter das Packpapier usw. geraten sein. Liebevoll nahm ich es in Pflege, dieses Bild, wusch, ölte, glättete es, klebte die Risse vorsichtig zusammen, und siehe da, die liebe Mutter Gottes hatte offenbar die Mühe belohnt. Aus dem erst ganz schwarzen Bilde entwickelte sich ein wunderbar schönes Kunstgemälde eines italienischen Malers. Ein Brustbild der allerseligsten Jungfrau und Mutter Maria, fast in Lebensgröße, das holdselige Jesulein mit fromm über die Brust gekreuzten Armchen auf dem Schoße haltend.

Liebliche Mütterlichkeit, gepaart mit holder jungfräulicher Zartheit liegt über dem Bilde ausgegossen. Mit seltener Farbenfrische treten die beiden himmlischen Gestalten aus dem ganz dunklen Hintergrunde hervor, und der Beschauer kann sich an dem milden, überaus freundlichen Blick der Madonna nicht satt sehen. Wahrhaft, eine „liebliche Mutter“.

Vor ihrem Bilde stehen täglich in einem Gläschen drei frische Rosen: weiß, purpurrot und golden.

„Meine Mutter liebt die Rosen;
Bei den weißen will sie sehen
Glühendrote Purpurrosen.“

Gerade vor dem Fenster, das ja tagsüber und meistens auch des Nachts geöffnet ist hier im heißen Afrika, steht ein solch großer Rosenbusch, stets voll von blutroten Rosen, welche ihre süßen, zuweilen fast betäubenden Düfte zum Bilde Mariens herein senden.

Ich glaube fast, daß die „liebliche Mutter“, die auch Schmerzensmutter ist, diese blutroten Rosen noch mehr liebt als die weißen von Bethlehems Fluren, und die goldenen ihrer eigenen Herrlichkeit und Glorie.

„Glühendrote Purpurrosen;
Denn sie sah im fahlen Scheine
Rosen, die die Flut gerötet,
Die die Stirne ihm begossen,
Als er zagend hat gebetet.“

Immer muß ich dieses herrlichen Sanges „Der Rosenkranz“ gedenken, welcher mir schon vor vielen Jahren in die Hände kam, und der von einem frommen Jesuitenpater gedichtet wurde. Jedenfalls war er ein glühender Mutter-Gottes-Verehrer, und so oft ich allein hier im Rosengarten Unserer Lieben Frau wandle, zitieren meine Lippen unwillkürlich diese herrlichen Verse, sie sind gleichsam ein „Rosenkranzpsalter“ im vollsten Sinne des Wortes.

„Meine Mutter liebt die Rosen;
Als ich fünfzehn ihr gewunden,
Hatt' ich fünfzehn lichte Sterne
Auf der Gnade Weg gefunden.
Meine Mutter liebt die Rosen.“

Dieser Rosengarten Unserer Lieben Frau ist für alle. Alle dürfen darin wandeln und sich an der Schönheit, an dem Dufte und Gnadentau ergötzen. Niemand ist der Eintritt in diesen Rosengarten verwehrt, und überall ist derselbe zu finden. Nicht nur hier bei uns in der kleinen Missionsstation in Ost-Afrika, die so idyllisch am Fuße des Gletschers und so nahe am Urwald liegt, und weshalb der herrlich blühende Rosengarten doppelt schön und interessant ist, weil ja die Rose keine afrikanische Blume ist. Alle freundlichen Leser und Leserinnen, alle lieben Kinder, die Ihr, wie ich hoffe, so gerne dieses Heftchen lesset, können in diesem Rosengarten Unserer Lieben Frau wandeln und ihr einen Kranz winden. Welche Freude wird sie haben, die „liebliche Mutter“, und wie wird sie selbst den Gnadentau auf Eure Rosen herabsenken und Euch eine liebe Mutter sein und bleiben in alle Ewigkeit. Ja, in alle Ewigkeit! Wie kann denn ein Marienverehrer, der so oft und vielfach im Rosengarten Unserer Lieben Frau gewandelt ist, der die Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes andächtig erwogen, wie könnte der verlorengehen? Der Rosenkranz wird die süße, weiße, purpurne und goldene Kette sein, die ihn mit dem Himmel verbindet.

Es ist für uns in den Missionen oft zum Verwundern, wie leicht und schnell unser schwarzes, doch so halb wildes Volk es lernt, den Rosenkranz zu lieben, wie gerne sie ihn beten und ihn nicht mehr lassen. Kinder und junge Mädchen tragen den Rosenkranz wie ein kostbare Perlenschnur um den Hals, auch die Frauen. Männer und Burschen haben ihn in ihren Taschen, und in der Kirche sieht man wohl keinen, durch dessen Finger nicht andächtig die Rosenkranzperlen gleiten. Einfältig, andächtig mit ganzem Herzen dabei, gleichsam als ob sie mit Unserer Lieben Frau all die Wege über Bethlehems Fluren, durch Jerusalem bis hinauf nach Golgatha wandelten, so klingt ihr langsam und deutlich gemeinsam gebeteter heiliger Rosenkranz.

Wahrhaft, unsere Neuchristen und Katechumenen verstehen den Wert des Rosenkranzes, und die Früchte desselben sind wohl, daß sich immer mehr der katholischen Kirche nähern, daß sogar viele von der protestantischen Mission sich angezogen fühlen — denn, wie sie sagen, in ihren Kirchen ist es so leer — weil sie keine Mutter haben.

Meine lieben, freundlichen Leser! Lassen wir uns nicht beschämen von den schwarzen, noch kaum halbwegs zivilisierten Afrikanern. Ahmen wir ihren Eifer und ihre Liebe zur lieblichsten aller Mütter nach, wandeln wir gerne mit Andacht im Rosengarten unserer Lieben Frau: Himmelsrosen werden uns



BK

NÜTTGENS P.

dadurch erblühen, solche, die nie verwelken, die sich in himmlischen Gnadentau verwandeln.

Teure Missionsfreunde, besonders Ihr lieben Marienkinder! Nehmt diese Zeilen, welche unter den Augen Unserer Lieben Frau geschrieben sind, mit Freude entgegen, laffet sie in Eure jungen Herzen dringen und wandelt gerne, wenn möglich täglich, im Rosengarten Unserer Lieben Frau. Vergesset niemals das Verschen so zart und inhaltsvoll:

„Meine Mutter liebt die Rosen.
Was ich schreibe, laß es sein
Von dir erfüllt, o Mutter mein,
So daß alle, die es lesen
Sich versenken in Dein Wesen.
Was ich schrieb aus Lieb' zu dir,
Dafür schenk' ein Röschen mir.“

Meine Erlebnisse auf einem Missionsgang

Don Sr. M. Didyma

Ungefähr eine Stunde von unserer Mission entfernt ist ein größerer Kraal oder kleines Dorf. Da ich am Sonntag Zeit hatte, machte ich mich mit den eingeborenen Kandidatinnen dorthin auf den Weg. Bei dieser Gelegenheit wollte ich zwei Kinder besuchen, die krank waren. Als wir dem Dorfe näher kamen, sahen wir die Leute schnell zu einer Hütte laufen; und da wir uns beeilten, um zu sehen, was da los war, kamen uns alle Hunde des Kraals entgegen. — Dieselben sind wohl klein und dürr von Gestalt, aber sehr hitzig und eifrig im Bellen. — Nach einiger Zeit waren dieselben doch beruhigt und wir konnten zur Hütte zugehen.

Ich ging nun zuerst in den Kraal hinein, und die andern folgten mir nach. Da saßen an der einen Seite drei oder vier Männer, der Herr „Bürgermeister“ darunter, daneben saßen Frauen und Kinder. Die Kleider der Erwachsenen waren nur Fetzen.

Eine alte Großmutter hatte ein Kindchen auf dem Arm, welches im Sterben lag. Die Mutter lag am Boden und weinte und jammerte. Sie erhob sich und warf sich wieder zu Boden, so daß man meinte, ihr Kopf müsse zerschellen.

Da die Eingeborenen nichts „Überflüssiges“ haben, ja oft nicht einmal das Notwendige, so hatte die alte Großmutter auch kein Tuch, um das sterbende Kind abzuwaschen; aber sie kam nicht in Verlegenheit, sondern schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus einem selbst gemachten Topf, goß das Wasser über das Kind und wusch es mit der Hand. Ein Badewännchen gehört auch zum Überflüssigen. Daraufhin wurde das Kind mit Nußöl eingerieben.

Unsere Eingeborenen machen sich von Erdnüssen Öl. Wenn dieselben reif sind, werden sie ausgegraben und die Schalen entfernt, mehrere Stunden in die heiße Sonne gelegt und dann auf einem Stein gerieben oder gemahlen. Dann wird das Öl mit der Hand herausgedrückt, und dieses nehmen die Leute zum Einreiben, damit sie schön glänzen.

Jetzt zum sterbenden Kind zurück. Die alte Großmutter drückte ihm Augen und Mund zu. Da sich in der Hütte immer mehr Leute ansammelten und Platzmangel sich bemerkbar machte, so verabschiedeten wir uns. Als wir schon wieder eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatten, konnten wir die Leute noch heulen hören; weinen kann man das nicht nennen. Das Kind war ein Mädchen, und durch seinen Tod gingen viele Ochsen verloren, denn für jedes Mädchen, welches heiratet, bekommt der Vater 10—15 Ochsen Heiratsgut vom Bräutigam.

Auch Geld für die Mutter muß der Bräutigam herausgeben, und das Mädchen bekommt vom Bräutigam alle Kleider. Also ist es ein großer Verlust für eine Heidenfamilie, wenn ein Mädchen stirbt. Bei Knaben ist der Tod nicht so schlimm, weil diese die Ochsen abgeben müssen.

Zum Glück hatte Schwester Bronislawa das Kind einige Tage vorher getauft; und war somit eine Seele für den Himmel gerettet.

2

Nachahmungswürdiger Missionseifer

Eine Dame aus der Trierer Gegend sandte uns 21.— Mk. für ein Heidenkind und sprach den Wunsch aus, wir möchten um Kinderseggen für sie bitten, was auch gerne geschieht.

Interessant ist jedoch die Art und Weise, wie die Dame in der heutigen traurigen Zeit die 21.— Mk. zusammengespart hat. Wir lassen sie selbst sprechen:

„In der Nähe meines Abreißkalenders habe ich eine Schachtel aufgestellt, und so oft ich einen Tageszettel abreiß, wandert ein Zehnpfennigstück in die als Sparbüchse hergerichtete, fest verschlossene und nur mit einem Einwurfschließ versehene Schachtel; ich betone aber, ‚fest verschlossene‘, denn mit der Zeit häuft sich in der Schachtel das Kleingeld und man könnte schon mal in Versuchung kommen, etwa fehlendes Münzgeld der Schachtel zu entnehmen, wobei es dann nicht immer sicher wäre, daß das entnommene Kleingeld auch durch das entsprechende große Geldstück ersetzt würde. Mit dieser Methode habe ich am 1. Januar 1931 begonnen, habe sie pünktlich durchgeführt und konnte Ende Juli d. J. zu meiner Freude die 21.— Mk. fürs Heidenkindchen meiner ‚Kalenderschachtel‘ entnehmen.“

Es wäre für mich eine große Freude, wenn durch Bekanntgabe dieser Art des Sparens in Ihren ‚Caritasblüten‘ recht viele Missionsfreunde zum Ankauf eines Heidenkindes angeeifert würden.“

3



BK

Ich weiß es wohl, all unsere guten Werke
Vor deinen Augen sind sie nimmer rein,
Zu geben meinen Opfern Wert und Stärke,
Leg' ich sie alle in dein Herz hinein!

(Hl. Theresia v. Kinde Jesu)

Fortsetzung.

Als Alfons nach dieser Heldentat ins Hotel zurückgekehrt war, traf er dort den Kapitän mit einem Herrn im eifrigen Gespräch. Er stellte ihm denselben als Mr. Brown vor, welcher aus Kapstadt gekommen sei, um einen Jagdausflug ins Land der Amazulus zu unternehmen und dabei auch die Spur seines unglücklichen Neffen Mr. Brown jr. zu verfolgen und etwas Licht in das geheimnisvolle Verschwinden desselben in den Drakensbergen zu bringen. Er hoffte bestimmt, der unglücklichen Mutter genauere Nachrichten von dem Verschollenen bringen zu können.

„Höre, Alfons“, sagte der Kapitän unternehmungslustig, „da gehen wir mit. Du hast Deine Geschäftsangelegenheit glücklich und mit bestem Erfolg geschlichtet; Deine Eltern werden zufrieden sein. Ich habe jetzt meine Ferienzeit; mein Schiff ist in sicheren Händen; wir schließen uns Mr. Brown an, ich habe bereits die Sache mit ihm abgemacht.“

Doch Alfons hatte seine Bedenken; er hörte noch in seinen Ohren die letzten mahnenden Abschiedsworte seiner lieben Eltern: „Alfons, ich bitte Dich“, so hatte besonders die kränkelige Mutter ihm immer und immer wieder zugeflüstert, „lasse Dich in kein Abenteuer, in keine afrikanischen Jagdgeschichten ein; erledige Deine Geschäfte und kehre so bald wie möglich ins Vaterhaus zurück.“

Auch waren erst wenige Monate verstrichen, seitdem der blutige Krieg zwischen den Engländern und den Zulus beendet war. Die Gefühle des Hasses und der Feindschaft mußten bei den Besiegten, welche ihren König Katschwaso als englischen Kriegsgefangenen in Kapstadt wußten, noch zu groß sein, als daß sie sich nicht gegen Weiße, welche ihr Land bereiften, geäußert hätten. In diesem Sinne sprach sich Alfons gegen den Kapitän und Mr. Brown aus. Aber jener, ein genauer Kenner des Zululandes, und dieser Mr. Brown, ein wißbegieriger, mutiger Mann, den das Verlangen nach Taten und der Durst nach Abenteuer trieb, waren durch keine Gründe zu überzeugen, daß eine Reise ins Zululand von einem Gange in die Löwenhöhle nicht viel verschieden sei.

Alfons war indessen nicht der einzige, welcher Bedenken hegte.

Der Besitzer des Hotels war natürlich auch auf der Seite Alfons', aber das war wohl hauptsächlich wegen seines eigenen Vorteiles, seine Gäste länger bei sich zu halten. Er tischte auch einige Schauer-märchen auf; doch diese machten auf Alfons keinen Eindruck, wohl aber die Mitteilung zweier Engländer, welche bei Tisch erklärten, sie seien im Begriff gewesen, einen

Ausflug ins Zululand zu unternehmen, wurden aber am Ufer der Tugela von einer Menge Eingeborener zur Rückkehr gezwungen. Auf den Kapitän und Mr. Brown wirkte dieser Bericht anders. „Und ich gehe doch hin“, rief Mr. Brown entschieden, „schon um des Friedens eines liebenden Mutterherzens willen, und Sie gehen mit, nicht wahr, Herr Kapitän? Und Ihr junger Freund und Schützling ebenfalls.“ Dabei sah er Alfons ins Gesicht.

„Wenn Sie und der Herr Kapitän im Ernste gehen wollen, bin ich natürlich auch dabei“, erklärte jetzt Alfons. Am Ende ist der Teufel doch nicht so schwarz, wie man ihn malt.

Sie kehrten zum Schiffe zurück, ihre Vorkehrungen treffend. Vor vier Wochen sollte das Schiff nicht abfahren. Der Kapitän rief dann Simba zu sich, der noch nicht gelandet war, weil er sich von der Schiffsmannschaft nur schwer trennen konnte. „Simba,“ sagte er zu ihm, „hast Du Mut?“

„Herr, zeigt mir einen Feind oder ein wildes Tier, und Ihr sollt sehen, ob ich ein Simba bin“, antwortete er stolz.

„Ich will zu den Amazulus und brauche einen treuen, verlässigen Diener. Hast Du Lust, mit mir zu gehen?“

„Jakini, Jakini!“ (gewiß, gewiß), rief er entzückt.

„O, ich gehe gerne.“ Und Simba begann sich vor Jubel im Kreise zu drehen. Endlich hatte er den Taumel der ersten Freude hinter sich, und nun äußerte er, er möchte Majua, sein Weib, und seine Kinder sehen. Dieses wurde ihm natürlich gerne zugestanden, nur müsse er binnen zwei Tagen in Pieter-Maritzburg eintreffen, wohin die Herren vorausreisen würden. Hierauf fuhren der Kapitän, Mr. Brown und Alfons wieder ans Land, und Simba begleitete sie; letzterer suchte sogleich seine Familie auf und brachte ihr Geld und Lebensmittel. Unterdessen benützten Mr. Brown, der Kapitän und Alfons die nächste Fahrgelegenheit nach der von Durban etwa 30 Stunden entfernten Hauptstadt Natal, nach Pieter-Maritzburg. Diese Stadt liegt am kleinen Buschmannsfluß auf einer ausgedehnten Ebene, und ist im Nordwesten von grünen, ziemlich hohen Hügeln begrenzt, welche der Stadt einen äußerst malerischen Charakter verleihen. Der Aufenthalt in dieser Stadt ist sehr angenehm und jedem Europäer fällt die Ruhe, welche überall in den Straßen und Plätzen, in den Anlagen und im Park herrscht, auf. Obwohl sie schon das Gepräge einer Großstadt trägt, zumal in der jetzigen Zeit, so geht doch alles so still und gemessen her, so ganz anders, viel ruhiger als in den europäischen Städten Wien, Berlin usw. Viel trägt natürlich das stille, steife Wesen der Engländer dazu bei, und die zivilisierten Eingeborenen, ja selbst die noch ganz wilden, benehmen sich in der Stadt sehr ruhig und gelassen. Es ist ja überhaupt den Negerstämmen, besonders den Zulus, ein gewisses, stolzes,

achtunggebietendes Benehmen nicht abzusprechen; den Namen „Wilde“ verdienen sie nicht.

Doch nun wieder zu unserer Reisegesellschaft zurück.

Ihr Aufenthalt in dieser Stadt dehnte sich auf drei Tage aus, denn es war viel Zeit erforderlich, um sich für die Expedition ins Zululand gehörig auszurüsten.

Mr. Browns Erfahrungen war es zu verdanken, daß sie sich schon bald im Besitz eines Ochsenwagens mit 18 Zugtieren befanden. Was dem Araber sein Kamel, dem Lappländer sein Renttier, das ist dem Kaffio (sagen wir lieber Zulu, denn Kaffio hören sie nicht gerne, es klingt wie ein Schimpfname) der Ochsenwagen. An eine größere Reise im Südosten Afrikas ist ohne denselben kaum zu denken. Folgendes ist sein Aussehen: ein großes, plumptes Wagengestell ruht auf vier dicken, fest beschlagenen Rädern; über den Wagen ist ein Zeltdach aus starkem Segeltuch gespannt, dessen innere Seite mit grüner Ölfarbe angestrichen ist, um es wasserdicht zu machen. An den beiden inneren Wänden sind eine Menge kleiner Taschen angebracht, die zum Aufheben der meist gebrauchten Gegenstände wie Tischgeräte, Schießbedarf, Arzneien, Tee, Kaffee, Tabak usw. dienen. Nachts nimmt der Wagen die müden Reisenden auf.

Aus eigener Erfahrung kann ich den freundlichen Lesern verraten, daß es gar nicht uninteressant und unbequem wär, in solch einem Ochsenwagen zu reisen. Wir Missionschwestern nannten den unsrigen so gerne mit dem schönen Namen „Arche Noe“. Der gute, selige Vater Stifter, Abt Franz Pfanner, hatte ihn launisch so getauft und uns damals in den ersten Jahren der Entstehung von Mariannahill in seine Töchterstationen Maria-Einsiedeln, Reichenau, Lourdes und Maria Centecow usw. hinaus gesandt.

Das Innere der „Arche Noe“ hatten wir uns ganz traulich eingerichtet, sogar ein kleines Altärchen war darin, und wir haben daselbst unsere Gebete gemeinsam verrichtet. Gekocht hatten wir auf einem Dreifuß neben dem Wagen; Feuer machten wir von getrocknetem Kuhdünger, von welchem wir genug auf den großen Viehweideplätzen fanden. Ein Wanderleben war es, aber ein frommes, gewürzt mit vertrauensvollem Gebete, heiligem Gesange, Stillschweigen und zur Zeit der Rekreation unterbrochen von heiterem Lachen, denn wir waren ja noch alle im Mai des Lebens, voll Humor und munterer Scherze.

Doch nun wieder zurück zu unserer Reisegesellschaft, denn die jungen Leser wollen gewiß am liebsten schon die Abenteuer hören und zürnen bereits der alten Afrika-Tante, weil sie so viele Haltestellen macht. Gemach, es kommt schon.

Fortsetzung folgt.

Der Turko mit dem Rosenkranze

Aus der Kriegszeit von 1871

Im Saale Nr. 83 des Kgl. bayrischen Militär Lazarettes Augsburg lag seit Monaten, an der Wassersucht leidend, ein französischer Turko, Mohammedaner. Vor einigen Wochen nun wurden unter die im Saal krank liegenden Franzosen geweihte Rosenkränze verteilt, und auch dem mohammedanischen Turko wurde ein solcher Rosenkranz ausgehändigt. Auch er schlang nach dem Beispiele anderer französischer Krieger denselben um seinen Hals. Indes verschlimmerte sich von Tag zu Tag das Befinden des Turko. Da wurden einige Zeit vor seinem Tode im betreffenden Saale einem katholischen französischen Soldaten die heiligen Sterbesakramente gereicht. Mit Aufmerksamkeit folgte der Turko der heiligen Handlung. Eine wunderbare Umwandlung, ein Zug der Gnade schien sich in seinem Herzen vorzubereiten. Einige Tage später verlangte er auch zu beichten. Auf die Erklärung, daß er als Mohammedaner nicht das heilige Bußsakrament, wohl aber auf Verlangen die heilige Taufe empfangen könne, rief er laut vernehmlich in französischer Sprache: „So verlange ich getauft zu werden.“ Nach kurzem christlichem Unterrichte empfing nun der immer schwächer werdende Turko die heilige Taufe am 18. Juni 1871, wo er den Namen „Joseph Maria“ erhielt. Fünf Minuten darauf schon starb der Glückliche, um nach vielen Leiden und tiefer Reue, gereinigt von der Erbsünde und allen persönlich begangenen Sünden, gereinigt von ewiger und zeitlicher Sündenstrafe, einzugehen zur beseligenden Anschauung Gottes.

Wir sehen, der Geist Gottes weht, wo er will. Vielleicht, daß die Königin des Rosenkranzes, deren heiliges Rosarium er so vertrauensvoll um den Hals geschlungen, durch ihre Fürsprache ihm noch die Gnade der heiligen Taufe erflieht hat. Der heilige Rosenkranz, der Veranlassung zu seiner Bekehrung war, wurde dem Turko mit ins Grab gegeben. Wir setzen aber hinzu: Wenn schon das fromme Tragen des Rosenkranzes solche Gnade vermittelte, wieviel mehr das fromme, vertrauensvolle Beten desselben.

3



Hafen von Teneriffa; Händler kommen auf Kähnen zum Dampfer

Aus dem Reisetagebuch unserer Schwestern

welche am 30. Juni 1931 die Fahrt nach dem Heidenlande angetreten haben

Von Fr. M. Celine

Mein Kreuz, dich will ich tragen
So treu an meiner Brust;
Für dich hab' ich gegeben
Der Erde Lieb' und Lust.

Das Blut, das dich verkläret,
In meiner Seele glüht,
Draus ist in meinem Herzen
Die heil'ge Lieb' erblüht.

Für dich tauscht' ich so gerne
Der Heimat Freiheit ein,
Und will durch dich so gerne
Dem Herrn verbunden sein!

Schaut auch manch düster Leiden
Mir drohend ins Gesicht,
Ich trag' es, daß den Heiden
Erschein' das Glaubenslicht.

Mein Kreuz, ich will dich tragen
Weit über Land und Meer,
Mich opfern ohne Zagen
Für meinen König hehr.

In dir, mein Kreuz, ist Leben;
Sei du mein Stern und Stab!
Dann ruh' in deinem Schatten
Einst friedlich ich im Grab.

Das waren die Gedanken, die uns beim Empfang des Missionskreuzes bewegten, und auf der Reise nach Rotterdam gestalteten sie sich zum Gedicht. — Um 1 Uhr nachts am 30. Juni fuhren wir in den großen Hafen von Antwerpen ein. Wie erinnerte mich alles an die Nacht in Swinemünde genau vor einem Jahr, als ich von Dänemark nach Deutschland zurückkehrte. Unseren jungen Missionarinnen war das alles so neu, so interessant.

Das Fest vom kostbaren Blut feierten wir durch Beiwohnung von vier heiligen Messen; wir waren ja so glücklich, vier Priester an Bord zu haben. Da unser Dampfer in Antwerpen bis nachmittags still im Hafen lag, verließen wir ihn und suchten die Kathedrale in Antwerpen auf; dann bewunderten wir noch einige Kunstschätze und verschiedene Kirchen. Nachmittags um 4 Uhr lichtete die „Watussi“ die Anker. Hier mußte Schwester Edelfrieda Abschied nehmen von ihrem Bruder, der sie bis Antwerpen begleitet hatte.

Die Anzahl der Passagiere beläuft sich nahezu auf 400. Viele waren von Litauen und Polen; mehrere von Rußland. Darunter befand sich auch eine Ärztin aus Moskau, die zu ihrem Manne nach Johannesburg reisen wollte. Sie erzählte, wie schwer es sei, aus Rußland herauszukommen. Auswanderungserlaubnis bekommt man nicht. So suchte sie um die Erlaubnis für eine Studienreise an, mußte aber eine große Kautions stellen und durfte nur mitnehmen, was sie am Leibe hatte und für einige Wochen gebrauchte. Doch sie wollte lieber alles aufgeben, als länger in diesem gottverlassenen Land zu bleiben.

Alle Passagiere waren nett und freundlich; viele hatten die Reise schon öfter gemacht und gaben uns Bescheid über die Sehenswürdigkeiten der Umgebung.

3. Juli: Heute früh erwachten wir im Kanal. Bald wurde die englische Küste sichtbar; die weißen Felsen hoben sich klar und leuchtend ab vom blauen Meer und vom grünenden Land. Am Mittag wurde die Aussicht noch bedeutend schöner, weil wir auch die berühmte Insel Wight mit ihren Luxus-Badeorten in Sicht bekamen. In der Nacht fuhr das Schiff hinaus in den Atlantischen Ozean; das Schaukeln setzte ein und damit die Seekrankheit. Wir Sieben blieben ziemlich verschont, weil ein bekannter Arzt uns „Thalassan“ besorgt hatte; mittags jedoch waren Schwester Kreszentiana, zwei Engländer und ich die einzigen Tischgäste. Die Stewards lächelten; wir auch. Unten in den Kajüten stöhnten die andern Passagiere. Nachmittags waren wir Sieben vollzählig auf dem Deck. Plötzlich tauchte Land auf. Spaniens Nordküste! Wir grüßten die Heimat des heiligen Franz Xaver und des heiligen Ignatius; leider kamen wir nicht nach Lissabon.

Wir fuhren zwei Tage, ohne zu landen. Am 7. Juli, nach Beendigung der heiligen Messe, gingen wir aufs Deck und sahen fern am Horizont die Insel Teneriffa aufsteigen. Eine mächtige kahle Felseninsel. Im Licht der Morgensonne leuchteten die Klippen bald strahlend weiß, dann wieder dunkelviolett. Nach und nach wurden einzelne Zinnen und Buchten sichtbar; man erblickte fremdartige Ansiedelungen, die in Terrassen aufsteigen, und endlich nahen wir dem Hafen von Teneriffa. Da wir nicht einfahren konnten, kamen viele kleine Boote zu

uns heraus. Bald wimmelte es an Bord von Kaufleuten, die in allen Sprachen ihre Waren anboten. Da hätten viele von unsern Lesern gewiß gern die feinen Teneriffa-Arbeiten gekauft: Teppiche, Spitzen und hunderterlei Kleinigkeiten. — Alles war spottbillig. Große Geschäfte können die Leute bei uns Deutschen leider nicht machen. Uns Schwestern ließen sie ziemlich in Ruhe. Auf einmal kam ein dunkelhäutiger Zigarrenhändler zu uns. Mit Zeichen und Kauderwelsch machte er uns klar, daß er vier Kinder habe und für diese gern Medaillen wollte. Die bekam er denn auch. Als die Ausfahrtsstunde kam, mußten alle Händler verschwinden.

Der Nachmittag brachte eine sehr unruhige Fahrt. Wir waren aber ganz munter. Abends hatten wir Las Palmas erreicht. Da wimmelte es schon wieder von Verkäufern. Die Händler durften aber erst nach dem Abendessen aufs Schiff kommen. Nun gab's dasselbe Feilschen und Handeln wie in Teneriffa. Da ich eifrig versicherte, daß wir kein Geld hätten, verschonte man uns ziemlich. Nur vier nicht besonders Vertrauen erweckende Männer blieben bei uns, bis sie wenigstens ein paar Bildchen für ihre Kleinen daheim erhalten hatten. Medaillen und Rosenkränze konnten wir ihnen beim besten Willen nicht geben. Dann suchten wir schleunigst unsere Kabine auf, obwohl es uns leid tat, die schöne Aussicht auf Las Palmas nicht länger zu genießen. Las Palmas ist größer als Teneriffa, hat drei Kirchen, elektrische Verkehrsmittel und Autos, kurz, ist ganz europäisch.

9. Juli: Bis jetzt war alles ganz friedlich verlaufen; wir hatten uns alle an das Schaukeln gewöhnt und brachten fast den ganzen Tag auf Deck zu. Als wir abends gegen 6 bis 7 Uhr dort still das Offizium beteten, hörte man plötzlich aufgeregtes Rufen. Im Sturmschritt kamen viele Passagiere herauf. Wir hörten nur „ein Mann über Bord“ und sofort hielten alle eifrig Ausschau. Einige scharfsichtige Seeleute oder mit Fernrohr bewaffnete Reisende riefen: „Da ist er.“ In der Aufregung schrien die Passagiere mit: „Da ist er“, und zeigten nach allen Himmelsgegenden. Das Rettungsboot war ausgefahren und hatte eine schwere Fahrt; — beinahe hätte sie auch den 10 Seeleuten das Leben gekostet. — Endlich erreichten sie den Armen und zogen ihn ins Boot. Das Schiff hatte eine große Wendung gemacht, um zur Unglücksstelle zu gelangen. Jetzt wendete es wieder, schwankte und schaukelte ganz gewaltig, so daß mehrere nervöse Leute seekrank wurden. Ungefähr eine Stunde hatte es gedauert, bis das Rettungsboot mit dem Verunglückten wieder das Schiff erreichte. Der arme Schiffsjunge hatte ein Schnäpschen getrunken und war dann beim Fensterpußen herausgefallen. Glücklicherweise hatte eine Dame den Vorgang beobachtet und gemeldet, sonst wäre er ja verloren gewesen. Einer von den Seeleuten, die neben mir standen, sagte:



Das Schiff im Kampf mit dem Passat-Wind

„Gut, daß es nicht bei Kap Verde war, da hätten wir ihn nicht mehr bekommen.“ Wir erreichten dieses grüne Kap am 11. Juli.

In der Woche vom 12. bis 19. hatten wir recht viele Sorgen um Schwester Kreszentiana, die ziemlich schwer erkrankte. In derselben Woche fanden auf Deck jeden Tag Wettspiele statt. Am 14. abends hatten die Kinder ihr Äquatorfest. Mitten auf dem Deck der 2. Klasse war eine Tribüne aufgeschlagen; da standen die gedeckten Tische und eine ganze Reihe hübscher Säckelchen für die Kleinen. Punkt $\frac{1}{2}$ 8 Uhr begann das Fest mit einem Fackelzug. Voran ging die Kapelle, dann kamen die Kinder mit den bunten Lampions. Dreimal zogen sie um das Deck, und dann marschierten sie auf die Tribüne. Das war eine Freude. Mit großem Behagen tranken sie die Limonaden und verzehrten das Gebäck. Aber jetzt galt es, durch Sacklaufen, Klettern, Toppschlagen usw. die schönen Gewinne zu erobern. Das Fest war ebenso nett für die Erwachsenen wie für die Kleinen. Der Himmel war klar und die See ruhig, nichts störte die muntere Gesellschaft.

Am 16. Juli fand die berühmte Äquatortaufe statt. Drei Tage später sahen wir die Küste von Angola; es war nebelig, aber vorn am Bug überschauten wir die ganze Bucht. Gegen 9 Uhr waren wir in Lobito, einem kleinen neuen Hafentort. Vergnügt kletterten vier von uns vom Schiff herunter; unsere wiederhergestellte Schwester Kreszentiana war auch dabei. Die Landschaft ist äußerst öde; nur ein paar Palmen und einige andere Bäume standen im Garten, und rund herum war roter Sand. Ein paar Mitleid erregende kleine Affchen vertraten die

Tierwelt, die wir auf afrikanischem Boden zum ersten Male sahen. Die Eingeborenen waren sehr armselig, ja zerlumpt bekleidet. Am meisten interessierte uns eine Frau, die mit einer Pfeife im Mund, mit einem großen Korb auf dem Kopf und feinen Ringen um die Füße daher wandelte.

Um 1 Uhr fuhr das Schiff wieder ab. Mehrere Passagiere hatten hier ihre Schiffsreise beendet; der Abschied fiel ihnen schwer. Eine Frau weinte bitterlich. — Ja, wenn man in Berlin aufgewachsen ist und dann in diese Ode kommt! —

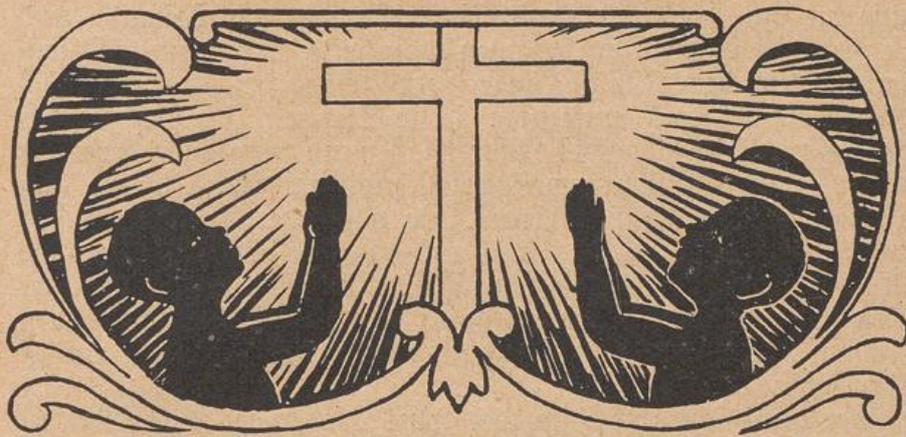
Am 20. und 21. ging die Fahrt ununterbrochen den Dünen entlang. Abends hatten wir die Walfischbay erreicht. Da stiegen 35 Mitreisende aus; die meisten waren „alte Afrikaner“, die schon Jahrzehnte in unserm alten „Südwest-Afrika“ zugebracht hatten. Die zwei hochw. Herren Patres lasen am 22. morgens zuerst die heilige Messe. Es war noch dunkel und kalt, als der Lotse kam, um das Schiff hinein zu holen. Mit ihm kam Pater Morgenschweiß, der hier seine Mitbrüder begrüßen und von der „Generalvollmacht“, alle Missionschwwestern vom kostbaren Blute mit zur Mission zu nehmen, Gebrauch machen wollte. Der Morgen verging für die Herren damit, die Zollangelegenheiten zu regeln; deshalb konnten wir nur die kleine Kapelle für die Weißen besichtigen. Es war für uns eine große Freude, wieder den lieben Heiland im heiligen Sakrament zu begrüßen. Der Weg ist ungefähr eine halbe Stunde weit und führt nur durch Sand. Sand und wieder Sand, das ist das einzige, was im ganzen Umkreis zu sehen ist; Straßen gibt es nicht. Die Häuschen sind auf Pfähle gebaut wegen der Überschwemmungsgesfahr; sie stehen ungefähr ein Meter über der Erde. Der gute Pater wohnt ganz allein und ist „Mädchen für alles“. Nur uns zu Ehren hatte er heute einen kleinen Negerjungen zur Hilfe. Mehrere Schwarze begrüßten uns ganz kameradschaftlich. Da wir aber ohne den Herrn des Hauses nicht viel anzufangen wußten, gingen wir alle wieder aufs Schiff. Unterwegs begegneten wir dem hochw. Pater Morgenschweiß und verabredeten, die Mission am Nachmittag zu besuchen. Sehr pünktlich erschien er um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr auf der „Watussi“; die wandermüde Schwester Hedwigis wurde unbarmherzig herausgeklopft. Wir Sieben waren bald marschfertig; die zwei Kapuzinerinnen, die vieles Laufen nicht gewöhnt sind, zogen es vor, zu Hause zu bleiben. Unsere Ausdauer wurde belohnt. Wieder ging es dem Kapellchen zu. Der hochw. Pater stärkte uns erst mit einem Gläschen Wein, und dann ging die ganze Schar, 14 im ganzen, in die Mission hinaus, landeinwärts durch den Sand in die Ansiedelung der Schwarzen.

Fortsetzung folgt.

Ave Maria

Alle Zungen müssen preisen
Voll der Gnaden, Jungfrau, dich!
Ehrfurcht dir und Lieb' erweisen
Mit Vertrauen nahen sich.
Aus des Elends schwarzer Tiefe
Ruf ich: Mutter, auf mich schau;
In mein armes Herz, o triefe
Auch ein Tröpflein Gnadentau!
Gern möcht ich die Tugend üben,
Rein und heilig sein gleich dir,
Alles für und in Gott lieben,
Teure Mutter, ach hilf mir!
In des Kampfes schweren Stunden
Auf mich wollest schützend sehn!
Pflege meiner Seele Wunden,
Laß mich nicht zugrunde gehn;
Er, der dich als Mutter ehret,
Nie wies er dich ja zurück;
Alles ist zuvor gewähret
Dem, der dir vertraut sein Glück.
Oft schon hab' ich selbst erfahren,
Mutter, was du mir getan;
In Versuchung, in Gefahren,
Nie rief ich umsonst dich an;
Und wer hat denn je gesehen
Seine Bitten unerhört?
Treu vollführst du, was wir flehen,
Ewig sei dein Lob vermehrt.
Cherubim sich vor dir neigen,
Und ich könnte vor dir schweigen?
Mutter, nein, stets preis' ich dich!

(Die Anfangsbuchstaben bilden die Worte: Ave, Maria, gratia plena Dominus tecum. Begrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir.)



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Meine lieben Kinder!

Heute schreibt Eure Tante Engelsrieda aus Nairobi. Das ist eine recht interessante Stadt in Ost-Afrika. Alle möglichen Menschen ziehen an mir vorüber: Deutsche, Franzosen, Engländer, Indier mit malerischen Kopfbedeckungen, mit roten und schwarzen Kappen, mit Turbanen, dann indische Frauen und Mädchen mit langen roten, grünen und bunten Hosen und ganz tief verschleiert, eingeborene Neger, alle in verschiedenen Sprachen redend, verschiedene davon tragen Tierfelle und schmutzige Decken. Wenn Ihr das einmal sehen würdet, liebe Kinder, Ihr kämt aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. Feine und grobe Autos und Fahrräder, dann Reiter, Eselswagen, von Eseln oder auch von Maultieren gezogen, Ochsen vor Karren mit ihren Schellen um den Hals. Ja, über unseren Köpfen ist auch ein Flieger; und das alles inmitten der weiten wilden Steppe, wo die wilden Tiere, die Hyänen heulen, und wo die Hyäne ist, da ist auch der Löwe nicht weit entfernt. Bei Tage läßt er sich nicht sehen; er geht dann gewöhnlich aus seiner Höhle nicht heraus, aber auch er beobachtet sehr das lustige Treiben aus der Ferne, das Hin- und Herrennen der Menschen; er fürchtet kein Auto und läßt sich auch nicht untermals durch das grelle Licht verschrecken. Ja, dieser König der Wüste und seine ganze Familie sind auch schon modern geworden und versuchen zuweilen eine rasche Autotour. Wie stellt er das an? Ganz einfach.

Er lauert frech am Wege, dicht an der Autostraße, welche mitten durch die Steppe führt, und leßthin sprang er mit einem kühnen Satz auf ein Auto, und placierte sich gravitatisch mitten

auf die voll gefüllten Kaffeesäcke. Es war ein Lastauto, und er fuhr, ohne Geld zu bezahlen, eine gute Strecke mit. Offenbar wollte der König Löwe irgend einen seiner Vetter besuchen in der weit entfernten Himo-Steppe. Der Besitzer des Autos und sein schwarzer Führer sahen mit gemischten Gefühlen auf den unwillkommenen Fahrgast, und vor Angst wollte dem Führer fast die Kraft versagen. Da nahm der Eigentümer das rascheste Tempo, und das Auto raste, so daß selbst dem braunen Wüstenkönig, dessen mächtige Mähne im Winde hin und her flog, Hören und Sehen verging, bis er plötzlich mit einem weiten Sprung vom Auto herabsflog und brüllte, daß der Boden förmlich zitterte.

Der arme schwarze Him, der treue Diener des Eigentümers, war fast ohnmächtig geworden, und als ihm dann sein gutmütiger Herr ein Pfefferminzchen in den Mund steckte, wollte es ihm gar nicht schmecken, obwohl Him doch sonst so gerne Süßigkeiten und Zucker aß. Dessen ungeachtet ist aber dieser Him ein guter, treuer Kerl, welcher einmal sogar auf einer Jagd mit seinem Herrn denselben aus großer Gefahr errettete und sich freiwillig einem Leoparden gegenüberstellte, um denselben von einem Angriff auf seinen Meister abzulenken. Aber indessen hatte der kühne Jäger seinen treuen Burschen durch einen recht wohlgezielten Schuß gerettet. Seit dieser Zeit wurde Him fast wie ein Mitglied der Familie behandelt, und sein Herr ging mit dem Gedanken um, Him irgendein gutes Handwerk oder dergleichen lernen zu lassen, damit er später sich selbst erhalten könne und nicht immer so grobe Arbeit zu verrichten brauche.

Him half auch seiner Herrin besonders gerne in der Küche. Da teilte ihm diese einmal den Plan ihres Mannes mit, und sie fragte Him, was er denn am liebsten lernen möchte. Da sagte der schwarze gute Junge nach reiflicher Überlegung, er wisse schon, was er am liebsten werden möchte, aber er würde es bei diesem Geschäft, das er gern hat, wohl zu nichts bringen.

„Ja, was willst Du denn werden“, fragte die Frau nochmals eindringlich.

„Ich, ich möchte ein — ein Zuckerbäcker werden“ plagte der gute Him heraus. „Tam-tam, Süßigkeiten, Sweets möchte ich machen können und so viel haben, als Kaffeebohnen in einem großen Sack sind.“

Nun war es heraus, was Him werden wollte, und alle lachten laut, und die Kinder des Hauses überschütteten ihn förmlich mit Bonbons, bis er sie zuletzt nicht mehr wollte und auch den Wunsch aufgab, „Zuckerbäcker“ zu werden; aber dafür wurde er ein tüchtiger Koch, der seine Herrschaft sehr zufriedenstellte. So war also der gute schwarze Him ein kleiner Feinschmecker.

Arbeit gibt es ja wohl in allen Ländern, Städten und Dörfern, Völkern und Nationen. Das habe ich einmal auf einer Reise nach Moshi am Kilimandjaro wieder so recht gesehen. Da fuhr ich an einem niedlichen vornehmen Indierhäuschen vorbei. Das Auto mußte eben haltmachen. Da sah ich, wie mehrere Kinder vor dem Hause mit einer zahmen jungen Antilope spielten. Sie fütterten das Tier mit Gras und sprangen lustig herum; dann aßen sie aus einem Teller feines Biskuit. Später verlangten sie noch mehr, bekamen aber nichts, und sie setzten sich unzufrieden und schmollend vor der Treppe bei der Küche nieder. Der Kleinste sagte dann plötzlich zum Größeren: „Du, Fredi, schlage mich, dann schrei ich, und dann bringst mir die Mama Biskuit, und dann bekommst Du auch etwas.“

Gesagt, getan! Der Größere schlug Fredi scheinbar, und dieser schrie ganz kräftig. Nun kam die indische Mama in ihrer grünen seidenen Hose daher, warf den weißen Spizenschleier schnell über ihr langes schwarzes seidenes Haar und brachte wirklich in einem niedlichen Körbchen feine Biskuits und dazu noch in einem hohen Glas Limonade für den kleinen Schreihals. Natürlich machte sich der Größere ebenfalls daran und griff mit beiden Händen zu, während das Schwesterlein ganz bescheiden abseits stehen blieb und mich fortwährend im Auto betrachtete, dann aber wieder zu der zahmen Antilope ging. Das war wirklich ein liebliches Bild.

Später kam die junge schöne Indierfrau auch herzu, sie hielt ein kleines Kindlein im Arm unter ihrem langen Schleier verborgen. Sie setzte sich auf die Matte; weiße Tauben flatterten um das Indier-Häuschen herum, und das ganze war ein echt orientalisches Bild. Nach einer Weile stand sie auf und ging wieder in das Haus hinein, worauf sie, von einem schwarzen Jungen begleitet, mir ein Glas frischer Limonade und etwas Backwerk zur Erquickung brachte, was ich natürlich dankend annahm.

Da unser Auto einer Reparatur unterzogen werden mußte, lud sie mich ein, mit in ihr Haus, in das Frauengemach zu kommen, wo es kühler war als in der heißen Sonne.

Wie erstaunt war ich aber, liebe Kinder, als ich im Innern einen so prächtigen Raum mit Teppichen belegt fand. Die Wände waren mit seidenen Tüchern behangen. Sie bot mir einen gepolsterten niederen Stuhl an, setzte sich aber selbst mit gekreuzten Beinen auf die Matte, indem sie bemerkte, daß man so viel besser ruhen kann. Rund herum waren niedere kleine Sofas und Polsterrollen zum Sitzen und Liegen. Eine rosa-rote Ampel hing in der Mitte; Pfauen- und Straußenfedern und Fächer lagen herum, und wunderbar feines Porzellan war auf hohen Ständern angebracht. Ein feiner Parfümgeruch er-

füllte diesen Frauenraum, und ich dachte unwillkürlich an die schönen Märchen, die ich in meiner Jugend gelesen hatte. Sie zeigte mir dann ihre feinen Handarbeiten und Perlstickereien und Blumenmalereien auf Matten, welche sie selbst in Bombay verfertigt hatte. Dabei flossen dicke Tränen vor Heimweh aus ihren sanften rehbraunen Augen, so daß die Schminke, welche unter den Augen aufgetragen war, etwas verwischt wurde. Bald darauf wurde sie gerufen, und ich nahm dankbar von der lebenswürdigen jungen Frau und ihrem holden Kindlein Abschied.

Unser Auto wurde repariert, und die Fahrt ging wieder flott vonstatten. Ich hatte wieder viel Neues und Interessantes gesehen und tief in das indische Frauenleben geschaut und dabei die verzärteltesten Indierkinder, echte Leckermäulchen, kennengelernt.

Zum Schluß bekam ich aber noch ganz stechende Knall-Bonbons, so daß ich von einem Fuß auf den andern hüpfte. Was waren das für Knall-Bonbons? Ja, liebe Kinder, die kennt Ihr nicht, und Ihr habt sie noch nie gesehen und gefühlt. Es sind ganz kleine Sandflöhe, die ich in der feinen, mit Teppichen belegten Wohnung der indischen Frau aufgeschnappt habe. Diese Knallbonbons schmecken aber nicht gut; sie zucken und jucken in allen Zehen und in der Ferse und, o weh, auch unter der Sohle, und ich alte Tante mußte noch hoch aufhüpfen, jedoch nicht vor Freude, sondern vor Schmerz. Nun sehnte ich mich, rasch nach Hause zu kommen, um diese lustigen Sandflöhe wieder los zu werden. Das ist keine angenehme Prozedur, denn sie müssen mit einer feinen spitzen Nadel herausgebohrt werden. Fast eine halbe Stunde dauerte diese Operation, und ich hatte mir fest vorgenommen, so ein Indier-Häuschen nicht mehr so bald zu besuchen, denn man kann dort fast keine Seelen retten; und auf die weichen Polsterkissen, die süßen Biskuits und die erfrischende Limonade wollte ich deshalb gerne verzichten. Hätte ich eine Seele retten können, dann ließe ich mir auch noch das Zucken und Jucken der Sandflöhe gefallen.

Was denkt Ihr, liebe Kinder, dazu?

Nun, für heute Lebewohl! Nächstens erzähle ich weiter.

3

Klein Doris' Mitleid mit dem lieben Gott!

Lieber Gott! Die Mutter sagte, daß Du immer für uns wachst. Willst Du mir nicht einmal sagen, wie Du eigentlich das machst? Möchte manchmal auch noch wachen; bring's nicht fertig so wie Du, Denn schon gleich beim Dunkelwerden fallen mir die Augen zu. Als der Vater krank gewesen, war die Mutter oft ganz blaß, Sicher, weil sie nicht geschlafen, Tag und Nacht am Bette saß.

Du mußt doch die Welt regieren; hast auch sonst noch viel zu tun,
Und selbst, wenn wir schlafen gehen, auch nicht 'mal ein wenig Ruh'.
Mußt wohl nachts den Donner hüten, der uns oftmals so erschreckt,
Wenn er mit dem vielen „Bum-Bum“ aus dem guten Schlaf uns weckt?
Weißt Du, lieber Himmelsvater! Sag Dir ja für alles Dank,
Aber wenn Du niemals ruhest, wirst Du mir zuletzt noch krank.
Nein, ich will nun mal nicht haben, daß Du immer wachst für mich;
Lege Dich nur ruhig schlafen, wenn es donnert, weck ich Dich!

Das **Totenglöcklein** muß wieder einmal seine trauernden Weisen in alle Welt hinausläuten, um zu melden, daß unser lieber Förderer der Caritasblüten, Herr Jakob Barth aus Willburg, Bez. Aachen, vom himmlischen Vater heimggerufen wurde ins bessere Jenseits. Ihm folgte am 17. August unsere Förderin, Frau Debour aus Bielefeld. Mit inniger Dankbarkeit für die treu geleisteten Missionsdienste, besonders durch Besorgung der Caritasblüten, senden wir ihnen unsere Gebete usw. nach, den lieben Gott bittend, er möge sie recht bald die Früchte und den Lohn ihrer guten Werke, die sie mit so großer Liebe und Opferfreudigkeit für die Rettung der Seelen verrichtet haben, genießen lassen.

Alle lieben Leser der Caritasblüten bitten wir auch um ein Memento für die lieben Verstorbenen.

R. I. P.

Der Jahresbericht der St.-Petrus-Claver-Sodalität von 1930

wird die Freunde der afrikanischen Missionen mit Freude erfüllen ob des Gottessegens, der die stillverborgene Hilfsmissionsarbeit begleitet hat. Die Missionsalmosen, die aus verschiedenen Ländern der Alten und Neuen Welt zusammenflossen, erreichten die Höhe von 6.482.580,05 Lire (oder 1.440.573,35 Mk.). Außerdem wurden viele Gegenstände kirchliche Gewänder und Geräte, Arzneien, Kleidungsstücke, Schulsachen usw., in die verschiedenen afrikanischen Missionen gesandt. Diese erfreulichen Erfolge waren zum großen Teil durch die Missionschriften der Sodalität erzielt worden. Die Monatschrift „Echo aus Afrika“ erschien in zehn Sprachen in einer Durchschnittsauslage von 86 600 Exemplaren; die Jugendzeitschrift „Das Negerkind“ erschien ebenfalls in zehn Sprachen, seit Beginn des Schuljahres in einer elften, in Kroatisch. — Das billige Werbeblatt „Die katholische Missions-Propaganda“, ausschließlich in deutscher Sprache, wurde allmonatlich durchschnittlich in 83 500 Exemplaren vertrieben. Der beliebte Claver-Missionskalender erfuhr einen Zuwachs durch die Ausgabe in Französisch; der Kinder- und Jugend-Missionskalender erschien weiter in fünf Sprachen. Broschüren und Flugblätter in großer Menge sollten mithelfen, Interesse für die Missionen zu wecken. Besonders erfreulich ist die Leistung auf dem Gebiet der afrikanischen Presse. Es konnten 19 Bücher in verschiedenen Neger Sprachen gedruckt und gebunden werden, darunter eine Heiligenlegende in Kiswaheli von ca. 1000 Seiten mit 240 Bildern in 20 000 Exemplaren.

Näheres über die St.-Petrus-Claver-Sodalität, die ihren Hauptsitz in Rom (123), Via dell'Olmata 16, hat, kann man in den verschiedenen Landesstellen erfahren, wo man sich auch als Mitglied anmelden und auf die oben angeführten Zeitschriften abonnieren kann. In Deutschland: Köln, Maria-Ablass-Platz 10a.

Für die lebenden und verstorbenen Wohltäter unserer Mission werden dem lieben Gott dargebracht:

1. Jeden Monat zwei heilige Messen im Mutterhaus.
2. Jeden ersten Freitag im Mutterhaus ein Hochamt mit Aussetzung des Allerheiligsten zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu.
3. Jeden Tag besondere gemeinschaftliche Gebete im Mutterhaus und in den Filialen für unsere lieben Wohltäter.
4. Gebete während den Anbetungsstunden vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gut am ersten Freitag des Monats während des ganzen Tages und der vorausgehenden Nacht, sowie am ersten Sonntag jeden Monats.

Ferner haben alle unsere Wohltäter Anteil an den Gebeten und den geistlichen Verdiensten der Missionsarbeiten und allen guten Werken sämtlicher Mitglieder unserer Genossenschaft sowie an den Gebeten unserer Neuchristen in den Missionen.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Schröck Mk. 20. — Theresia. Hindenburg Mk. 21 — Theresia. Pachten Mk. 20 — Brigitta. R. Ehrenfeld Mk. 21 — Theresia. Büren Mk. 42 — Heinrich und Anna. Bewelsburg Mk. 21 — Heinrich-Aloysius. Paderborn Mk. 21 — Maria-Joseph. N. N. Mk. 21 — Richard. Kürrenz Mk. 21 — Konrad-Joseph. Elbing Mk. 21 — Rosalia.

Für die Mission: Merten Mk. 2,50. Erfurt Mk. 1,50. E. Dellwig gesammelt auf einer silbernen Hochzeit Mk. 8,50.

Für die armen Heidenkinder: Lohrsdorf Mk. 5.—.

Almosen: Selsenkirchen Mk. 5.—, Aflsterheim Mk. 2.—, Waldeisch Mk. 8.—.

Für Missionszwecke: Elbing Mk. 39.—.

Für die Missionschule zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Düdinghausen Mk. 5.—, Doppeln Mk. 10.—, Düren Mk. 2,50.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches „Vergelt's Gott!“

Gott grüß Dich, liebste Mutter mein, Und weihen diese Rosen Dir,
Du Königsrose ewig rein, Unserer Gönner Liebesgaben!
Du Jungfrau reich an Gnaden. O segne sie, o schütze sie,
Zu deinen Füßen knien wir Daß der Feind nicht schade,
Umgib sie mit Deiner Gnade.

Gebetserhörungen

Dank Unserer Lieben Frau von Lourdes, der kleinen heiligen Theresia und dem seligen Bruder Konrad für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen. Fr. H.

Dank der heiligen Theresia und dem heiligen Antonius für Heilung eines schweren Beinleidens. N. N.

Sende zu Ehren der kleinen heiligen Theresia, des heiligen Joseph und des seligen Bruder Konrad einem Versprechen gemäß 3 Mark Almosen. Breslau J.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Gold — Oper — Lena — Frau

Caritasblüten

Nr. 11

1931



Was löscht in Fegfeuers Tiefen
Die nagende, brennende Blut?
Es ist eine kühlende Quelle
Das heilige, kostbare Blut.
O laßt es uns opfern und weihen
Für alle in Fegfeuers Pein,

Daß viele der leidenden Seelen
Recht bald doch erlöst mögen sein.
Dies Blut, es löscht die Flammen
Und lindert die schreckliche Qual,
Befreiet die leidenden Seelen
Und führt sie zum himmlischen Mahl.

Nachrichten aus dem Mutterhaus

Das Fest Mariä Himmelfahrt ist jedes Jahr ein großer Freudentag in unserer Genossenschaft. Am Vorabend führt die liebe Himmelsmutter jährlich eine kleine Schar neuer Bräute ihrem göttlichen Sohne zu bei der feierlichen Einkleidung der Postulantinnen. An ihrem Festtage selbst führt sie junge Novizinnen, die ihre Probezeit bestanden haben, zur ersten Profeseß, während sie den Schwestern, welche bereits drei Jahre mit zeitlichen Gelübden im Dienste Gottes ihre Treue bewiesen, den Ring der ewigen Gelübde an den Finger steckt.

Diese Feier wurde am 15. August noch erhöht durch das silberne Jubiläum, das einige Schwestern an diesem Ehrentage feiern konnten.

Eingekleidet wurden:

Postulantin	Kullas Elisabeth	Schwester	Ruth	aus	Schlesien
"	Stöcklein Anna	"	Sales	"	Bayern
"	Salz Gertrud	"	Hilmara	"	Rhld.
"	Höwekamp Gertrud	"	Alletha	"	Westfalen
"	Gosmann Maria	"	Gabrielis	"	Westfalen
"	Gasda Anna	"	Herlinda	"	Schlesien
"	Albert Theodora	"	Syra	"	Bayern
"	Kathgeber Maria	"	Hildegara	"	Bayern
"	Lang Sophie	"	Cirina	"	Saargebiet
"	Schwarze Helena	"	Adjuva	"	Westfalen
"	Wegener Maria	"	Lorenza	"	Westfalen
"	Ahrens Sybilla	"	Adoratrix	"	Rhld.
"	Hilgert Anna	"	Ligouri	"	Saargebiet
"	Alt Magdalena	"	Emerana	"	Saargebiet
"	Forster Anna	"	Serva	"	Bayern
"	Smets Louise	"	Johannesta	"	Rhld.
"	Münkel, Anna	"	Hermia	"	Hessen-Nassau
"	Linnemann Gertrud	"	Marco	"	Westfalen

Zur ersten Profeseß wurden zugelassen:

Schwester	Majellis Heiler	aus	Bayern
"	Theodora Issing	"	Bayern
"	Bernhilda Stein	"	Hessen-Nassau
"	Robertine Töschke	"	Rhld.
"	Cortona Limp	"	Rhld.
"	Savina Göb	"	Bayern
"	Regia Leinen	"	Rhld.
"	Juvenalis Bloklikowicz	"	Österreich
"	Edgara Schmitt	"	Bayern
"	Custodia Hemmers	"	Rhld.

Schwester	Silvestris Winterling	aus	Hessen-Nassau
"	Merita Weidenbacher	"	Wrttbg.
"	Reginata Hülsken	"	Westfalen
"	Clothwiga Conzen	"	Rhld.
"	Lothara Hassler	"	Baden
"	Klimaka Stobrawe	"	Schlesien
"	Leonides Vollmuth	"	Bayern
"	Digna Reber	"	Bayern
"	Ludolfa Herrmann	"	Bayern
"	Melita Knapp	"	Bayern
"	Tutta Stengele	"	Wrttbg.

Die ewigen Gelübde legten ab:

Schwester Emerentia, Schwester Emanuel, Schwester Theofila, Schwester Adria, Schwester Ignatiana, Schwester Helenis und Schwester Felicia.

Ihr silbernes Jubiläum feierten Schwester M. Bolonia und Schwester M. Celsa.

Wer tritt in die Reihen neuer jugendlicher Missionarinnen? Der Heiland ruft — möchten ihm doch viele folgen!



Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

Am Abend des 5. April 1880 erschien auch der Simba in Maritzburg, sorgfältig ausgerüstet für die vierwöchige Reise ins Zululand, indem er sich mit einem Paar roter Beinkleider, die über den Knien abgeschnitten waren, und mit einem eisenbeschlagenen Stock versehen hatte. Das war sein ganzes Eigentum, das er mitbrachte, und daran trug er nicht schwer. Das „kituo hekundu“ oder „das rote Ding“, wie er seine Kniehosen nannte, mußte wohl in Europa, wahrscheinlich in Frankreich, einmal als militärisches Bekleidungsstück bessere Tage gesehen haben.

Es waren noch 6 schwarze Diener, alle Zulus, angestellt; nur der Ochsentreiber war ein Hottentott. Simba war bald bekannt mit ihnen, nur zu dem Letzten fühlte er sich nicht hingezogen.

Sehr frühe am Morgen des 6. April wurde der Ochsenwagen, der nicht weniger als 8000 Mark zu damaliger Zeit kostete; auf dem Marktplatz von Maritzburg eingespannt mit neun Paar starken, schönen Ochsen, von den jeder seinen ihm wohlbekannten Namen hatte, wie Bontshifi (Bohnen), batata (Süßkartoffel), kabitschi (Weißkohl), whisky (Schnaps), home (Bier); sinkwa (Brot), nyamayenkomo (Ochsenfleisch), banana umbila



Großartige Beratung

(Mais) usw.; lauter eßbare, appetitmachende Namen, welche den Ochsentreiber, in Erinnerung an solches, bei gutem Humor erhalten sollen.

Mr. Brown, der Kapitän und Alfons waren beritten; letzterer hatte einen herrlichen Silberschimmel von Mr. Brown zum Geschenk erhalten, während ersterer einen prachtvollen Hengst-rappen ritt, und der Kapitän erhielt einen Goldfuchs, ein ganz wunderbares Tier, welches ein Preisrenner war. Drei prächtige Jagdhunde, Eigentum des Mr. Brown, sprangen, vor Freude bellend, an den Pferden empor.

Gegen Abend kamen sie, nachdem sie den ganzen Tag hindurch weder einen Eingeborenen, noch ein größeres Tier erblickt hatten, im Orte Howick an, welcher von Maritzburg 12 englische Meilen entfernt liegt. In der Nähe bildet der Fluß Umgeni einen 110 Meter hohen Wasserfall. Die Reisenden wollten das herrliche Schauspiel noch am gleichen Abend genießen und machten hier also ihre erste Haltestelle. Die Sonne fing an sich zu neigen, als sie den Katarakt erreichten. Welch ein berückender Anblick trat ihnen hier entgegen. In tausend und abertausend Farben schimmerte im Strahl des sinkenden Tagesgestirns der Schaum des von den grünlichen Felsen in gerader Linie niederdonnernden Stromes, bald in die Farben des Regenbogens gekleidet, bald wie leuchtende Purpurfunken in die schwarze Tiefe stäubend, um gleich darauf in lichthem Goldgelb und flüssigem Silbergisch in den gähnenden Ab-

grund zu wirbeln. Es war ein unbeschreibliches Glühen und Sprühen und Funkeln.

Die dunklen Begleiter der Reisenden jagten sich Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung zu, welche beim Getöse der niederschießenden Wassermasse kaum mehr zu hören, geschweige denn zu verstehen waren. Einer von ihnen, natürlich nicht der Gescheiteste, er hieß Wana, wurde von seinem Erstaunen so weit hingerissen, daß er sich, auf dem Bauche kriechend, ganz nahe bis an den Rand des graufigen Kessels heranwagte, um das Aufschlagen des Wassers auf den Felskanten in der Tiefe beobachten zu können. Da, — Welch ein Entsetzen befiel die ganze Reisegeellschaft! — es weicht der Boden unter dem Drucke seines Oberkörpers, und mit einem von dem Donner des Falles fast erstickten Schmerzensschrei stürzte der Unglückliche vor ihren Augen in die gräßliche Tiefe. Alle waren wie versteinert. In dieser fürchterlichen Lage war es Simba, der sich zuerst wieder fand und seine Geistesgegenwart wieder zurückerhielt. Ohne durch die Gefahr, welche ihm selbst drohte, erschreckt zu werden, warf er sich flach auf den Boden und deutete den andern nur mit lebhaften Zeichen, ihn an den Füßen zu halten. Im Nu hatten Mr. Brown und der Kapitän den braven Simba bei je einem Bein gepackt. Alfons suchte im Wagen sofort nach einem Strick, womit sich Simba umgürten konnte, damit für ihn weniger Gefahr war.

Bald hatte Simba mit seinem scharfen Blicke in die Tiefe gespäht. Es währte nicht lange, dann gab er ein Zeichen, man möge seine Füße loslassen, und nachdem er mit merkwürdiger Behendigkeit einige Schritte rückwärts gekrochen war, sprang er leicht wie ein Kautschukmann auf die Beine.

„Ich habe ihn gesehen! Ich habe ihn gesehen!“ rief Simba, „ich will hinabsteigen; vielleicht lebt er noch!“ Schnell flocht er sich das Seil noch besser um den Leib, und nun ließen ihn die beiden Herren auf sein dringendes Verlangen hinab. Zum größten Glücke war die Höhe, von welcher Wana gestürzt war, nicht bedeutend; immerhin verging eine lange halbe Stunde, ehe sie von Simba ein Zeichen erhielten. Endlich erfolgte dieses. Sie zogen nach Kräften. Nun schwebte der Kopf Simbas über dem Rande empor, jetzt kam seine Schulter zum Vorschein, und darüber lag, wie ein kleines Kind auf den Armen getragen, der unglückliche Wana, aus vielen Wunden blutend. Noch ein Ruck, und Simba war mit seiner Last in Sicherheit gebracht. Der Zulu war zur allgemeinen Freude nicht tot, sondern nur betäubt, obschon er am Gesicht, an Armen und Füßen, sowie an der Brust schwere Verletzungen durch den Sturz davongetragen hatte.

Die Tiefe, in welche er gefallen war, ergab, nach dem Rettungsseil gemessen, ungefähr 10 Meter. Man konnte von

einem wahren Wunder sprechen, daß Wana nicht zerschellt war; er war in eine durch das stete Aufschlagen des Wassers gebildete Höhle gestürzt, hatte aber im Fallen einen ziemlich Teil des weichen Rasens mit sich gerissen, und diese weiche Masse war es, welche die Heftigkeit des Sturzes linderte und abschwächte.

Simba hatte bei dieser Gelegenheit glänzend gezeigt, daß er



Unsere Schulkinder mit ihren selbst gemachten Trommeln. „Des einen Leid ist des anderen Freud.“ Uns ist eine Kuh totgegangen und von deren Fell machten sich die Kinder Trommeln. Jeden Morgen marschieren sie mit Sang und Klang durch die Dörfer in die Mission.

eine mutige Seele besaß und daß er dem Namen, welchen er trug, Ehre zu machen verstand.

Der verunglückte Zulu wurde nach Howick gebracht und dort im Wirtshaus in Pflege gegeben. Der Kapitän ließ aus Pieter Maritzburg einen Arzt holen, welcher erklärte, Wana in acht Tagen soweit herzustellen, daß er der Reisegesellschaft nachfolgen könne. Wana blieb also in Howick und in der Pflege von Dr. Gouts.

Die Reisenden aber traten am andern Morgen bei prächtigem Wetter die Reise wieder an. Die Gegend, durch welche sie kamen, gewann fast bei jedem Schritt an Schönheit und Reiz. Wie breite Tafeln erhoben sich die Hügel und namentlich die gewaltige Felsenkette der im Westen sich emportürmenden Drakensberge; üppige Grasflächen, von Pferden und Kindern

beweidet, dehnten sich aus. Schlanke, ca. 20 bis 30 Meter hohe Kaktusbäume (Euphorbien), von denen die wie ein mehrarmiger Leuchter aussehende *Euphorbia grandicoruis* auffiel, erhöhten den eigentlichen Zauber der Landschaft; daneben tauchte aus den Farnkräutern die seltsame Form des Farnbaumes (*Asplenium anisophyllum*) auf, von dessen 4 Meter hohen Stämmen die eleganten 2 Meter langen Zweige wie Reihersfedern niederwallten.

Gegen Mittag lagerten alle unter dem Schatten der Bäume, und das Mahl wurde bereitet. Die Eingeborenen waren fröhlich und guter Dinge. Simba, der sich mit unausgesprochener Vorliebe in der Nähe des Kapitäns und der des jugendlichen, ihm wohlgesinnten Alfons aufhielt, um sich dadurch, wie es schien, in den Augen der anderen Afrikaner selbst zu heben, hatte den Auftrag erhalten, die Jagdgewehre zu putzen.

Nicht weit von dem Lagerplatz entfernt, rollte ein ziemlich kräftiger Fluß sein blinkendes Wasser in die Tugula, den Grenzfluß zwischen britischem Boden und dem Zululand James; der Hottentott und Ochsentreiber hatte sich mit den Tränkeimern an den Fluß begeben, um Wasser für die Ochsen zu holen. Auf einmal stieß er ein durchdringendes Geschrei aus und lief ohne Tränkeimer zurück. „Dort, dort!“ stieß der Bursche entsetzt hervor und deutete auf eine gewisse Stelle am Ufer. In demselben Augenblicke schrien die anderen Diener, Zulu-boys, auch schon: „Ingwenya! Ingwenya!“

Ein junger Alligator lag im Sande und glogte nach der Richtung, wohin der Hottentott, den er sich offenbar zur Beute ausersehen hatte, entflohen war. Die Zulus wollten ihm sogleich mit Prügeln auf den Leib rücken, aber Alfons hielt sie zurück und sandte dem kleinen Krokodil eine Kugel nach; darauf machte dieses eine langsame Bewegung und verschwand im Wasser. Die Zulus erklärten, daß die Alligatoren in diesem Fluß sehr selten, aber in der Tugula häufig seien. Inzwischen war es Abend geworden.

Ein lustiges Feuer brannte, und wohlriechender Bratenduft entstieg demselben. Mr. Brown hatte eine Antilope geschossen, außerdem mehrere Wildenten, und nun konnte eine gute Mahlzeit bereitet werden. Simba erwies sich auch als Koch sehr praktisch, und nachdem alles wohl gelungen, saßen die Reisenden gemütlich beisammen; auch die schwarzen Diener alle in deren nächster Nähe, während die Ochsen schon an die Deichsel festgebunden waren, aber ebenfalls noch grasen konnten. Es war ein friedliches Bild. Am Himmel blinkten tausend und abertausend glänzende Sternlein und sahen auf die traumselige Wildnis hernieder. Alle waren ziemlich munter; nur Simba schien sehr still, immer gedankenvoll, wie über ein Geheimnis nachsinnend.

Zuletzt fiel dies auch dem Kapitän auf und er fragte: „Simba, Du unser guter Koch und getreuer Reisegefährte, sag', was sinnst Du, was ist es, was scheint Dich zu beunruhigen? Immer schaust Du zurück, von wo wir hergekommen. Denkst Du noch immer an den armen Wana, dem Du so mutvoll sein Leben gerettet?“ —

„Bwana, Du hast Recht gesprochen, und Dein Geist ist sehr weise, da Du die Gedanken meines Herzens sehen kannst. Es ist, wie Du gesprochen, Bwana (Herr), ich denke zurück an diese Stelle, tief, tief unten am brausenden Wasserfall, — aber nicht Wana ist es, an den ich denke und was ich sinne. — Mein Geist hat etwas anderes gesehen, aber was war es? Ob Tod oder Leben, ich weiß es noch nicht — doch ein guter Geist, den ich an bete, der wird mir's offenbaren, Bwana“ sagte Simba sehr ernst und bescheiden.

Alle hatten, während Simba, der tapfere Zulu so sprach, aufmerksam zugehört, und es war dann unwillkürlich eine gedankenvolle Pause entstanden. Da ergriff Mr. Brown, der Afrikareisende, welcher die Sprache, die Sitten und Gebräuche des Volkes sehr gut verstand, das Wort und sprach: „Simba, Held deines Namens, denn ein solcher scheinst Du in Wahrheit zu sein, sage mir, bist Du ein immjanga?“ (Zauberdoktor).

„Nein, Bwana, das bin ich nicht. Ich habe nichts mit bösen Geistern der Unterwelt zu schaffen. Aber ich sehe manches im Geiste voraus, was andere nicht sehen; ich ahne gleichsam dieses oder jenes Ereignis, welches dann später auch wirklich eintritt. Aber diese geheimnisvolle Kraft in mir kommt von einem guten, edlen Geiste, den ich selbst noch nicht richtig kenne; aber nach dem meine Seele verlangt und sucht, Bwana; so ist es.“

Simba verneigte sich tief und zeigte dann mit seiner Rechten in den Himmel hinauf. „Recht gesprochen, Sohn des Suaheli-Stammes“, sagte darauf feierlich der Afrikareisende Mr. Brown. „Nun möchte ich Dir, weiser Afrikaner, eine Geschichte erzählen; meine geehrten weißen Freunde hier — er verneigte sich gegen den Kapitän und den jungen Alfons — werden jedenfalls auch gerne an der Sache Anteil nehmen, und Du kannst mir vielleicht helfen, Simba, auf der Suche nach einem verschollenen Sohn. — Tot oder lebendig, ich will Nachricht bringen einem tiefbetäubten Mutterherzen; siehe, deshalb habe ich eine Reise in die Drakensberge schon zweimal unternommen. Jetzt ist es das dritte Mal.“

„Bwana, auch Du hast einen weisen Geist, der Dir soeben geoffenbart hat, was ich Dich schon gerne lange gefragt hätte, aber was mir, als Eurem schwarzen Diener und Sklaven, nicht zusteht. Bitte, sprich, Bwana, Dein Diener hört.“ Sofort brachte ein Diener bequeme Liegestühle herbei, in welchen die

drei weisen Herren Platz nahmen, und die Eingeborenen lagerten sich im Grase, fleißig das Feuer anhaltend, daß es nicht ausgehe. Simba saß zu den Füßen seiner Wohltäter, des Kapitäns und Alfons', denn als solche betrachtete er dieselben. M. Brown, der Afrikareisende, saß in der Mitte, tat noch einige Züge aus seiner langen Pfeife; dann begann er:

„Es ist nicht viel und nicht lange, was ich Euch, meine lieben Freunde, zu erzählen habe; aber es ist traurig, sehr traurig, und derweil wir hier so gemütlich beisammensitzen, mitten in afrikanischer Wildnis, sehe ich im Geiste in Europa eine tieftrauernde Witwe sich in heißem Schmerze um den einzigen, verlorenen und verschollenen Sohn verzehren. Ihre Flammengebete begleiten mich bis hierher, auf daß ich doch diesmal von ihrem Schmerzenskind wenigstens eine Spur — tot oder lebend — finden möge. Zweimal habe ich Euch schon gesagt, daß ich vergebens gesucht; diesmal bin ich nicht mehr allein; der Kapitän und der junge Herr Alfons haben sich mir angeschlossen, und ich hoffe vielleicht glücklicher zu sein und irgendetwas von dem Verschollenen zu erfahren.

Mein Vaterland ist England. In Cheshire steht an den Ufern eines Stromes ein rebenumspinnenes Haus, unser Vaterhaus, in dem mein Zwillingsbruder Artur und ich geboren sind. Es war jahrlang ein glückliches Heim, und als unsere beiden Eltern bald nacheinander starben, blieben wir unzertrennlichen Zwillingsbrüder im Hause. Artur heiratete eine sehr gute, fromme und häuslich erzogene junge Dame, und das Glück und die Freude waren wieder aufs Neue in der Villa Fortuna in Cheshire eingezogen. Ich selber war so glücklich, blieb bei meinem Bruder, war ein großer Naturforscher und hatte kein Verlangen, mir einen eigenen Haushalt zu gründen. „Dein Gott ist mein Gott, und Dein Land ist mein Land“, so hatten wir zu einander gesagt, und es fehlte mir ja auch nichts; wir teilten alles, Glück und Freude und später auch Leid zusammen.

Artur bekam einen Sohn, und er gab ihm den Namen „Alfred“, und wir liebten den Knaben, verhätschelten und verzogen ihn derart, daß die viel vernünftigere Mutter oft darüber weinte.

Mit zehn Jahren war der sonst so lebenswürdige, schöne Knabe so eigenwillig, ungehorsam, rechthaberisch, daß kein Mensch mehr mit ihm fertig werden konnte. Fredy war der Schrecken der Nachbarn, die Geißel der Dienstleute; kein Hauslehrer wollte bei uns bleiben und den doch so talentierten Schüler unterrichten. Edith, die sonst so sanfte, gute Frau, weinte und jammerte und sagte oft zu mir und meinem Bruder: „Artur, Du wirst sehen, Fredy wird bald der Nagel zu Deinem und meinem Sarge werden. Die Gute hatte recht, und ich

muß mir vorwerfen, daß ich, sein Onkel, den Knaben am meisten verzogen habe. Alle seine Wünsche habe ich ihm erfüllt, und wenn sie noch so töricht waren. Und wenn mein Bruder, sein Vater, ihn endlich notgedrungen züchtigen wollte, hielt ich aus lauter übergroßer Liebe die Hand über meinen Fredy.“

Mr. Brown seufzte schwer und konnte eine Zeitlang nicht weiter sprechen.

„Der Junge kam vom Gymnasium bald wieder heim, wohl mit guten Noten, aber durch sein ungebändigtes Wesen war er auch dort unerträglich. Nichts als Klagen brachte man ins Haus.

Fredy wollte sich der militärischen Laufbahn zuwenden, und es schien auch fast als das beste, ihn auf die Kadettenschule zu senden; dort hoffte man Herr über ihn zu werden. Anscheinend ging's dort auch am besten; ein Zeichen, wie seine Mutter selber sagte, daß nur wir in seinem Elternhause den Fehler an ihm gemacht haben durch eine zu zärtliche Erziehung, daß wir ihm seinen Willen nicht zu brechen gesucht haben.

Fortsetzung folgt.

Eine kleine Missionärin

Ich muß Papa verwahren! — In der Stadt M. war eine Mission. Eines Abends, während eine große Menge Volkes sich zur Kirche begab, spielte die kleine Theresse, das liebliche neunjährige Töchterchen eines reichen Bankiers, auf der Straße. Plötzlich lief sie von ihrem Spiel weg zu ihrem Papa hin, der gerade in der Zeitung las.

„O, Papa, wie glücklich wäre ich . . .!“

„Bist Du's nicht? Was fehlt Dir denn dazu, mein Liebling?“

„Ich darf es nicht sagen . . . Oder willst Du mir versprechen, es mir zu geben, wenn Du kannst?“

„Sicher, mein Kind!“

„Nun gut. So höre denn! Ich war auf der Straße und spielte. Da sah ich viele Herren, die in die Kirche gingen, darunter mehrere, die hatten kleine Mädchen an der Hand, und Du, Papa, Du führst mich nie in die Kirche. Diesen Abend. . .“

„Diesen Abend hättest Du gern, wenn ich Dich hineinführe, nicht wahr?“

„Ja, lieber Papa, sehr gern!“

Kurz darauf trat die glückliche Theresse mit ihrem Vater in die Kirche. Er stellte sie neben eine Dame ihrer Bekanntschaft, indem er ihr zuflüsterte, Mädchen dürfen nicht an der Männer-

seite stehen. Dann stellte er sich, als ginge er an die Männerseite, — machte sich aber still aus der Kirche fort. Therese war mit den Augen gefolgt und hatte ihn hinausgehen sehen, sie ließ sich aber nichts merken. Am folgenden Tage bat sie dringend, daß Papa wieder mit ihr zur Kirche gehen sollte. Es geschah. Therese ging mit ihrem Vater an die Männerseite, obgleich in dieser Kirche streng darauf gesehen wurde, daß die Anwesenden nach Geschlechtern getrennt ihre Plätze einnahmen. Therese kniete nieder zwischen den Männern. Als sie bemerkt wurde, kam wirklich der Küster und flüsterte ihr zu: „Mein Kind, da ist Dein Platz nicht.“

„Ach, Herr,“ antwortete sie zwar leise, doch so, daß ihr Vater es verstehen konnte, „lassen Sie mich gefälligst hier, ich muß Papa verwahren.“

Dieses Wort seines geliebten Kindes traf das Herz des Vaters so tief und nachhaltig, daß seine Augen sich mit Tränen füllten und er andächtig der Predigt lauschte. Sie rührte ihn innerlich tief; fortan ging er nicht mehr fort, vielmehr besuchte er, zu Theresens reinsten Kinderfreude, seitdem alle Sonntage die Predigt. Bald auch war Theresens Glück vollkommen, sie verdoppelte ihre Liebkosungen, denn „Papa hat heut sein Fest gehalten“.

Aus dem Reisetagebuch unserer Schwestern

welche am 30. Juni 1931 die Fahrt nach dem Heidenlande angetreten haben

Von Sr. M. Celine

(Fortsetzung.)

Wir mußten schön beisammenbleiben, denn der hochw. Vater Morgenschweiß hatte viel zu erzählen. Er ist erst 6 Jahre da, hat aber schon zwei Kirchlein gebaut und 160 Katholiken getauft. Die Einwohner schätzen ihn sehr hoch. Sie kamen aus den Hütten gelaufen; die Kinder gaben uns alle ein Händchen und blieben unsere treuen Begleiter. Sie verstanden alles: Deutsch, Englisch, Raffriisch, am besten aber, wenn sie dabei ein Bonbon bekamen. Alle waren bekleidet, sogar „schön“ bekleidet nach afrikanischen Begriffen. Augustinus war besonders stolz, hatte er doch vor 14 Tagen seine erste Hose bekommen.

Wir sahen das angehende Kinderheim und auch die Hütten der Eingeborenen; sie sind nicht ganz so groß und hoch und elegant wie ein Zigeunerwagen. Doch die Leute strahlten vor Vergnügen und gerechtem Stolz, als sie uns alles zeigten. Eine Familie verfügte über ein Bett, und die Frau erklärte uns, wie sie am Abend darin unterkommen. Die Eltern schlafen in der Bettstelle und die Sprößlinge auf der Erde quer durch



Möwen bei Kapstadt

die Stube, so daß der ganze Raum wohl ausgenützt ist. In den Hütten, wo man im ganzen nur Raum für 200 annehmen sollte, wohnen denn auch 2000. Da es aber schon spät wurde, mußten wir zum Missionshaus zurück; hier gab es noch eine Tasse Kaffee, und dann ging's wieder auf die Watussi. Unsere Ordensgemeinde war schon um vier verringert.

Am 23. Juli landeten wir in der Lüderitz-Bucht. Die Stadt ist ganz ansehnlich; die Gegend aber noch ebenso öde wie in der Walfischbay.

25. Juli: Nun waren wir schon nahe dem Kap der guten Hoffnung; die Küste wurde abwechslungsreicher, und es gab wieder frisches Grün zu sehen. Möwen folgten uns wieder, große, schöne Tiere. Wie sicher und ruhig sie sich in der Luft wiegten und nach ihrer Beute spähten! Pfeilschnell tauchten sie dann unter und ergriffen sie. Wie oft haben wir abends auf dem Deck gestanden und ihrem Spiel zugeschaut. Ja, die Abende auf dem Schiff werden uns allen wohl unvergeßlich bleiben. Wenn wir ziemlich allein waren, sammelten wir uns ganz hinten am äußersten Ende, und hinausblickend über die unendliche See, die bald stahlblau, bald rotglühend, bald bleischwer zu unsern Füßen lag, grüßten wir unsere liebe himmlische Mutter, den „Meeresstern“, und den lieben Heiland und sangen unsere liebsten Liedchen. — Nun weiter zu unserer Reise.

Um 2 Uhr nachmittags am 25. Juli fuhren wir in Kapstadt ein. „Du malerisches Kapstadt, wie hast du uns betrogen!“ Nichts von Aussicht; Nebel, Regen, Kälte! Wir entschlossen uns, an Bord zu bleiben, obwohl wir gern wieder einmal festen Boden unter den Füßen gefühlt hätten. — Da plötzlich: Die Sonne guckt heraus. Der Tafelberg lüftet die Nebelschleier.



Ubena und Watuffi im Hafen von Kapstadt

Jetzt hatten wir keine Ruhe mehr. Zwar wollten fünf nicht mit, doch Schwester Kreszentiana und ich ergriffen den neuen Regenschirm, faßten uns ein Herz und stiegen hinunter. Vorsichtig ging's erst durch die Pfützen; bald aber waren wir auf „dem trockenen Lande“. Jetzt galt es, unser schönes Englisch an den Mann zu bringen. Wir fragten nach dem Weg und erhielten stets freundliche Auskunft. Ich stellte aber bald fest, daß die Leute hier ihr „Afrikansk“, eine Art Holländisch, dem „Englisch“ beigeben. Nach mancherlei kleinen Abenteuern gelang es uns, die Karten, die wir kaufen wollten, zu bekommen, und vergnügt gingen wir zum Hafen zurück. Die andern bereuten es schon etwas, nicht mitgegangen zu sein. Wir erzählten natürlich von allem Wunderlichen, das wir in der Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt beobachtet und erfahren hatten. Manche Passagiere hatten Blumensträuße gekauft, die allgemeine Bewunderung fanden. Der Tafelberg muß sehr blumenreich sein. Dort wachsen jetzt im Winter noch allerlei schöne Blumen, z. B. die Tafelberg-Heide, eine Art Heidekraut, doch viel größer; eine kleine Blüte ist ein Zentimeter lang und die Stiele mehr als kniehoch, ferner ganz reizende Narzissen. Mehrere Blüten sitzen auf einem Stengel. Diese Blumen haben den Vorzug, daß sie sich in einer Vase, ohne Sand und Wasser, zwei Monate halten können.

Am Abend konnten wir uns auf dem Deck nicht satt sehen an der märchenhaften Beleuchtung des Hafens und der Stadt. Das Schiff sollte um 9 Uhr abfahren; die Verladung dauerte aber bis gegen 2 Uhr nachts, und so lag der Dampfer früh

morgens noch still im Hafen und die Abfahrt für war 6 Uhr morgens festgesetzt.

Sonntag hatten wir wieder heitern Himmel und konnten beständig die Küstenberge sehen. Am Nachmittag begegneten wir dem Schwesternschiff der „Watussi“, der „Ubena“; sie kam von Durban. Als die Schiffe sich ungefähr gegenüberstanden, ging dreimal hüben und drüben die große Schiffssirene, die Musik setzte ein, und von beiden Seiten winkten die Passagiere einander zu. Wieviel Menschenchicksal trägt jedes Schiff? Jedes zieht seinen eigenen Weg, strebt einsam im weiten Ozean seinem Ziele zu, gerade wie jedes Menschenherz allein dem einzigen Ziele, Gott, auf seinem Wege zustreben soll.

Montag, den 27., waren wir in Port Elizabeth. Dort ist auf einem Hügel ein großer Schlangenpark. Man züchtet dort alle Arten von Giftschlangen. Das Gift wird von ihnen gewonnen und als Gegenmittel bei Schlangenbissen und anderen Krankheiten angewendet. Am Abend fuhren wir ab und landeten am andern Morgen in East-London. Hier besuchten wir den lieben Heiland in einer Kirche und in zwei Kapellen, dann noch ein kurzer Besuch bei den Dominikanerinnen und ihren Schulen für Weiße und für Halbweiße. Wie freuten wir uns, bald auch unsere eigenen Missionschulen zu sehen. Wir waren alle so glücklich, am nächsten Morgen am Ziele zu sein. Heute früh hatten wir noch eine ganz unerwartete Freude und Überraschung. Die Post brachte uns nämlich den ersten Willkommengruß von unserer Mutter Provinzialin und allen Mariannahiller Schwestern. Morgen mittag hoffen wir das Schiff zu verlassen, dann ist Mariannahill schnell erreicht!

Fortsetzung folgt.

3

Wie die Eingeborenen hierzulande waschen

Von Sr. M. Hiltrudis

Frei und sorglos für den morgigen Tag, wie die Eingeborenen sind, so machen sie auch nicht viel Umstände mit dem Waschen ihrer wenigen Habseligkeiten. Am liebsten gehen sie zum Fluß oder zu einer Schlucht, wo Wasser zu finden ist; und da sie keine Waschwannen, keinen Topf zum Kochen der Wäsche haben, kein Waschbrett, keine Waschmaschine usw., so müssen die Steine in der Nähe des Baches alles das ersetzen. Das Kleidungsstück wird ins Wasser getaucht, auf dem Stein ausgebreitet, mit einem rankenden Kraut bestreut und die ganze Masse dann gut durcheinandergearbeitet, bis alles über und über voll Schaum ist. Die dazu benötigten Pflanzen enthalten starken Seifenstoff und verderben nicht selten die Farbe des

Kleidungsstückes. Da diese Art Seife leicht und ohne Geld zu haben ist, wird das Überbleibsel auch nicht aufgehoben bis zur nächsten Wäsche, sondern einfach weggeworfen, denn die Eingeborenen sorgen nicht für den morgigen Tag. Auch ist diese Art Seife viel bequemer als das Seife-Kochen, das Fett und Caustic (Soda) erfordert. Wohl machen sie Bücklinge genug, wenn sie ein Stück Seife geschenkt bekommen.

Ist nun das Kleidungsstück nach ihrer Art genügend eingeseift, dann wird es am Stein hin- und hergeschlagen, denn das Reiben ist dem Eingeborenen zu mühsam. Dann wirft er die ganze Geschichte ins Wasser, wälzt es einige Male herum, und fertig ist die Geschichte! Ob es rein ist oder nicht, darauf kommt es nicht viel an, die Hauptsache ist, daß die Sache wieder einmal erledigt ist. — Nun das Trocknen!

Die gewaschenen Sachen werden auf Sträucher oder auf Felsen zum Trocknen ausgebreitet, was in heißer Sonnenglut bald geschehen ist. Wenn es bei ungünstiger Witterung aber nicht schnell genug geht, oder wenn kein Ersatz zum Wechseln da ist, dann trocknet der Eingeborene seine Kleider einfach auf seiner Haut — am eigenen Körper; er zieht sie gleich nach dem Waschen wieder an. In der heißen Zeit ist so etwas angenehm, nicht so in der kälteren Jahreszeit; da zittern die Kleinen auf dem Boden oder auf dem Schoß der Mutter. Und wenn man die Mutter zur Rede stellt, wie sie so etwas tun könne, dann wird das Kleine wenn möglich in eine Decke gehüllt und auf den Rücken der Mutter gebunden. Ist aber auch keine Decke vorhanden, dann erbarmt sich wohl Frau Sonne und sendet ihre warmen Strahlen, um der Not abzuhelpfen.

Wenn die Kleinen gewaschen werden, so ist auch kein Handtuch bereit zum Abtrocknen; wie es scheint, haben diese Leute dafür gar kein Bedürfnis; die liebe Frau Sonne ersetzt eben alles.

✻

Der „Schneemann“ von Monte Cassino

Von Fr. M. Bronislawka

Sa, gibt's denn in Rhodesia so viel Schnee, daß man in Monte Cassino einen Schneemann machen kann?“ so wird vielleicht mancher Leser, manche Leserin, denken, als sie obige Überschrift gesehen. Ich selbst bin schon 20 Jahre in Monte Cassino und habe hier noch keinen Schnee gesehen, und doch gibt es einen „Schneemann“ hier. Das hat jedoch seine eigene Bewandnis.

Kürzlich hatten wir Einquartierung. Die Regierung schickte uns einen Krüppel zu, einen Mann ohne Beine; diese waren ihm bis an die Knie abgenommen. Man rechnete schon damit, ihm eine eigene Hütte zu bauen, ihm Krücken machen zu lassen, wer von den Knaben ihn bedienen sollte usw.

Nun wurde der „Jonny“, so hieß er in der Anweisung von der Regierung, in Macheke, unserer Bahnstation, angemeldet. Der Bruder fuhr mit unserm kleinen Lastauto hinaus, um ihn zu holen. Er kam heim und setzte Jonny vor der Türe des hochw. Herrn Paters Superior ab. So fanden wir ihn dort. Seine Stumpen waren mit argen Lumpen umwickelt. Zuerst galt es nun, seinen Hunger zu stillen.

„Ndine nzara“ (ich habe Hunger), das war wohl das Erste, was er uns sagte. Nun, dem war bald abgeholfen, und dann lud der Bruder ihn wieder ins Auto und fuhr ihn vor die Bubenküche. Als die Knaben und Mädchen am nächsten Morgen zur Kirche gingen, traute ich meinen Augen kaum. Jonny kam auch daher auf seinen Stumpen, und zwar ganz kuragiert, und wir hatten gemeint, er könne sich nicht von der Stelle bewegen.

Als dann die andern zur Arbeit gingen, kam Jonny auch daher, aufrecht auf seinen Stumpen und wünschte „mabasa“ (Arbeit). Wir waren ganz erstaunt, denn für gewöhnlich liebt der Eingeborene die Arbeit nicht.

Seine Erscheinung, mit der er nun täglich zum Vorschein kam, gab Veranlassung ihm den Namen „Schneemann“ zu geben. Er macht wirklich den Eindruck wie ein europäischer Schneemann. Ein Mann ohne Beine, dazu recht kräftig gebaut, wie die Schneemänner meistens geformt sind, mit einem breiten Filzhut mit einem roten Band und einer langen krummen Feder, einem gewaltigen Stecken zum Marschieren, den er weit von sich hält, gerade wie der Schneemann daheim. Nur eines fehlt ihm noch: Wenn wir daheim einen Schneemann machten, dann bekam er zuguterletzt noch eine Pfeife; diese habe ich bei unserm Schneemann noch nicht gesehen. Aber sonst macht er ganz den Eindruck wie ein deutscher Schneemann. Darum nennen wir Schwestern ihn auch wohl nie „Jonny“, sondern da heißt es nur: „Schaut, da geht unser Schneemann.“

Man wollte ihm etwas vom Schusterhandwerk beibringen, denn man meinte, das könne er schon, wenn er auch keine Beine habe. Aber ich weiß nicht wie; nach einigen Tagen hörte ich, daß er auf dem Kornspeicher am Dreschen sei. Er sitzt dabei und schlägt mit einem Dreschflegel (einem gewaltigen Stecken) auf die Bohnen, daß der ganze Kornspeicher nur so dröhnt. Wie er die 10 Stufen zum Kornspeicher hinaufklettert, ist mir noch ein Rätsel.

Mutter Gaudiosa besuchte ihn gestern, als er in vollem Dreschen war, sie fragte ihn, ob er nicht traurig sei, weil er keine FüÙe mehr habe. „O nein“, sagte er, „Yave (der liebe Gott) hat's so gewollt.“

Ich hörte von ihm, daß er seine Beine als Fuhrmann beim Fahren verloren habe.

Das ist die Geschichte von dem neuen „Schneemann“ in Monte Cassino. Wir wollen hoffen, daß aus diesem Schneemann mal ein guter Christ werden wird, wozu er wirklich gute Anlagen hat. Er ist immer heiter und fidel und arbeitsfreudig, trotzdem er keine Beine hat. Ja, er schafft mehr und freudiger als mancher Mensch, der mit zwei gesunden Beinen herumläuft. Wir wollen sehen, was aus unserm Schneemann noch einmal wird. Möchte ihn niemand adoptieren, ihm etwas zukommen lassen, etwa einen Kaki (Anzug) oder eine Decke? Gewiß würde der liebe Heiland es herrlich belohnen, denn: „Was Ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt Ihr mir getan!“



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Meine lieben Kinder!

Heute, liebe Kinder, muß ich noch weiter erzählen von Nairobi. — Da gibt es sogar eine fromme Henne. Wie geht das zu? Kann denn eine Henne auch fromm sein? — Eine schöne, weiÙe Henne hat es sich in den Kopf gesetzt, ihre Eier täglich auf denselben Platz zu legen, und zwar muß sie oft viele Umwege machen, um diesen Platz zu erreichen, muß ängstlich hin- und herflattern und den richtigen Moment abwarten, bis es ihr endlich gelingt, in die Missionskirche hinein zu trippeln und

ihr schönes, großes, frisches Ei mitten auf den gepolsterten Sitz des Beichtstuhles vom Pater Missionar zu legen. Einmal wäre freilich bald ein kleines Unglück geschehen, aber der Missionar sah das Ei noch zur rechten Zeit und übergab es, den dankbaren Blick auf die schöne Henne gerichtet, seinem schwarzen Boy, dem Koch, der es seitdem täglich aus dem Beichtstuhl holen ging.

Sonderbar; es scheint, daß es in Nairobi nicht nur besonders intelligente schwarze Kinder, Mädchen und Knaben, gibt, sondern daß auch die Haustiere viel von der Klugheit aufgefangen haben.

Unser großer, tüchtiger Wachthund von unserm Theresien-Klösterlein ist hier zum Schutz der jungen Schwestern unbedingt nötig. Er ist aber auch ein treuer, schöner Nero; das werdet Ihr mir nicht abstreiten, liebe Kinder, sobald ich Euch etwas von seiner Hundeweisheit erzähle. Also aufgepaßt Hans, Peter, Ludwig, Franz, Mariechen, Elschen und wie Ihr alle heißt. Horcht einmal und seht, was ein gescheiter Hund sogar alles aus sich selbst lernen kann.

Nero versteht Deutsch, Englisch und die Sprache der Neger. Er bewacht sehr strenge und sorgsam das ganze Haus und den umzäunten Garten. Bei Tage ist er festgebunden, denn Nero ist sehr scharf und kann besonders unordentlich gekleidete, schmutzige oder halbnackte Leute nicht leiden. Diese scheinen ihm sehr verdächtig, und er würde unbarmherzig auf sie losgehen, wenn er nicht an der Kette wäre. Es wagt sich deshalb auch niemand zum Tore herein oder gar in unser Schwesternklösterchen. Die Kapelle bewacht er treu. Sind die Schwestern und die Kinder in derselben, dann sitzt er draußen und macht so eine tief-ernste Miene, daß man manchmal lachen muß. Er ist überhaupt ein Meister im Mienenspiel. Bald schaut er so stolz und kühn darein, als sei er Meister im ganzen Kloster-Hofgarten; dann sieht er wieder so kindlich darein, besonders, wenn die kleineren Schulkinder sich furchtlos um ihn scharen. Den photographischen Apparat kennt Nero ganz ausgezeichnet. Kaum kommt Schwester Oberin damit ins Freie, um irgendein schönes Bild knipsen zu wollen, so springt Nero pflichteifrig herbei und setzt sich in Positur; — er weiß ja längst schon, wie das geht — verhält sich mäuschenstill und wartet, bis es losgeht. Wird er aber weggejagt, dann troddelt er höchst beschämt von dannen, setzt sich tiefgekränkt in seine Hütte und wartet ab, ob er nicht doch noch gerufen wird.

Kommt Besuch, dann meint er, daß er auch dabei sein muß, bleibt aber doch in respektvoller Entfernung und wartet still, bis man ihm das „Schön hier niedersetzen“ kommandiert.

Nun sagt mal selbst, liebe Kinder, ob dieser Nero nicht wirklich intelligent genannt werden darf.

Des Abends braucht Schwester Stefana nur zu sagen: „Nero, bring deinen Sack zum Schlafen in die Veranda vor den Schwestern=Schlaffaal“, dann läuft er und schüttelt denselben erst tüchtig aus, legt ihn auf den angewiesenen Platz und legt sich darauf hin. Des Morgens bringt er seinen Sack wieder in die Hundehütte. Des Nachts aber wacht er treulich und jagt schon durch den giftigen Ton seiner Stimme alles weg, was sich nahen will, nur wenn Hyänen kommen, dann hält er sich still, zittert und ist froh, daß er in der umgitterten Veranda nahe bei den Schwestern geborgen ist. — Das Heulen und Lachen der Hyänen hören wir fast jede Nacht. —

Des Morgens begrüßt Nero alle aufs freundlichste und streckt die Pfote entgegen. Am liebsten hat er unsere Schwester Hildeberta, hält sich bei ihr vor der Küche auf, und wenn er das Wort „Fleisch“ hört, dann ist er in glückseliger Erwartung. Aber stehlen oder naschen tut unser Nero nicht. Fleisch, Würste, Knochen können ruhig auf dem Tisch liegen; er bewacht alles in der Hoffnung, am Schluß doch so einen Knochen zu bekommen; und das verdient er auch, nicht wahr!

Zum Schluß muß ich noch etwas verraten, nämlich, daß der große, starke Nero sich trotzdem auch sehr zimperlich benehmen kann. Wenn er sich krank fühlt, dann kommt er ganz langsam daher, setzt sich nieder, zittert am ganzen Leibe, hebt die Pfote in die Höhe, als wollte er sich den Puls fühlen lassen, wie er das bei den Kindern schon gesehen hat, und zeigt die Zunge. Einmal hatte nämlich die Krankenschwester zur Zeit einer Epidemie, wo mehrere Kinder zu Bette lagen, sich von einem der kleinen Patienten die Zunge zeigen lassen, und da haben alle Kinder sich im Kreise um die Schwester gestellt und weit ihre rote Zunge herausgestreckt, bis es dem Nero zu dumm wurde. Er hielt das für unartig und zog sich beschämt zurück.

Nero trinkt auch die Medizin, mag sie noch so bitter sein, und er macht es nicht wie so manche Kinder. Sagt man zu ihm: „Ja, Nero, du bist krank“, dann zittert er noch mehr als nötig und bleibt ruhig liegen. Er hofft, glaube ich, dadurch besseres Futter zu bekommen, wenn er krank ist.

Das ist also die Geschichte von unserm Nero. Das nächste Mal erzähle ich Euch wieder etwas anderes.

Liebe Kinder! Heute will ich Euch etwas von Tanga erzählen. Tanga liegt an der Küste des Indischen Ozeans. Wenn wir vom Schiff ans Ufer steigen, leuchtet uns freundlich das neue Missionskirchlein zwischen den hohen Kokospalmen entgegen. Es ist ein einfaches, schlichtes aber schönes Gotteshaus, das wir betreten. Auf dem Hochaltar steht die Statue des heiligen Antonius von Padua, des Patrons dieses Kirchleins. Links und rechts vom Altar sind zwei neue Glasfenster, die erst am Feste des heiligen Antonius eingeweiht und von guten wohlthätigen Christen gespendet wurden. Das eine Fenster zeigt uns das Bild der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu und das andere den großen heiligen Franziskus Xaverius, wie er einen gelb-braunen Guanesen tauft.

Wenn wir nun zur Zeit einer heiligen Messe in die Kirche kommen, so würde Euch, liebe Kinder, etwas auffallen, nämlich die Haltung des schwarzen Meßdieners am Altare. Wäre die Haut nicht so kaffeebraun, dann möchte man fast glauben, ein Engel diene am Altare, so andächtig ist seine Haltung und so ehrfurchtsvoll sind die Verneigungen. Das war nicht immer so, und wie das kam, das will ich Euch nun erzählen:

Karoli, der erste unter den Ministranten, träumte einmal des Nachts, er wäre gestorben. Sein Schutzengel brachte ihn zur Himmelspforte, wo er zuversichtlich anklopfte. Daraufhin erschien der heilige Petrus mit einem ernsten Gesicht und fragte den Knaben nach seinem Begehren. Karoli sagte: „Ich bitte schön um Einlaß in den Himmel.“

„Nur gemacht, Lieber“, sagte der heilige Petrus. „So schnell geht das nicht. Wo kommst Du her?“

„Ich heiße Karoli und komme von Tanga; ich bin Meßdiener dort an der Antoniuskirche.“

„Nun, dann wollen wir einmal nachsehen“, sagte der heilige Petrus, schob die Brille auf die Stirne, musterte sich diesen Himmelsstürmer noch einmal, schlug dann ein großes Buch auf, das auf dem Pulte lag. Da stand mit großen schwarzen Buchstaben folgende Anklage geschrieben:

„Neunzehnmal am Altare umgeschaut, dabei jedesmal allen Leuten, besonders den Christen und Katechumenen Argernis gegeben;

Dreizehnmal in der Sakristei gezankt und andere Jungens gepufft, weil er das Weihrauchfaß und nicht das Weihrauchschiffchen tragen wollte;

Achtmal gezankt, weil er erster Meßdiener sein wollte;

Viermal gezankt, weil er die besseren Kleider tragen wollte.“

O, wie schämte sich da der arme Junge. Ein Glück, daß es die schwarze Haut nicht erkennen ließ, wie ihm die Röte ins

Gesicht kam. Das Herz klopfte ihm hörbar. Da auf einmal machte er seine Augen auf. War es Wirklichkeit? Er befand sich in seiner Hütte. O, Gott sei Dank, es war nur ein Traum. Wie dankte aber Karoli dem lieben Gott, daß er noch lebte und seine Fehler noch bessern konnte. Daß er seine Vorsätze ausführt, das hat die Zukunft bewiesen.

Wie lebhaft seine Phantasie sich damit beschäftigte, erhellt eine andere Begebenheit. Zur besseren Beleuchtung des Folgenden muß ich noch erzählen, daß Karoli ein Nachtwandler ist.

Eines Morgens fand man in der Sakristei den Chormantel außerhalb des Schrankes zum größten Schrecken, denn man glaubte schon an einen Diebstahl; doch als man näher zusah, fand man noch anderes verändert. Das Harmonium war fertig aufgeschlagen und vorbereitet zum Spielen; eine Menge abgebrannter Streichhölzer vor dem Altar deutete an, daß man auch die Kerzen anzünden wollte; die Versehtasche befand sich außerhalb der Sakristei. Schließlich ist man dahinter gekommen, wer der Urheber all dieser Unordnung war, nämlich unser Karoli, der in seinem Traumwandel alle Vorbereitungen treffen wollte zur heiligen Messe, zum heiligen Segen und zu einem Versehgang.

2

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Rheinbrohl Mk. 21 — Apollonia. Heiderhof Mk. 21 — Anna-Maria. Ungenannt Mk. 30. Paderborn Mk. 21 — Heinrich. Alfen Mk. 21 — Maria. N. N. Mk. 21 — El. Kath.

Für die Mission: Fahr a. M. Mk. 3, Eschweiler Mk. 2,50, Massenbachhausen in einem besonderen Anliegen Mk. 2, Pachten Mk. 10.

Für Missionszwecke: Hamborn Mk. 7,50, Ungenannt Mk. 100.

Almosen: Dortmund Mk. 2,50, Paderborn Mk. 10.

Für die Missionschule zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Saarlouis II Frs. 50, N. N. Mk. 2, Saarlouis II vom Missionsverein gesammelt Frs. 100.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Es segne und schütze sie das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi, besonders in der jegigen schweren Zeit.

„Ich besiege den Zorn meines Vaters und verföhne durch mein Blut den Menschen mit seinem Gotte.“ Worte des lieben Heilandes an die heilige Mechtild.

REQUIESCANT IN PACE!



Totenglöcklein aus der Genossenschaft

Schwestern, welche in der Zeit vom 1. November 1930 bis 1. November 1931 das Irdische mit dem Himmlischen vertauscht haben:

1. **Schwester M. Emmerana** geb. Gertrud Boß wurde am 2. März 1871 in Lüdinghausen in Westfalen geboren. Am 23. April 1895 trat sie in unsere Genossenschaft ein, und am 23. Juni 1896 trat sie mit anderen Schwestern die Reise nach Süd-Afrika an. Ungefähr 34 Jahre lang stand sie der Küche vor, zuerst auf der Station Reichenau und dann in Revelaer. Mit großem Opfersinn war sie stets bemüht, allen gerecht zu werden. Obwohl schon jahrelang leidend, wollte sie doch nie von einer Erholung etwas wissen. Im Januar dieses Jahres wurde sie jedoch ernstlich krank, so daß eine Operation für unerläßlich schien. Während derselben erhielt sie die heilige Ölunge: der Priester betete die Sterbegebete, und trotz aller Bemühungen der Ärzte erwachte sie nicht wieder. Ihr heldenmütiger Opfersinn wird ihr im Jenseits eine herrliche Krone eingebracht haben.

2. **Schwester M. Rosa** geb. Helena Biesau aus Krefeld (Rhld.) wurde am 2. August 1865 geboren und kam im Jahre 1886 nach Mariannahill. Am 20. Januar 1889 legte sie dort die heiligen Gelübde ab. Sie versah auf verschiedenen Missionsstationen das Amt der Oberin und war bei ihren untergebenen Schwestern als eine fromme, eifrige und auf das Wohl ihrer Schwestern bedachte Mutter beliebt. In ihren letzten sechs Jahren weilte sie als treue und liebevoll besorgte Oberin unserer älteren und abgearbeiteten Schwestern im Herz-Jesu-Sanatorium in Natal. Sie war auch Mitglied des Provinzialrates von Mariannahill und setzte ihre ganze Kraft ein, nicht nur für das ihr anvertraute Sanatorium, sondern für das Wohl der ganzen Genossenschaft, ganz besonders in Süd-Afrika. Ein sehr schmerzliches Leiden, das sie mit musterhafter Geduld ertragen hat, führte sie am 10. Februar 1931 in die ewige Heimat. Möge sie dort oben den wohlverdienten Lohn empfangen für ihr arbeits- und opferreiches Missionsleben.

3. **Schwester M. Alberta** geb. Ida Emunds wurde am 7. Februar 1881 zu Schleiden (Rhld.) geboren und trat bereits im 16. Lebensjahre, in der Blüte ihrer Jugend, in unsere Genossenschaft ein. Am Feste Mariä Opferung 1901 weihte auch sie sich dem Herrn als Opfer durch die heiligen Gelübde. Wir haben bereits in der Mai-Nummer 1931 von dieser lieben Verstorbeneren in unsern Karitasblüten gesprochen. In der holländischen Filiale, am Gnadenorte in Tienray, bleibt Schwester Alberta, welche sechs Jahre dort das Amt der Oberin versehen hat, in liebevoller Erinnerung. Die liebe Mutter Gottes holte ihr eifriges Kind und die getreue Braut Jesu am 28. März zu sich in die ewige Heimat.

4. **Schwester M. Ligouri** geb. Katharina Thome, geboren zu Hülswweiler am 3. Februar 1857, trat als Lehrerin am 5. Januar 1892 in unsere Genossenschaft ein. Schwester Ligouri wirkte sehr segensreich auf den Stationen in der Schule, bis sie sich ihres leidenden Zustandes halber endlich auf unser Sanatorium Troppo zurückziehen mußte. Sie war eine verborgene, stille, ganz anspruchslose Ordensschwester, die aufs innigste mit ihrem Heiland verbunden war. Das zeigte sich so recht bei ihrem Tode, der am Karfreitag 3 Uhr nachmittags erfolgte, in jener Stunde, wo auch der Heiland am Kreuze das „Consumatum est“ ausgerufen hat. Schwester Ligouri hatte während ihres Lebens unzählige Male ihren Tod mit dem Opfer Jesu am Kreuze vereinigt, und der Erlöser holte sie als Opfer ihrer selbst an seinem eigenen Sterbetage. Seliger Friede und wunderbare Ruhe lag auf den Zügen der so bescheidenen Ordensschwester, und kein Leichengeruch machte sich bemerkbar trotz der afrikanischen Hitze.

5. **Schwester M. Acuta** geb. Ida Mayer wurde zu Reichenbach in Württemberg am 13. November 1884 geboren und trat am 10. Oktober 1911 in unsere Genossenschaft ein. Noch vor Kriegsausbruch, am 29. Juni 1914, reiste Schwester Acuta mit einigen anderen Schwestern nach Natal in Süd-Afrika. Sie wirkte auf verschiedenen Stationen als treue unermüdlige Küchenschwester, bis ein schweres Rückenmarkleiden sie vollständig lähmte. Mit großer Ergebung und Geduld ertrug Schwester Acuta dieses martervolle Leiden und verschied, als von der Kirche das letzte Glockenzeichen von der heiligen Wandlung ertönte, am 12. Mai 1931.

6. **Schwester M. Anastasia** geb. Reichthalhammer, geboren am 22. Januar 1856 in Engelsberg (Bayern), war in der Mariannhiller Mission mit großem Eifer tätig. In den letzten 17 Jahren besorgte sie den Friedhof auf der Missionsstation „Lourdes“. So lange sie konnte, suchte sie Liebesdienste zu erweisen. Am 26. Mai mußte sie in das Sanatorium gebracht werden, und schon am folgenden Tage gegen 10 Uhr morgens

verschied sie ganz unerwartet schnell infolge eines Herzschlages am 27. Mai 1931.

7. Schwester M. Maura geb. Klara Schmidt, geboren am 25. Mai 1898 in Schlesien, trat am 2. Juni 1921 in unsere Genossenschaft ein und legte am Fest Mariä Himmelfahrt 1923 ihre ersten heiligen Gelübde ab; sie war eine ungewöhnlich reich begabte, edle Seele. Nachdem sie die ersten Ordensjahre im Mutterhause sich besonders der Stickerei widmete, wurde sie dem Studium zugeteilt, bei welchem sie bei ihrem übersprudelnden Talent und ihrer besonderen Begabung für den Lehrberuf keinerlei Schwierigkeiten hatte. Ihre Vorgesetzten schickten sie in das Seminar der ehrwürdigen Ursulinen in Saarbrücken, um sich für das Examen als Gewerbelehrerin vorzubereiten. Sie bestand das erste Examen im Monat März glänzend und mit Auszeichnung, und sie hatte sich in der kurzen Zeit die Achtung der Lehrer und Schülerinnen erworben. Schwester Maura berechnete zu den schönsten Hoffnungen; der liebe Gott jedoch hatte andere Pläne und holte die zarte Blume zu sich in den himmlischen Garten. Vom Seminar aus wurde sie nach Ruppichteroth zur Erholung geschickt. Da jedoch die Hoffnung auf eine Wiedergenesung nicht aufkommen wollte, nahm das Mutterhaus die liebe Kranke unter seine schützenden Fittiche, wo die junge Schwester ihre schöne Seele mit einem freudig überraschten, verklärten Blick zum Himmel aushauchte.

3

Gute Bücher

Altes und Neues vom Christkind betitelt sich das neue Büchlein von S. Lorzing, ev. Pastor emer. in Göttingen. Preis 1,80 Mk. kart., 2,50 Mk. gebd. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Es will das Lob des Jesuskindes verkünden und in kindlicher Art plaudern. Möge es viele Freunde werben und vielen Seelen dazu helfen, an der Krippe des holden Kindes Weihnacht zu feiern, selbst ein Kind zu werden, einfältig, hingebend, aufrichtig, voll tiefen Gemütes, gläubig, lebenswürdig, still und froh.

*

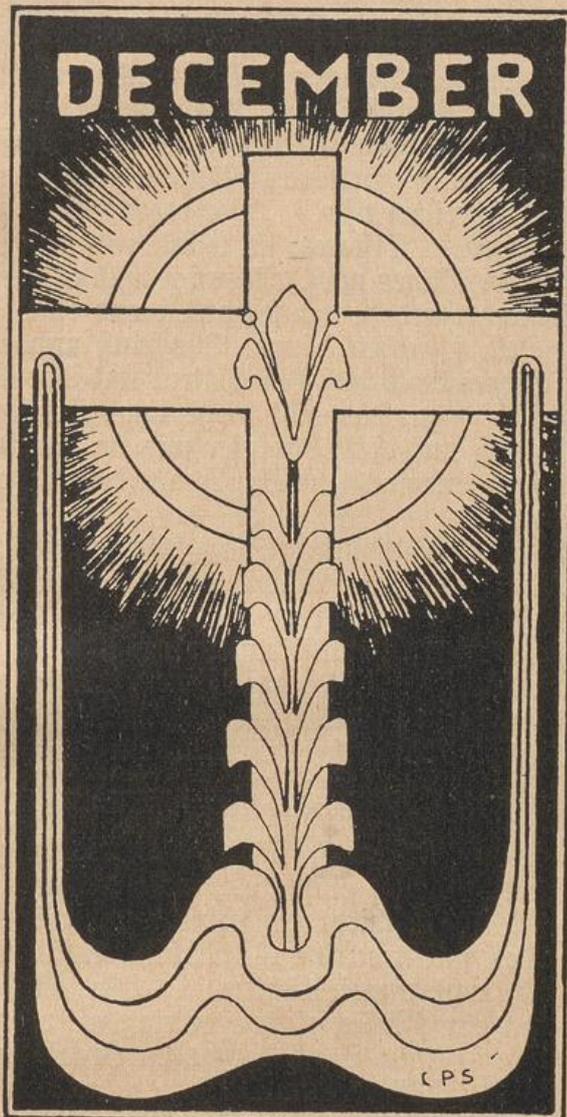
Christkind kommt. Weihnachtsgedichte, gesammelt von Helene Pages. 2. Auflage. 60 Seiten. Kart. 1,60 Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Helene Pages bietet uns im vorliegenden Bändchen eine reiche Sammlung wertvoller Weihnachtsgedichte aus alter und neuer Zeit. Das Bändchen bietet für kleine und große Kinder etwas: Innig fromme Krippenlieder und Gebetchen und ernste inhaltsreiche Verse. Für die stille Feier daheim oder für eine Schulfeier enthält das Büchlein brauchbares wertvolles Material.

Caritasblüten

Nr. 12

1931



Aus einer Lilie rein,
Unendlich zart und fein,
Sproß des Vaters einz'ger Sohn.
Sein heilig kostbar Blut
Macht unsere Fehler gut,
Und führet uns zum Gnadentron.

Von Ost-Afrika nach Europa

Unsere ostafrikanische Provinzialoberin, Mutter Ubalda, welche wegen des bevorstehenden Generalkapitels der Genossenschaft nach Europa reisen mußte und am 24. Oktober im Mutterhaus landete, erzählt ihre interessante Reise.

Auf Deck des Dampfers Adolf Wörmann.

Nun soll es wirklich zur Wahrheit werden, nach fünf- undzwanzigjährigem Aufenthalt in Afrika die Heimreise nach Europa! — Beim Abschied klang es von allen Seiten: „Bitte bald schreiben, und recht viel schreiben usw.“ „Versprechen und halten ziemt Jungen und Alten!“ Ersteres ist leicht getan, letzteres hinkt dann etwas schwerfällig nach. Aber ich will es versuchen. Ein dicker Schreibblock wurde mir mitgegeben und eine „Füllfeder“, damit ich an Deck schreiben könne. Das muß nun erst probiert werden; den Schreibblock auf den Knien, und das leise Schaukeln des Schiffes dazu, das gibt wohl keine Zierschrift; dafür ist es nicht so heiß auf dem Dampfer wie im Innern Afrikas, und schließlich ist niemand belästigt mit der Schrift als die arme Redakteurin.

Reiseberichte über die Hinfahrt nach Afrika wurden schon oft geschrieben und interessieren nicht mehr so sehr. Meine Reisebeschreibung zeigt den umgekehrten Weg von Afrika zurück nach Europa. Unsere jungen Missionarinnen, welche zum ersten Male die vaterländische Küste verlassen, schreiben mit jugendlicher Begeisterung von schwellenden Segeln, von hohen Idealen, beeinflusst von all den starken Eindrücken einer neuen Welt. Das ist das Recht der Jugend, und traurig, wenn es anders wäre, denn dann zöge ein Schifflein aus ohne Segel, das bald den Mut aufgeben würde, mit Sturm und Wellen zu kämpfen. So zog ich selber ja auch einst aus, und wenn es nun wieder heimwärts geht, so geschieht es keineswegs mit enttäuschten Hoffnungen oder mit traurigem Rückblick auf verschwundene Ideale, die sich nicht verwirklichten. O nein! Wohl muß das Lebensschifflein einer Missionschwester ringen lernen mit Sturm und Wellen. Die lustigen Segel der hohen Ideale erhalten bald kräftige Stöße und Risse; dann heißt es „rudern lernen mit Gott und für Gott, dem ewigen Ziele zu!“ Die Missionschwester lebt und arbeitet ja nicht für sich allein, sie will andere unerlöste Seelen im Heidenland für den Himmel gewinnen. Und das macht glücklich, wenn auch die Bahn nicht immer spiegelglatt war. Mit noch größerer Freude werde ich wieder zurückkehren zu dem Land und Volk, das mir zur zweiten Heimat wurde. Doch nun zur Reise!

In Kilema fing sie an, Sonntag, den 27. September. Vierzehn Tage vorher wurde schon gepackt, Briefe geschrieben, die

ich überbringen sollte an Eltern, Freunde usw. Die Kinder der Station wußten vorher nicht, daß diesmal die Reise bis „Ulaya“ (Europa) gehen sollte. Sie waren es gewöhnt, daß ich öfters ging und immer wieder kam; zuletzt wurden sie ein wenig stutzig; doch auf das Versprechen hin, ich käme bald wieder, gaben sie sich zufrieden. Zudem wurde ihre Aufmerksamkeit abgelenkt, da auch der hochw. Herr Bischof und der Pater Missionar Abschied nahmen, um nach Europa zu fahren. Die Gesundheit des hochw. Herrn Bischofs war sehr angegriffen, und so muß er für einige Zeit Ruhe und Erholung in der Schweiz suchen.

Da es gerade Sonntag war, hatte er sich morgens in der Kirche von seinen schwarzen Schäflein verabschiedet, und, so Gott will, auf Wiedersehen! Da bei der Abfahrt des hochw. Herrn Bischofs die Glocken geläutet wurden, so zog ich es vor, schon eine kleine Strecke zu Fuß voranzugehen bis zu unsern Schwestern im Seminar. Schwester Oberin von Kilema und die vier jüngeren Schwestern gaben mir bis dahin das Geleite.

Im Seminar war nochmals herzlicher Abschied bei einem Täßchen Kaffee, der vor der Türe gewachsen ist, und mit vielen, vielen Grüßen ans liebe Mutterhaus und an alle Lieben, die mir etwa begegnen würden im Heimatland, ging es zum Auto und mit ihm zur Bahnstation Moshi, wo wir abends gegen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr ankamen, früh genug, um Billette und Gepäck bis zur Hafenstation Tanga in Ordnung zu bringen. Gegen 6 $\frac{1}{2}$ Uhr fuhr der Zug ab; es dunkelte schon und bald stieg der Mond als rote Kugel aus den Wolken hervor, was hier in so weiter Steppe immer ein herrlicher Anblick ist. Der mit Schnee bedeckte Kibo war nicht zu sehen, nur die gewaltigen Umrisse des Kilimandjaro-Gebirges, wo ich so lange glücklich und zufrieden bei seinen schwarzen Bewohnern lebte. Auf Wiedersehen nach kurzer Wanderschaft!

Bald zeigte sich im nächtlichen Dunkel und bei Vollmond-Beleuchtung ein anderes Gebirge, an dessen Fuß eine Bahnstation ist, wo uns ein hochwürdiger Pater erwartete, um noch einmal Abschied zu nehmen von seinem Oberhirten und Mitbruder, der zur Heimat fuhr ins Elsäzer Ländchen. Der hochw. Pater war wirklich an der Bahn mit einer Schar seiner Christen, versehen mit Bergstöcken und Sturmlaternen. Auch zwei unserer Schwestern wirken auf einer Missionsstation in diesem Pare-Gebirge, nur durften sie nicht kommen, denn der Ab- und Aufstieg bei Nacht in diesen Bergen wäre zu gefährlich gewesen.

Dann legte ich mich für ein paar Stunden zur Ruhe, bis gegen zwei Uhr morgens die Station Mombo erreicht war, wo ich Schwester Siena erwartete; sie konnte einige Wochen vorher nicht nach Kilema kommen zu den jährlichen Exerzitien, weil

andere Pflichten sie zurückhielten, dafür wollte sie nun mit mir für ein paar Tage nach Tanga fahren.

Doch an der kleinen Bahnstation Mombo war es recht still, und es war kein Schwesternschleier zu sehen. Ich dachte mir, daß sie wohl heute am Sonntag schlechte Auto-Fahrgelegenheit bekommen habe und erst mit dem nächsten Zug reisen könne. So war es auch. Nochmals ein paar Stunden Ruhe, aber mit dem Schlafen gab es nicht viel. Die Eindrücke der bevorstehenden Reise wirkten zu stark aufs Gemüt.

Es war eine so schöne helle Tropennacht, und der Himmel mit Sternlein besät. „Der Himmelsvater ist daheim, es leuchten alle Fensterlein.“ Da oben der stille, ewige Frieden, hier unten ein Hasten, ein fortwährendes Kommen und Gehen. Die Mitreisenden sind nicht so laut wie sonst; auf allen lastet der Druck der schweren Zeit. Wieviele von ihnen zogen auch mit vollen Segeln ins fremde Land, sie wollten schaffen und ringen, um wieder zu einer sicheren Existenz zu kommen. Aber es ging ihnen wie denen in der deutschen Heimat, aller Handel stockte, und trotz allem Fleiße kehrte die Not ein.

Auch das schwarze Volk fühlt die Not; es gibt keine lohnenden Arbeiten mehr; wenn sie nur im Innern des Landes ihr Feld bebauen können und nicht zu hungern brauchen. Glücklicherweise sind ihre Lebensbedürfnisse sehr primitiv, und kann sich der Schwarze leichter in das Unüberwindbare hineinfügen wie der verwöhnte Europäer. In den Städten sieht es schlimmer aus. Viele Neger sind dahin gezogen, um Geld zu verdienen; man bedarf jedoch ihrer Arbeiten fast nicht mehr. Geld und Lust zur Heimreise in ihre Steppe sind nicht mehr vorhanden, und somit machen manche schlimme Subjekte die Straßen unsicher. Hunger und Not treibt sie zum Diebstahl.

Nun wieder zurück zu meiner Reise.

So ging die Nacht vorüber; ein Sternlein nach dem andern verblaßte, und im Morgengrauen sah man schon eine andere Vegetation als in der langen trostlosen Steppe. Hohe Palmen und Bambuswälder meldeten die Nähe der Küste an. Eine Dämmerung gibt es sozusagen in Ost-Afrika nicht; sobald der Tag graut, kommt auch die Sonne, und an der Küste fühlt man ihre Kraft so sehr, daß man bei der geringsten Regung schon bei Tagesanbruch in Schweiß gerät. Das Wort des Dichters: „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben!“ kommt hier für die Arbeit nicht zur Geltung, da schon in der frühen Morgenstunde beim Anziehen der Kleider der Schweiß an der Stirne perlt.

Auch im Eisenbahnzug war es schon ziemlich warm, als wir gegen 7 Uhr Tanga erreichten. Die dortigen Missionare erwarteten uns an der Bahn und brachten uns mit dem Auto zum Missionskirchlein, wo wir noch der heiligen Messe beiwohnen

und die heilige Kommunion empfangen konnten. Dann gab es eine ruhige Wartezeit, weil der Dampfer zwei Tage Verspätung hatte. Somit konnte Schwester Siena von Gare mit Muße mit mir alles besprechen und Briefe und Grüße für die Heimat mitgeben, auch von ihrer Mitschwester Philippine, die ich einige Wochen vorher noch gesehen hatte. Auch Schwester Hermengildis, die Oberin von Zanzibar, wollte noch kommen, wurde aber durch ein Mißverständnis verhindert. Dafür fand ich auf dem Dampfer ein Liebespaket in der Kabine, das mich sehr erfreute und womit ich auch andere erfreuen konnte.

Sonntag morgen lief der stolze Dampfer „Adolf Wörmann“ in den Hafen ein, und der Verspätung halber mußte man sich noch abends einschiffen, damit er zeitig abfahren konnte. Ich hatte ja gute und sichere Gesellschaft bei mir, und für alles wurde liebevoll gesorgt, so daß ich auf dem großen Dampfer für einige Wochen zu Hause war. Er war nicht so sehr besetzt, wie es oft in den Frühjahrsmonaten der Fall ist, da ja nicht leicht jemand vom warmen Süden in den kalten Winter reist, es sei denn, daß die Pflicht ihn dazu zwingt.

Am Sonntag, dem 4. Oktober, waren wir schon ziemlich weit von Tanga entfernt, immer aber sah ich noch die afrikanische Küste.

Die Schiffsgesellschaft hatte einen kompletten Tragaltar gestellt, und so konnten die Priester die heilige Messe lesen. Der kleine Schreibsalon wurde zum Kapellchen gemacht, und wir hatten nicht selten drei heilige Messen; dazu kam in Mombassa noch ein Mill-Hiller Vater, der in die Heimat reisen mußte, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Er hatte eine schwere Operation hinter sich und hoffte, in seiner Heimat wieder hergestellt zu werden und in sein geliebtes Arbeitsfeld wieder zurückkehren zu können.

Gegen 12 Uhr mittags lief unser Schiff in Mombassa ein, wo der Dampfer wieder größere Ladungen aufnahm. Von Jahr zu Jahr nimmt hier der Hafenverkehr zu und trotz der schlechten Weltlage herrscht hier großer Verkehr. — Die großen Lager Räume unseres Dampfers verschlingen ganze Waggon Sissal, Kaffee und andere Sachen. Außerdem war noch eine große Ladung Kupfer an Bord, was uns gute Hoffnung für eine ruhige Fahrt gab.

Es war schwül und warm, besonders weil die glühend heißen Blechdächer der Hafengebäude allen Luftzug verhinderten. Wie froh waren wir, als der Dampfer den Hafen verließ, und es hinaus ging in die hohe See. Fünf Tage sahen wir nur Himmel und Wasser mit Ausnahme einiger Stunden, wo wir um das Kap herum fuhren. Anfangs schwankte der Dampfer ziemlich, d. h. für solche, die nicht seefest sind, und dazu gehörte leider auch ich. Nach dem dritten Tage aber war alles wieder im Gleichgewicht, Dampfer und Magen, welche bekanntlich so

gerne gegen das Schaukeln protestieren; dann fühlte man bald die Vorboten des Roten Meeres und der Sahara-Wüste durch die warme Luft.

Am Samstag, dem 10. Oktober, lief das Schiff spät abends in Aden ein, das bekanntlich nur aus öden Steinfelsen besteht. Hier soll es nur alle fünf Jahre regnen. Aus diesem Grunde gruben die Araber schon seit langer Zeit große Zisternen, die das Regenwasser auffangen, und welches an den Straßen verkauft wird. Hier war das Wasser buchstäblich Geld wert. Man gewahrt auch hier den Fortschritt der Zivilisation und der Kultur. Die Wasserbehälter sind verbessert, unzählige elektrische Lampen beleuchten nachts die kahlen Felsen, um den vielen Dampfern das Geleit zu geben ins Rote Meer hinein. Auch die Neger sind hier viel mehr zivilisiert wie vor 25 Jahren, wo sie fast noch unbekleidet daherliefen. Jetzt umlagern ihre kleinen Boote die großen Dampfer, und ich hörte sie ihre Waren anpreisen in gebrochenem Englisch und Deutsch, bis spät in der Nacht Ruhe geboten wurde. Da mußte ich der früheren Sklavenjäger gedenken, die von hier aus alljährlich mit einer ganzen Flotte Segelschiffen an die ostafrikanische Küste fuhren, um Sklaven zu erhandeln und sie auf die großen Sklavenmärkte zu führen in Port-Said und Kairo. (Schluß folgt.)

Des Schneiderbruders Himmelschlüssel

Johann de Soto, so hieß ein hochvortrefflicher Schneiderbruder in einem Kollegium der Jesuiten, — hatte sein Leben lang im Kloster das Amt eines Schneiders untadelhaft vertreten. Als nun sein Sterbestündlein gekommen, und er sich durch Gebet und heilige Wegzehrung zur Himmelsreise vorbereitet, begehrte er schließlich von den Umstehenden, ihm den letzten Dienst nicht zu verweigern und von dem Nadelkissen an der Wand seine Nähnadel zu reichen. Nicht ohne Vermunderung willfahren die Väter seinem Begehren. Als aber der Bruder die Nadel in die Hand bekommen, hebt er selbige empor und ruft freudigen Angesichts: „Seht da, mein Himmelschlüssel!“

Nach diesen Worten schloß er die Augen und gab seinen Geist auf. —

Welch eine kostbare Lehre liegt in diesen Worten. Denn wodurch hatte der fromme Bruder seine Nadel zum Himmelschlüssel gemacht? Wir sehen es leicht; dadurch, daß er sie im Namen Gottes geführt, daß er seine Arbeit als das von Gott für ihn bestimmte Werk betrachtete und sie darum willig und treu, also mit guter Meinung und mit Geduld vollführte und über seine Arbeit Gott und Gebet nicht vergaß. So soll dem Schreiner sein Hobel, dem Schmied sein Hammer, dem Weber seine Spule usw. ein Himmelschlüssel werden.



F. ITTENBACH P.

BK

Maria Empfängnis

O Jungfrau voll der Gnaden,
Empfangen ohne Schuld,
Frei von der Sünde Schaden
Durch deines Sohnes Huld;

Ein Kindlein deinesgleichen
Nie hat's die Erd' gesehn,
Seit Adam mußte weichen
Von Edens lichten Höh'n.

Ach, könnt gebührend loben
Ich diese Erde dein!
Wie bist du hoch erhoben
In der Empfängnis rein!

Wollst mir es nicht verwehren,
Dich, die du ohne Sünd'
Empfangen, zu verehren,
O Jungfrau hehr und lind.

Es hat auch meine Pfade
Beglückt der Herr voll Huld,
Da durch der Taufe Gnade
Er mich befreit von Schuld.

Doch ich - ach, schmüd' verloren
Hab ich des Heiles Pfand,
In welchem, neu geboren,
Ich hochbeglückt mich fand.

O Jungfrau, in der Höhe
Dort nun voll Gad' und Huld,
Mich drückt der Sünde Wehe,
Mich quält der Sünde Schuld.

O flehe um Erbarmen
Für mich bei deinem Sohn,
Sag' ihm, daß er mich Armen
Nach seiner Huld verschon'.

Und dann erbitt' ein Leben
Ganz rein, nach deinem Bild,
Ein gottgeweihtes Streben,
O Jungfrau, rein und mild.

Verschiedenes aus den Missionen

Unser erster Sonntag der Neugründung in Cofimbaba

Von Schwester M. Amata

Am 15. August, am Feste Mariä Himmelfahrt, waren wir hier in unserm neuen Klösterchen gelandet. Mit frohem Herzen erwachten wir am folgenden Tag; es war ein Sonntag, und wir eilten in das armselige Kapellchen, um dem lieben Heiland für die gute Reise nach Cofimbaba zu danken und um Gottes Schutz und Segen zu bitten für unser Wirken hier im Tembuland.

Aller Anfang ist schwer; aber ganz besonders hier in Cofimbaba, wo sich sozusagen nichts vorfand. Ein Zimmer unseres kleinen Hauses ist die Kapelle. Armer als der liebe Heiland sind wir nicht. Der Altar besteht aus einer Kiste; vier Kerzenleuchter und ein Kruzifix sind unser ganzer Schmuck. So schätzen wir uns glücklich, mit dem lieben Heiland die große Armut gemeinsam zu haben.

Es ist der erste Sonntag für uns Schwestern hier. Das Glöckchen ruft zur heiligen Messe. Einige wenige Männer, Frauen und Kinder sind hier anwesend, und das Kapellchen ist schon gefüllt. Wir drei Schwestern sind die einzigen, welche die heilige Kommunion empfangen. Nach der heiligen Messe war die Begrüßung. Die Leute waren sehr froh, daß wir endlich angekommen waren. Die erste Frage war: „Wo ist die Klavierlehrerin?“

Hier ist es Sitte, daß die Leute uns erst besuchen, ehe wir sie besuchen dürfen. Gegen Mittag schickte uns eine Frau ein kleines Brot, ein Päckchen Tee; eine andere Frau ein Stückchen Fleisch und einige Eier. Das war schon ein großes Almosen, und wir fühlten, daß der heilige Joseph, unser Hausvater, für uns sorgen wird. Möchte er bald der armen Mission ein Kirchlein verschaffen.

Nun muß ich auch vom zweiten Sonntag schreiben, der ganz verschieden von dem ersten ist.

Unsere Mutter Provinzialin brachte uns einige Bilder, Kleinigkeiten für die Kapelle. Wir freuten uns wie die Kinder darüber.

Gerne hätten wir am ersten Sonntag eine Segensandacht gehabt, doch es fehlte an allem. So ganz unerwartet erhielten wir nun ein kleines Rauchfaß mit Zubehör. Schwester Demetria und Schwester Harlindis hielten Gesangprobe; und unsere heilige Messe am zweiten Sonntag war schon sehr gut besetzt. Freilich, der Gesangchor ließ zu wünschen übrig. Als der Priester „O Salutaris“ anstimmte, konnten nur die beiden Schwestern mitsingen, ebenso beim folgenden Lied; aber wir waren schon froh,

einen sakramentalen Segen zu haben und baten den lieben Heiland, er möchte wohlthätige Herzen erwecken, damit wir hier viel zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen wirken können.

Nach dieser kleinen Andacht kam ein Herr zu mir und sagte: „Das war der erste heilige Segen hier in Cofimvaba. Wir haben alles vergessen. Bitte sagen Sie uns, was wir zu tun und wie wir uns bei demselben zu verhalten haben. Geben Sie uns wenigstens einmal in der Woche Unterricht.“

Eine Frau kam und teilte mir mit, es sei ihr ganz heiß geworden beim heiligen Segen, da alle gleich dumm gewesen und nicht gewußt hätten, was zu tun sei.



Tropfsteinhöhle in Walezo, Zanzibar.

Wir freuten uns sehr, daß diese guten Leute so offenherzig redeten. Ein Protestant schenkte der Mission eine alte Orgel, die jetzt im Kapellchen aufgestellt ist. Nun fehlt noch die Schwester, die spielen kann. Auch bitten die Leute, einen Kindergarten zu eröffnen. Gewiß, wir wollen gerne alles anbieten; aber wir bedürfen noch sehr der Gebetshilfe. So Gott will, werden wir Anfang Oktober einen Kindergarten beginnen.

Ein kleines protestantisches Mädchen weigerte sich, die Stadtschule zu besuchen und wollte um jeden Preis zu den Schwestern in die Schule gehen. Vorige Woche brachte es uns Blumen für die Kapelle.

„O Schwester,“ sagte das Kind, „ich habe Euch kommen sehen; bitte, wann darf ich zur Schule kommen?“

Möge der liebe Gott dieses Kind an sich ziehen und zum wahren Glauben gelangen lassen.

Wir haben auch schon mit einer Handarbeitschule für halbweiße Kinder begonnen; und gedenken, später auch für Erwachsene eine solche halten zu können. Auf diese Weise hoffen wir viel Gutes tun zu können.

Aus Kilema

Von Schwester M. Engelberta

Es ist gerade ein Jahr verflossen, seitdem ich den freundlichen Lesern der Caritasblüten von dem „Erwartungsfieber“, welches damals hier ausgebrochen war, etwas mitgeteilt habe, und wir erinnern uns noch lebhaft an die Freude, als unsere Würdige Mutter Paula in Begleitung der guten Schwester Ebba hier in Kilema ankam. Die beiden hohen Gäste haben damals an unsern Exerzitien teilgenommen. Mit großer Freude strömten auch jetzt wieder von allen Seiten die Schwestern herbei, und man sah es ihren strahlenden Augen und den lachenden Gesichtern an, daß sie sich hier in Kilema über den herrlichen Empfang freuten. Schon der Klimawechsel und die kleine Reise ist eine Abspannung für unsere lieben Missionarinnen. Und ich schreibe diese Zeilen, damit die Angehörigen unserer Mitschwestern zu ihrem Troste sehen, daß es im Missionsleben nicht nur Opfer und schwere Arbeit, Mühen und Entfagung gibt, sondern daß auch geistige und leibliche Erholung durch die liebevolle Fürsorge der Vorgesetzten geboten wird. Die Schwestern finden mütterliche und schwesternliche Aufnahme im klösterlichen Familienkreise.

„Selig, wer vom Weltgetriebe
Fern durch solchen Frieden geht,
Leuchtend ihm der Gottesliebe
Himmel im Gemüte steht.“

Schon mehrere Tage vor der Ankunft der Teilnehmerinnen an den Exerzitien hatten die Schwestern hier in Kilema vieles zu tun und zu richten. Schwester Mathilde, die Hausoberin, sorgte mit Schwester Willibalda für Schlafstellen. Die eingeborenen Mädchen verrichteten die groberen Arbeiten und säuberten die Wege und Stege überall. Mutter Ubalda bereitete im ersten Stock ein gemütliches Heim für die Schwestern aus Zanzibar und Morogoro.

Die erste, welche hier eintraf, war Schwester Hermenegildis, die Oberin vom St.-Josephs-Konvent in Zanzibar; sie kam von Gare, das wir wegen dem dortigen Berg auch „Himmelsleiter“ nennen, wohin sie ihre zwei jungen Schwestern Margareta und Odalindis zur Erholung gebracht hatte, welche als Lehrerin in der Schule von Zanzibar wirken.

Gare ist sehr gesund, und die beiden haben sich wirklich unter der Obhut von Schwester Siena erholt. Letztere konnte nicht

nach Kilema kommen, wohl aber Schwester Philippine, die damals das „Erwartungsfieber“ mit uns in Kilema mitgemacht hat.

Aus Tanga, vom blauen schönen Meeresstrande, kamen Schwester Amalia, Schwester Theonesta und Schwester Veridiana freudigen Herzens uns entgegen. Schwester Theonesta war früher schon in Kilema Lehrerin und ist jetzt in Tanga bei den Soanese-Kindern, ein vornehmerer Volksstamm mit hellen bronzefarbigem Gesichtern und langen seidenweichen Haaren. Schwester Amalia und Schwester Veridiana nehmen sich in Tanga der armen Neger an, besuchen, unterrichten und verpflegen dieselben in liebevoller Weise.

Aus Uru kamen Schwester Agnesia und Schwester Bonifacis, die mich, ihre alte Afrika-Tante, stürmisch begrüßten, da ich seinerzeit ein Jahr bei ihnen zubrachte. Schwester Richardis und Schwester Gerardine kamen von ihrer hochgelegenen kleinen Missionsstation, die fast oben in den Wolken liegt, freudigst herunter. Jetzt langten auch die Schwestern von Riboscho an, Schwester Gertrudis, die Oberin und Stellvertreterin unserer Provinzial-Oberin Mutter Ubalda, mit ihr kamen die Schwestern Evodia und Evergista mit fröhlichen Gesichtern, dann die jüngste Schwester Nicolina, eine neugebackene, sechs Wochen alte Afrikanerin, die aus dem Staunen gar nicht heraus kann.

Endlich kamen auch die drei Schwestern aus Kombo, das am Fuße des Kibo, nahe am Urwald liegt, wo noch ganze Herden Elefanten sich tummeln; dann erschien auch Schwester Felizitas, Novizenmeisterin der eingeborenen Schwestern, Schwester Caspara konnte nicht abkommen, da sie Schwester Felizitas vertreten mußte. Ebenso mußte Schwester Domitilla zurückbleiben, da unsere gute Schwester Lucina schwer erkrankt war. Schwester Oberin Osmunda und unsere junge Schwester Angelindis erschienen auch in unserm Kreise, und endlich kam noch Morogoro, Schwester Rita und die lustige Schwester Alfonsis mit ihren lachenden Augen und ihrer schelmischen Miene, beide echte, gemütliche Rheinländerinnen. Man sah es ihnen nicht an, daß sie mit Löwen, Leoparden und Affen nicht selten zu tun haben.

Unser kleines Schwesternhäuschen war voll, und alles harcte in freudiger, erwartungsvoller Stimmung der herrlichen Vorträge, welche der hochwürdige Herr Dr. Albrecht, Professor vom Seminar der Eingeborenen, gab. Als erfahrener Missionar und frommer Geistesmann verstand er es, uns wieder zu neuem Streben nach Vollkommenheit und zu flammender Gottes- und Nächstenliebe anzueifern. Es waren herrliche fünf Tage, und in der Erkenntnis des eigenen Nichts konnte jede mit dem Dichter sagen:

„Ich, der ich bin, grüße traurig den, der ich sein könnte!“
Heiliges Gottvertrauen erfüllte jedoch bald das zagende Herz.

Mich rief aus dunklem Geklüfte
Der Liebe mächtiger Zug —
Die Hoffnung gab mir die Schwingen,
Der Glaube lenkte den Flug.
O Gott, wer sie könnt fesseln
So freudiger Hoffnung Frist,
Wo klar vom Licht der Gnade
Das Herz seine Nacht vergißt.“

Mit heiliger Begeisterung haben alle diese Exerzitien geschlossen, und unwillkürlich rief ich mit dem Gralsritter in Wagners „Parsival“:

„O heilige Wonne,
Wie hell grüßt uns heute der Herr!“

Mit warmer Freude, mit stillem Frieden im Herzen feierten wir nach den Exerzitien ein gemütliches Familiensfest. Schwester Theadildis, unsere Speisemeisterin, sorgte für ihre Gäste in gewohnter liebevoller Weise. Unser jüngstes Schwesterchen Willibalda hatte ein Sprüchlein unter das Kreuzifix an die Wand gehängt, welches lautete: „Grüß Gott, tritt ein, bring Heiligkeit herein!“

Unter Tags hatten es die Schwestern noch eilig, ihre Besuche in der Zahnklinik bei Schwester Ludwina zu machen; sie ließ es nicht fehlen, ihre Gäste in schwesterlicher Liebe tüchtig zu zwicken, zu feilen, zu plombieren und kurieren und sogar Untaugliche mit der Zange auszureißen. Das gehörte ja zu den Exerzitien; sie wollte gleich die Probe machen vom Leidensmut.

Dann wurde zur Abreise gerüstet. Mutter Ubalda hatte den freudigen Trost, zu sehen, wie jede opferfreudig und gerne wieder an ihren Bestimmungsort zurückkehrte.

Wie schnell geht alles vorüber. Nur der heilige Glaube zeigt mit helleuchtender Fackel über alles Kommen und Gehen und über alles Dunkel und Weh hinweg, in jene seligen Höhen, in welche unser Herr und Heiland uns im Himmel erwartet. Wahr und schön singt ein anderer katholischer Dichter:

„Was ist das Leben? Ein Traum, ein Schaum,
Ein Becher, genippt von der Lippe kaum,
Berraucht und verslogen schon morgen.

Ob den Sternen drum suche den Ankergrund,
Mit dem Ewigen schließe den ewigen Bund,
Und für ewig bist du geborgen.“

3



Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Aus Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
Davon Isaias sagt,
Maria ist's, die Keine,
Die uns das Blümlein bracht;
Aus Gottes ew'gem Rat
Hat sie das Kind geboren
Und blieb doch reine Magd.

Südafrikanische Gastfreundschaft

Von Schwester Maxima, Mariazell, Südafrika

Wir sind die Buren
Von Transvaals Fluren.
Wir leben und sterben
Fürs Vaterland.
Daß wir die Buren sind,
Das weiß ein jedes Kind.
Wir leben und sterben
Fürs Vaterland.

So pflegten meine älteren Geschwister zu singen, als ich noch ein kleines Mädchen war, und nach bekannter Kinderart machte ich es nach und sang aus voller Kehle: „Daß wir die Buren sind, das weiß ein jedes Kind.“ Und doch wußte ich damals nicht, wer die Buren sind, und unter Tranvaals Fluren stellte ich mir eben so eine von Bergen begrenzte Ebene im Württemberger Ländchen vor, wenn ich mir überhaupt etwas vorstellte. Inzwischen lernte ich sie alle kennen: Transvaals Fluren im Norden der Union und die biederen Buren als Nachkommen der einst hier eingewanderten Holländer.

Der Winter 1931 war ein ausnahmsweise strenger Herr. Zehn Tage lang war tiefer Schnee gelegen, begleitet von grim-miger Kälte. Als er in den Ebenen wieder so ziemlich verschwunden war, war es höchste Zeit, daß das Missionsauto zur 32 Meilen entfernten Bahnstation Matatiele fuhr, um Schwester Oberin und Schwester Emilia von ihrer Reise zum Provinzialkapitel abzuholen. Die ohnehin schlechten Wege waren ganz aufgeweicht; dazu war noch mehr Schnee oder Regen in Aussicht. Bruder Martin wollte das Wagestück unternehmen, und ich benutzte die Gelegenheit, mitzufahren, um im Städtchen von einem kranken Zahn befreit zu werden und noch einiges zu besorgen.

Bei unserer Abfahrt schaute die liebe Sonne wässerig durch die Wolken. Es war kein gutes Zeichen. Bald verschwand sie ganz und der Regen setzte ein. Was waren das für Wege! Lange Strecken waren ganz unter Wasser; es spritzte und rauschte, als das Auto sich mühsam den Weg durchpflügte. Unwillkürlich mußte ich an den Ozeandampfer denken, der mich vor acht Jahren nach Afrika führte. Dann kamen wieder weite Strecken mit tiefem Morast, in dem der Regen die Furchen wieder angefüllt hatte. Zuweilen wies der Feldweg so viele Wagenspuren auf, daß es über das Geschick des besten Autoführers hinausgehen mußte, in der Eile die beste von den schlechten wählen zu können.

Mit einer Stunde Verspätung kamen wir schließlich heil in Matatiele an. Der Zug war bereits eingelaufen, und nach herzlichster Begrüßung und der Erledigung der notwendigsten Geschäfte machten wir uns auf den Rückweg. Anfangs ging es gut; die liebe Sonne zeigte sich wieder, und die Wege fingen an abzutrocknen. Bald jedoch setzte strömender Regen ein. Die majestätischen Drakensberge, die mit ihren herrlichen, schneebedeckten Häuptern aus der heimatlichen Ferne gewinkt hatten, verschwanden den Blicken. Das Auto, das schon eine lange Dienstzeit hinter sich hatte, als es in den Dienst der Mission kam, ächzte und stöhnte unter der Anstrengung.

So mochte es ungefähr anderthalb Stunden gegangen sein, als das Gefährt plötzlich stillstand; wir saßen fest; die Hinterräder waren tief, tief im Morast und weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen. Durch meine Schuld war der Spaten im Städtchen zurückgeblieben, und das machte für mich die Lage doppelt peinlich. Ohne ein Wort des Mißmutes machte sich der gute Bruder sofort daran, um mit den Händen in dem eisigen Morast zu graben. Glücklicherweise erspähten wir in weiter Ferne eine Gruppe Straßenarbeiter, und ohne Zeit zu verlieren, lief ich durch den strömenden Regen, einen Spaten zu erbitten. Der Aufseher, ein junger freundlicher Bure, zeigte herzliche Teilnahme, und statt eines Spatens schickte er seine acht Arbeiter mit den nötigen Werkzeugen, um uns aus der Not zu helfen. Trotz vereinter Anstrengung von dem Motor und den Schwarzen, die vor Kälte zitterten, wollte es nicht gelingen, das Auto frei zu machen, bis schließlich der gute Bure noch seine Ochsen dazu schickte. Das Anerbieten einer Bezahlung lehnte er entschieden ab mit der Bemerkung, daß es ihn freute, daß seine guten Schwarzen ein Trinkgeld erhielten. So fauste das Auto weiter nach einstündigem Aufenthalt.

Nun brach die frühe Dämmerung herein, und wir waren noch ziemlich weit vom ersehnten Ziele. Vor einer besonders gefährlichen Stelle bergaufwärts boten wir uns an, zu Fuß zu gehen, um einem weiteren Unfall vorzubeugen. Es war schauerlich, das Gefährt von hinten zu beobachten, wie es von einer Seite zur anderen glitt. Wieder versagte es ganz, es stand im tiefen Schlamm; eines der Hinterräder hatte seine Kette verloren. Wo nun suchen im Halbdunkel, inmitten des strömenden Regens? Bruder Martin lief zurück, um in der Wagenspur nach der Kette zu fischen. Der Schlamm lief ihm über die Schuhe; es blitzte und donnerte. Eine traurige Lage in der Tat.

Raum war er außer Hörweite, als ich die vermißte Kette dicht beim Auto aus dem Schlamm zog; ich lief, um zu rufen, aber vergebens. Zum Auto zurückkehrend, gewahrte ich einen mir fremden Mann. Woher er gekommen war, das konnte ich mir nicht erklären; er schien mir ein rettender Engel vom

Himmel. Mit größter Teilnahme erkundigte sich der junge Bure, denn er war ein solcher, nach unserem Geschick, und nachdem Bruder Martin zurückgekehrt war, zeigte es sich bald, daß er vom Himmel geschickt war. „Geht jenen Weg entlang den Hügel hinauf. Da werden Sie in ungefähr 25 Minuten eine Ansiedlung erreichen, wo meine Mutter für Sie sorgen wird. Inzwischen werden wir hier nach dem Rechten sehen“, so sagte er. Dankbar nahmen wir Schwestern das freundliche Anerbieten an, froh, ein schützendes Obdach zu bekommen, denn wir waren starr vor Kälte und triefend vom Regen. Langsam tasteten wir durch die Dunkelheit, bis wir schließlich auf der Anhöhe zwischen Tannenbäumen einiger einfachen Gebäude ansichtig wurden. Ein schwarzes Dienstmädchen kam uns entgegen, um uns zum Wohnhaus der alten Großmutter zu führen. Von Reichtum war wenig zu sehen, aber Liebe, Freundlichkeit und Gemütlichkeit waren darin. Mit einem herzlichen Willkommen empfing uns die gute, behäbige Großmutter, Mevrouw van Stegen, und sie lud uns ein, es uns gemütlich zu machen. Dann wies sie uns ein nebenanliegendes Zimmer an und schickte uns heißen Tee. Innige Dankgebete stiegen aus unseren Herzen zum lieben Gott, der uns durch diese uns ganz fremden Leute aus großer Not geholfen hatte. Auf dem Blechdach aber trommelte der Regen sein eintöniges Lied weiter.

Bald hernach lud uns die gute Großmutter zum Abendessen ein. Es gab Rühreier, Speck, Butterbrot und Tee. Glücklicherweise war ich der Burensprache, das ein Dialekt vom Holländischen ist, mächtig, und so konnten wir uns ein wenig mit der gemütlichen Gastgeberin unterhalten. Groß war unsere Freude, als schließlich die beiden Söhne mit Bruder Martin eintraten, um zu berichten, daß der Schaden repariert sei und das Auto auf dem Hofe stände. Die guten Farmer hatten sich flach auf den morastigen Boden gelegt um zu helfen, die Kette um das Rad zu wickeln, trotz Dunkelheit, Nässe und Kälte.

Von unserem Vorhaben, noch in der Nacht weiterzufahren, um nach Hause zu kommen, wollten unsere lebenswürdigen Wirte durchaus nichts wissen. So beschlossen wir, dazubleiben bis zum nächsten Morgen. Wir wurden noch mit glühenden Kohlen und heißem Wasser versehen und dann legten wir uns zur Ruhe, um die erstarrten Glieder zu wärmen. „Gott wie gut bist du“, mußte ich immer wieder sagen. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als ich noch immer am Frösteln war. Da klopfte es an die Türe. Die gute Großmutter kam, sich entschuldigend, mit einer dicken Wolldecke herein. Sie breitete dieselbe über meine Lagerstätte und verließ mit einem herzlichen „Gute Nacht!“ wieder das Zimmer. So sorgt der liebe Gott für die Seinen.

Neugestärkt erwachten wir am folgenden Morgen und nach einem kräftigen Frühstück verabschiedeten wir uns von den guten Leuten. Als Schwester Oberin ihren Dank ausdrückte, meinte die gute Großmutter: „Das war rein nichts. Mein Grundsatz ist: Tue anderen ebenso wie du es von ihnen wünschest.“ Nach ungefähr 45 Minuten erreichten wir wohlbehalten unsere Missionsstation Mariazell, wo viele liebende Herzen für uns in Sorge waren.

Um das Loblied über die Buren vollständig zu machen, möchte ich noch beifügen, daß Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft ein besonderer Charakterzug dieser guten Leute ist. Unter unsäglichen Opfern und Gefahren zogen ihre Vorfahren in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts von der damals kleinen Kapkolonie nach dem wilden Norden. Vereint kämpften sie gegen Menschen und reizende Tiere, bis sie sich schließlich eine neue Heimat gründen konnten. Und dieses Zusammenhalten in Freud und Leid ist ihnen geblieben bis auf den heutigen Tag.

✻

Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

Da, auf einmal, mit 17 Jahren kam Fredy wieder heim, in die Villa „Fortuna“, d. h. „Glück, wo es inzwischen wieder schöner geworden war; doch er brachte Unglück, namenloses Unglück hinein, nur infolge seines Eigensinnes und seiner maßlosen Widerspenstigkeit.

Es war an einem Abende; wir saßen alle beisammen; da kam der Junge ohne vorherige Anmeldung, hoch und schlank gewachsen, schöner wie noch nie, in der eleganten Uniform, warf sich auf einen Stuhl und erklärte einfach, daß er sich mit seinen Vorgesetzten überworfen, daß er auch diesen Beruf aufgebe, daß er so und soviel Geld vom Vater sofort haben wolle und sich einschiffe; er werde entweder nach Amerika oder nach Afrika reisen.

Natürlich entfachten diese Worte einen Sturm väterlicher Seite, während die arme Mutter in Tränen ausbrach. Ich habe vergessen zu bemerken, daß ich selbst beim Eintritt meines Neffen mit meinem Jagdgewehr beschäftigt war, und es dann gedankenlos in der Verwunderung über all das, neben mir auf einem leeren Stuhl liegen ließ.

Immer heftiger wurden die Worte zwischen Vater und Sohn, und mit einem Male ergriff Fredy meine Flinte, suchte in der Erregung damit herum, der Drücker ging los, und sein Vater fiel getroffen vom Stuhle.

Jetzt stand der Sohn wie versteinert da. — Den Vater ge-

tötet —, nein, das hat er nicht gewollt. Edith fiel in Ohnmacht vor Schmerz und Schrecken. Ich, ich wußte nicht, sollte ich zuerst dem Zwillingenbruder, dem ich so unzertrennlich verbunden war, beistehen — oder dem Neffen, der jetzt wimmernd vor dem Vater auf den Kien lag. — —

Der alte treue Diener kam auf den Schuß herein; die Magd bemühte sich um die ohnmächtige Herrin, und dabei fiel gleichzeitig aus deren Munde das schreckliche Wort: „Vatermörder!“ Wie von Furien gejagt, erhob sich der unglückliche Fredy und floh aus dem Hause. Ich mag über diese schreckliche Nacht nicht weiter sprechen“, seufzte Mr. Brown. — Eine lange Pause entstand. — Dann begann er wieder.

„Mein Zwillingenbruder war tot. Mein heißgeliebter Fred stand nun wie ein Mörder vor all den Leuten, obwohl er es ja nicht absichtlich getan hatte. Edith war die Erste, welche sich aufraffte; sie tat alles totenstumm und wie versteinert, keine Frage nach dem Sohn kam von ihren Lippen, sie schien froh zu sein, daß er entflohen.

Es war gegen ein Uhr nachts, da klopfte es leise an meine Türe. Fredy stand vor mir im Reiseanzug. Mit tonloser Stimme bat er mich um Geld, viel Geld — ich gab es ihm, ich war froh, wenn er rasch verschwand. Kniend bat er mich und schluchzend wie ein Kind, und sagte: „Ich komme nie, nie wieder, aber ich werde mich bessern, selbst erziehen, Onkel; ich, ich werde Buße tun. Leb' wohl, tröste meine arme Mutter.“

Dann verschwand er im Dunkel der Nacht; es war stockfinster. Der Bahnhof war nahe, auch mit dem Schiff konnte er schnell reisen, wenn er wollte. Er sagte nur noch zu mir: „Nach Afrika, nicht Amerika!“

Es ist nicht mehr viel zu sagen, als daß ich meinen Neffen nun schon seit fünf Jahren suche und suchen ließ und doch nie eine Spur von ihm gefunden wurde.

Tief ergriffen dankten alle Mr. Brown für seine Mitteilung; herzliches Bedauern lag auf den Gesichtern, nur in Simba's Augen leuchtete ein solch freudiger Hoffnungsstrahl, daß Mr. Brown in Staunen geriet.

Nun war es Nacht geworden; eine schöne sternenhelle Nacht! Alle begaben sich zur Ruhe, nur Simba nicht; er bat, daß er diese Nacht wachen dürfe. Der Kapitän erlaubte es; da kroch Simba noch einmal nahe, ganz nahe zu Mr. Browns Lagerstätte im Ochsenwagen, und er flüsterte ihm einige geheimnisvolle Worte ins Ohr. Als dieser reden wollte, sagte Simba: „Tula nkosi tula isikati asikafiki (d. h. still, Herr, stille, die Zeit ist noch nicht gekommen). Ptemba alibulali (die Hoffnung tötet nicht).“

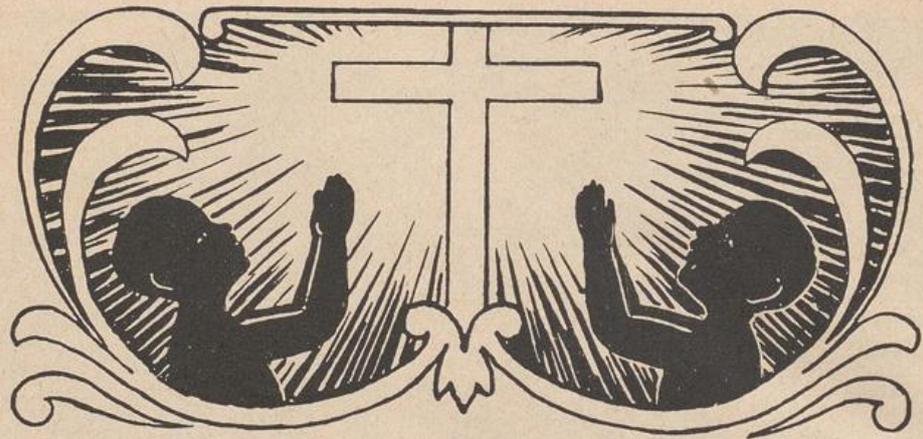
Hierauf erfaßte den Afrikareisenden süßes Hoffen, und er schlief schneller und besser ein, als es zu erwarten war. —



Ehre sei Gott in der Höhe und
Frieden den Menschen auf Erden
die eines guten Willens sind! .

♫

Diesen so kostbaren Frieden für alle Men-
schen, besonders für unser armes, schwer-
geprüftes Vaterland, für unsere lieben
Leser und Leserinnen wünscht von Herzen
zum bevorstehenden Weihnachtsfest
Die Redaktion der Caritasblüten.



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Meine lieben Kinder!

Weiß nicht, wie es kommt, meine lieben, jungen Freunde; aber es gefällt mir außerordentlich, hier in der trauten Kinderecke unter den schattigen afrikanischen Palmen mit Euch zu plaudern. Möchte Euch noch vieles erzählen, und ich denke, die schönen Caritasblüten mit blutrotem Kleide werden schon ein Plätzchen dafür haben.

Da kommt gerade so eine Schar frommer Frauen und Mädchen zur Kirche. Denkt Euch, wie die alle gekleidet sind; ganz bunte Tücher tragen sie. Die eine hat ein weiß-rotes großes Kalikotuch umhängen, auf das eine große Teekanne nebst Teetasse und dampfender Kaffee gemalt ist; darunter steht in Suaheli-Sprache geschrieben: „Karibu bwana, kula chai.“ („Komm, Herr, trinke Tee.“) Die andere trägt auf ihrem Rücken einen schönen rohrgeflochtenen Ruhesessel, der zum Sitzen einladet. Wieder eine andere hat auf ihrem Tuch ein großes Auto; jetzt stolziert gerade so ein Mädchen an mir vorbei, auf dessen Tuch ein lebensgroßer Hahn abgebildet ist, dann eine Henne mit Eiern. Sehr gelungen sieht es aus, wenn oft ein schwaches Weiblein eine ganz große gemalte Nähmaschine oder ein Flugzeug auf seinem Rücken trägt. Junge Mädchen kaufen sich gerne Tücher mit blauen, weißen und gelben Sternen oder auf denen andere Schmuckgegenstände gemalt sind. Eine solche schwarze Schöne sah ich sogar mit einem großen Pfau, welcher sein herrliches Rad schlägt und gravitatisch wie dieser stolze Pfau, so marschierte auch das eitle schwarze Eva-Töchterlein daher. Burschen und Knaben schmücken sich gerne mit bunten Halstüchern und binden dieselben auch oft um die Mitte des Leibes herum.

Heute bringe ich Euch Briefchen, die ich mit der Post bekommen habe, und worüber ich mich sehr freue, da ich sehe, wie eifrig meine kleinen Missionsfreunde in Europa sind. Aus den Briefchen, die ich hier habe, will ich Euch die Hauptsache mitteilen, denn unsere liebe Schwester Lewinna konnte mir wegen der Dicke des gebrauchten Papieres nicht alles schicken, weil es sonst zu schwer gewesen wäre.

Unser kleiner Förderer Georg Stobrawe aus Oppeln trägt monatlich 75 Hestchen aus. Er will Missionar werden und besucht bereits die höhere Schule. Schwester Stanisla in Mariannhill ist seine leibliche Schwester. Er schreibt: „Herzlichen Dank für den Tintenwischer; aber der Rosenkranz hat mir noch besser gefallen, und so habe ich denselben auch behalten. Er war gewiß für die Mutter bestimmt; aber Mutter sagte dazu nichts, als ich ihn genommen hatte. Wenn ich den Rosenkranz bete, wird es mir in der Schule schon leichter gehen. Liebe ehrwürdige Schwester! Da ich den Tag vor Weihnachten Geburtstag habe, so war das Christkind bei mir reich. Ich habe lauter nützliche Sachen bekommen und habe mich sehr darüber gefreut. Deshalb werde ich der lieben Mutter immer helfen, die Caritasblüten auszutragen. Hoffentlich werden alle Abonnenten im neuen Jahre die Hestchen weiter halten. Ich verbleibe mit den herzl. Grüßen
Ihr kleiner Förderer Georg Stobrawe.“

Maria Altmayer aus Riegelsberg (Saargebiet) hat ihren Gehilfen verloren, freut sich aber, eine andere Gehilfin gefunden zu haben. Sie schreibt:

„Mit den Hestchen sieht es augenblicklich nicht gut aus. Aber ich will mir doch Mühe geben, neue Abonnenten zu werben. Wenn es mir schwer werden will, so denke ich ‚Mit Gott geht alles wieder gut‘. Recht herzl. Grüße

Ihre dankbare Maria Altmayer.“

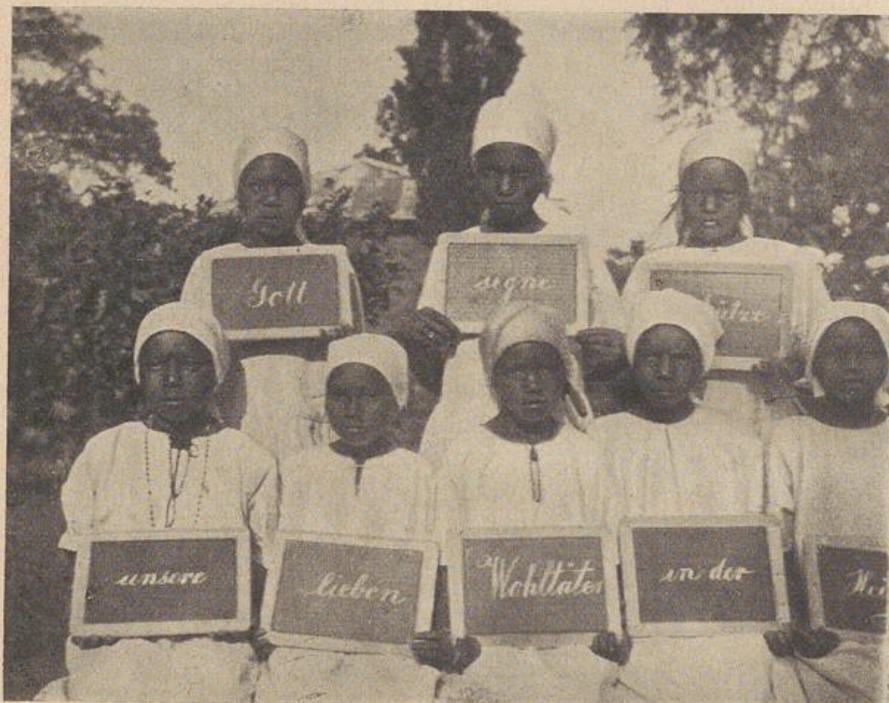
Dieses Kind besorgt mit ihrer Gehilfin monatlich 100 Hestchen, die sie in verschiedene zerstreut liegende Dörfer trägt.

Unser Förderer Franz Peine aus Bochum, 11 Jahre alt, hat von seinen 15 Abonnenten einen durch den Tod verloren. Leider war er lange Zeit krank und kannte gar nicht mehr sprechen. Er hat die kleine heilige Theresia vom Kinde Jesu fleißig verehrt und ist auch jetzt, Gott sei Dank, bald wieder ganz gesund. Dann wird er mit neuem Mute wieder weiter arbeiten. Ich hoffe, daß er den Heidenkindern bald ein Briefchen schreibt. Er hat die schwarzen Kinder so gern und möchte selber Missionar werden.

Zum Schluß möchte ich Euch, liebe Kinder, noch etwas von der ersten Klasse der Schulkinder in Wattenscheid erzählen.

Diese haben unter Leitung ihrer Fräulein Lehrerin 12 oder 14 Kleider gemacht für die armen Heidenkinder, aus weißem

Nessel mit Kreuzstich in bunten Farben unten und an den Ärmeln bestickt. Sie wollen noch mehr machen, und sie erwarten von den Heidenkindern ein Briefchen. Diese Kinder sind jetzt bereits aus der Schule entlassen, werden aber in der Kongregation weiter arbeiten. Es kann sein, liebe Kinder, daß ich selbst hier bei uns in Kilema diese Kleidchen sehen werde, wenn unsere lieben Mägdelein dieselben tragen dürfen — na, das wäre eine Freude! — Die liebe Schwester Lewinna aus Neuenbeken hat mir nämlich dieses Geheimnis verraten, daß unsere gute Mutter Bernardine, die Redakteurin der Caritasblüten und Hausoberin im „Theresianum“ in M. Gladbach, den nach Afrika reisenden Schwestern die Kleidchen mitgeben will.



Dafür sollt Ihr aber auch gewiß ein schönes Brieflein zum Danke bekommen und eine Photographie dazu.

So, jetzt kommt noch die kleine Irene Kutz aus Queichheim an die Reihe, weil sie ein so gar mitleidiges, gutes Herzchen hat und so freigebig all ihre schönen Puppen und anderes Spielzeug für die armen Heiden geschenkt und den Lieblingspüppchen für die große Reise nach Afrika selbst noch schöne, neue Kleidchen aus Wolle gestrickt hat. Vielleicht hat diese blonde Kleine ein recht edelherziges Mütterchen, welche sie so recht in christlicher Liebe erzieht nach dem Grundsatz, welchen Ihr alle, meine lieben Leser und Leserinnen, Euch tief in Eure jungen Herzen einprägen sollt zu Eurem eigenen Glück und Vorteil für Zeit und Ewigkeit. Er heißt:

„Gut sein will ich und will glücklich machen,
Will verwandeln Leid in Dank und Lachen;
Laß mich Sonnenschein vielen Menschen sein,
Daß da Segen walte, wo ich geh und schalte!“

So denkt auch wahrscheinlich, die brave Ida Meyer aus Westhausen; sie lernt so fleißig, macht den Eltern und Lehrerinnen Freude, gibt ein gutes Beispiel und ist bemüht, gute Werke zu tun; sie sammelt für unsere armen Missions-schülerinnen, um so mitzuhelfen, daß die armen Heidenkinder eine gute Lehrerin bekommen. Sie schreibt:

„Meine lieben Schwestern und Brüder! Schon lange wollte ich Euch mal ein Brieflein schreiben, aber noch nie bin ich dazu gekommen, bis auf den heutigen Tag, wo ich Euch einige Zeilen schreiben darf.

Wie geht es Euch noch in dem heißen Afrika? Mir geht es ganz gut. Ich heiße Ida und habe blondes Haar und graue Augen. In unserer Klasse bin ich die Größte. Ich bin am 22. Januar vierzehn Jahre alt geworden und werde Ostern aus der Schule entlassen. Auch trage ich monatlich Zeitschriften aus und ziehe das Geld dafür ein. Auch verkaufe ich Bilder und Marken, denn das Geld wird ja für die noch nicht getauften Kinder verwendet. Sehen bei Euch auch viele zur heiligen Kommunion? Nun will ich schließen. Beten wir zusammen zur Mutter Gottes. Ich bete auch für Euch. Schreibt mir auch einmal. Herzlichen Gruß
Eure Ida.

Die Negerkinder werden der lieben Ida bald ein Brieflein senden.
Die Afrika-Tante.



Gebetserhörungen

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für auffallende Hilfe in schwerer Krankheit.
W. in Gr. D.

Dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu tausendmal Dank für Erhörung in schweren Anliegen. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen.
N. N. in B.

Unserm hochseligen Vater Stifter, Franz Pfanner, und dem Jesuiten-Märtyrer Mexikos, P. Pro, innigen Dank für auffallende Hilfe in schweren Examen.
Missionschule in Neuenbeken.

Innigen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph und dem guten seligen Bruder Konrad für wiedererlangte Gesundheit einer Missionschwester vom kostbaren Blute. Veröffentlichung war versprochen.
M. S. C.

Tausendmal Dank dem guten lieben Bruder Konrad für Hilfe in einem sehr großen Anliegen.

Veröffentlichung war versprochen. Eine Missionschwesterngemeinde.
C. P. S. Südafrika.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Rhein. Mk. 21, Gertrud-Mechtild-Josephine; — Halberstadt Mk. 21, Agnes; — Gejeke Mk. 21, Therese; — Wevelsberg Mk. 21, Auguste-Theresia; — Paderborn Mk. 21, Anton; — Wieschowa Mk. 21, Joseph-Franziskus. Stadtlohn um Erhörung in einem großen Anliegen Mk. 21, Maria-Theresia.

Zur Heranbildung einheimischer Priester: Neidingen 1000 Frs. zu Ehren des heiligen Joseph.

Für die Mission: Neidingen zu Ehren der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe Frs. 50, Merten Mk. 3,26, Leinesfelde Mk. 2,50.

Für Kilema: Wanne-Eickel Mk. 20.

Armenbrot der armen Heidenkinder: Neidingen gesammelt von mehreren Wohltätern zu Ehren des heiligen Antonius und zum Troste der armen Seelen 100 Frs.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Neidingen zu Ehren der heiligen Familie in schweren Anliegen 500 Frs., Gelsenkirchen Mk. 5, Buchholz Mk. 4, Wanne-Eickel Mk. 2,50.

Almosen: Düren Mk. 5, Mk. 5 um Erhörung in einem Anliegen, Hemer Mk. 2,50, Dortmund Mk. 1,50, Bühne Mk. 2,50, Dortmund Mk. 2,50, Bielefeld Mk. 2,50.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott. Es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! O du aus Liebe zu uns Mensch gewordener Gott, vergilt die Spenden unserer Gönner mit reichen Himmelsgaben und schenke allen recht frohe, gnadenreiche Weihnachten.

*

Für die lebenden und verstorbenen Wohltäter unserer Mission und Genossenschaft werden dem lieben Gott dargebracht:

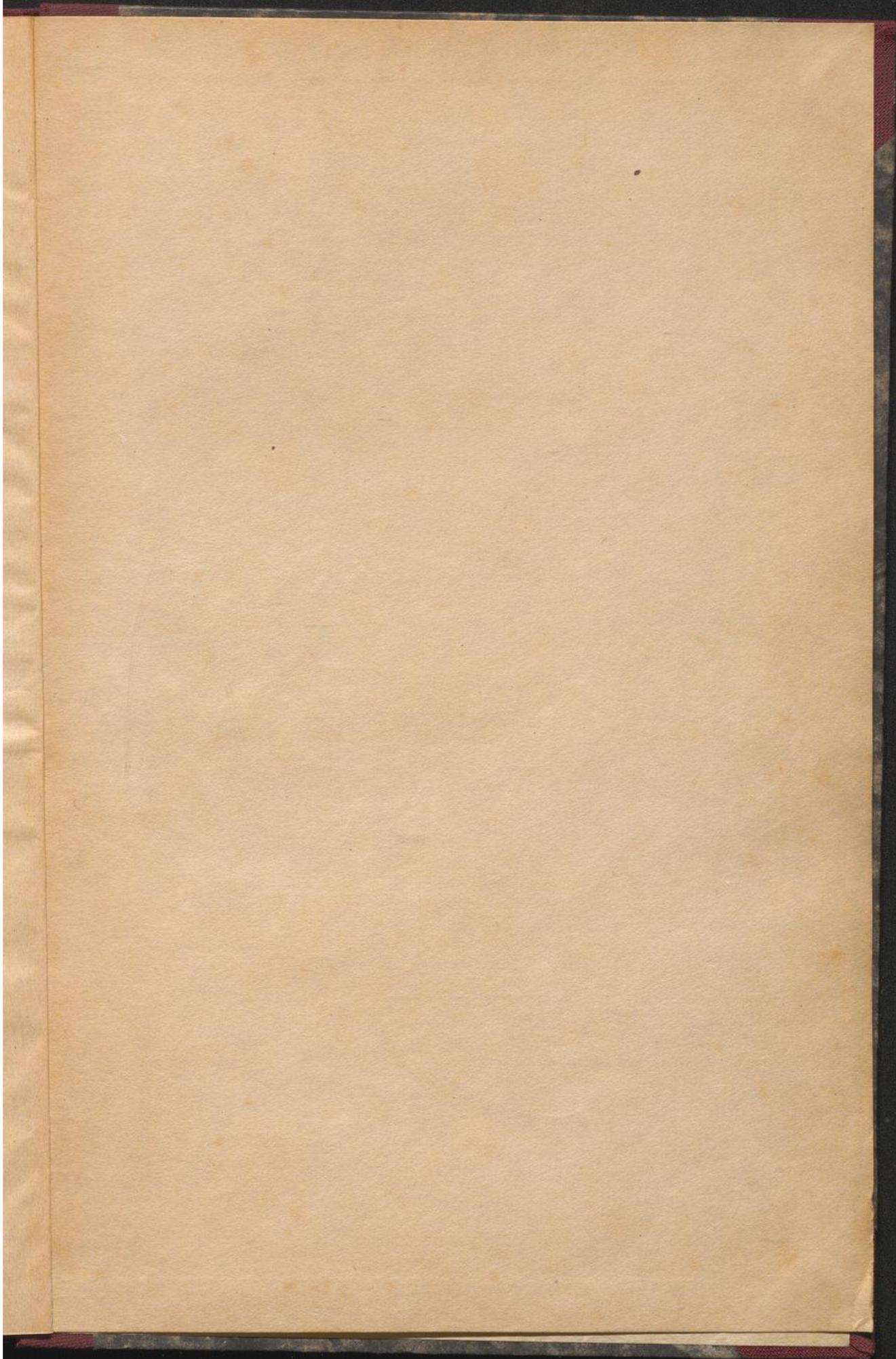
1. Jeden Monat zwei heilige Messen im Mutterhaus.
2. Jeden ersten Freitag im Mutterhaus ein Hochamt mit Aussetzung des Allerheiligsten zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu.
3. Gebete während den Anbetungsstunden vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gut am ersten Freitag des Monats während des ganzen Tages und der vorausgehenden Nacht, sowie am ersten Sonntag jeden Monats.
4. Jeden Tag besondere gemeinschaftliche Gebete im Mutterhaus und allen Filialen.
5. Jeden Montag Mette und Laudes für die verstorbenen Wohltäter von allen Mitgliedern der Genossenschaft.

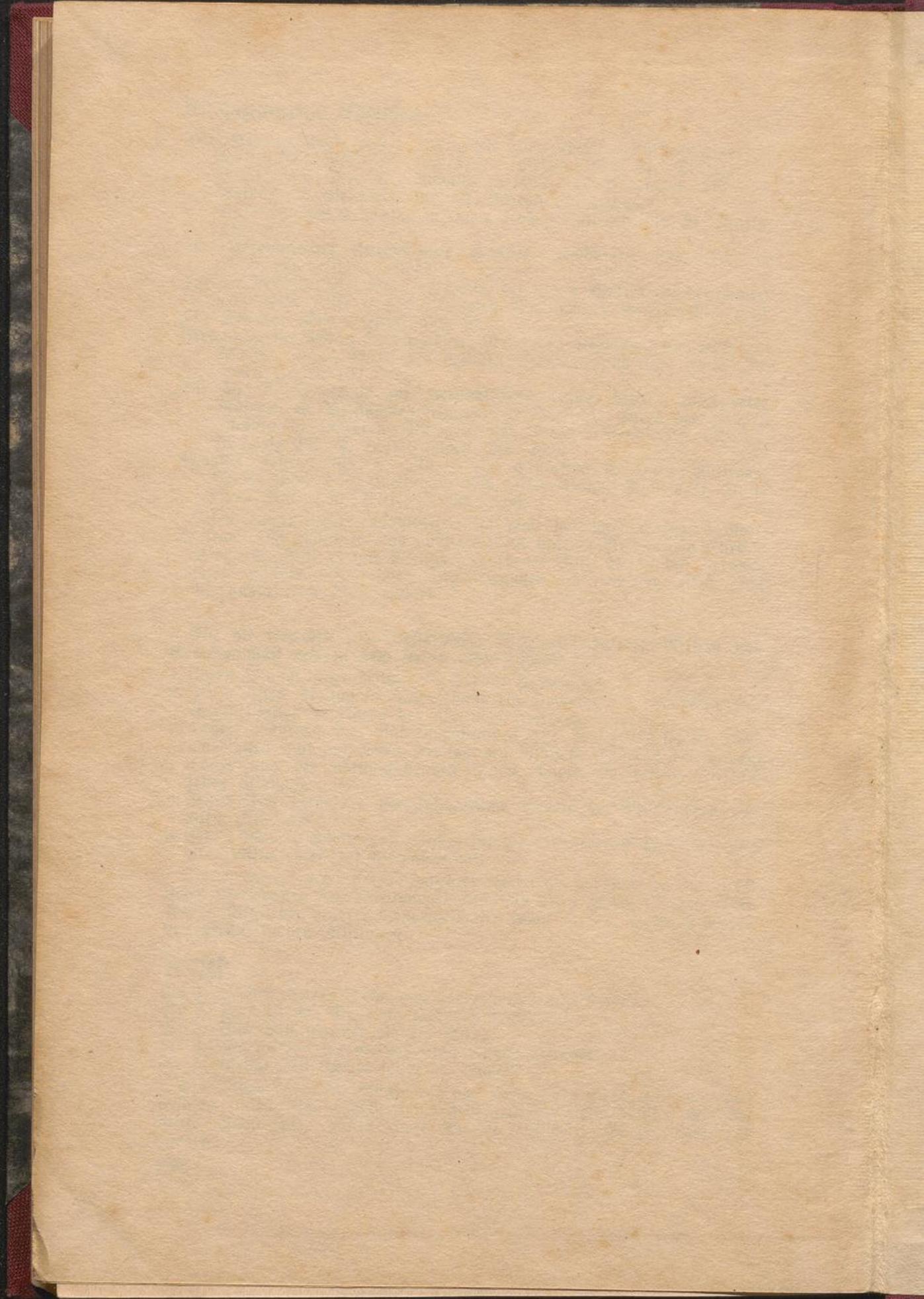
Ferner haben alle unsere Wohltäter Anteil an den Gebeten und geistlichen Verdiensten der Missionsarbeiten und allen guten Werken sämtlicher Mitglieder unserer Genossenschaft, sowie an den Gebeten unserer Neuchristen in den Missionen.

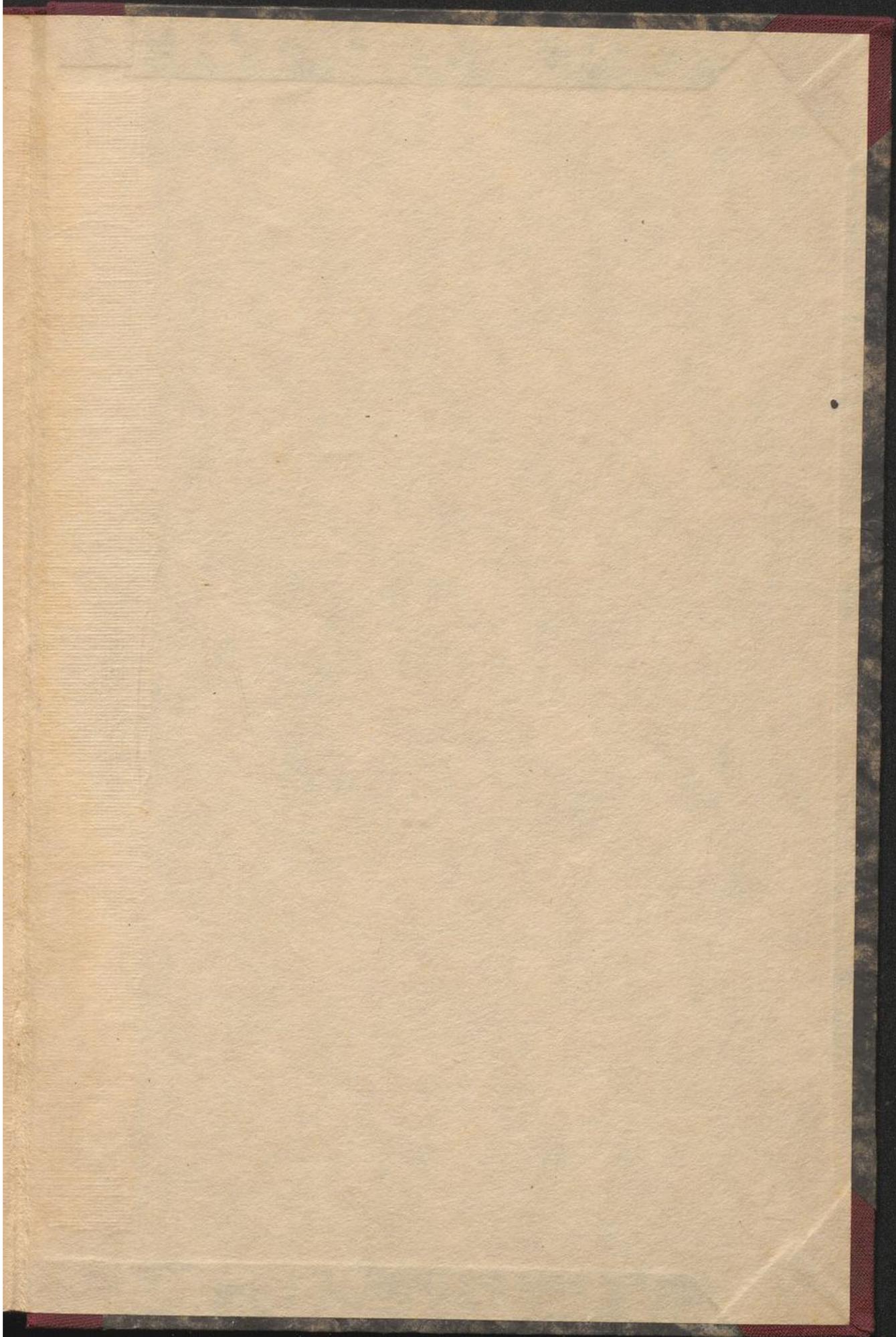
Rätsel

- Nr. 1. Meiner Eltern Sohn und doch nicht mein Bruder?
- Nr. 2. Was ist das Beste an einem Kalbskopf?
- Nr. 3. Was hält wärmer als ein Pelz?
- Nr. 4. Wo werden die meisten Nachtmützen getragen?
- Nr. 5. Welche Zeit benutzt sogar der Faule?

Ein Junge treibt die Gänse auf das Feld. Eine Gans geht vor zwei Gänsen einher, eine andere Gans geht zwischen zwei Gänsen und eine dritte Gans geht hinter zwei Gänsen. Wieviel Gänse waren es ganzen?







Carita
1

Stasblüten
1931